This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

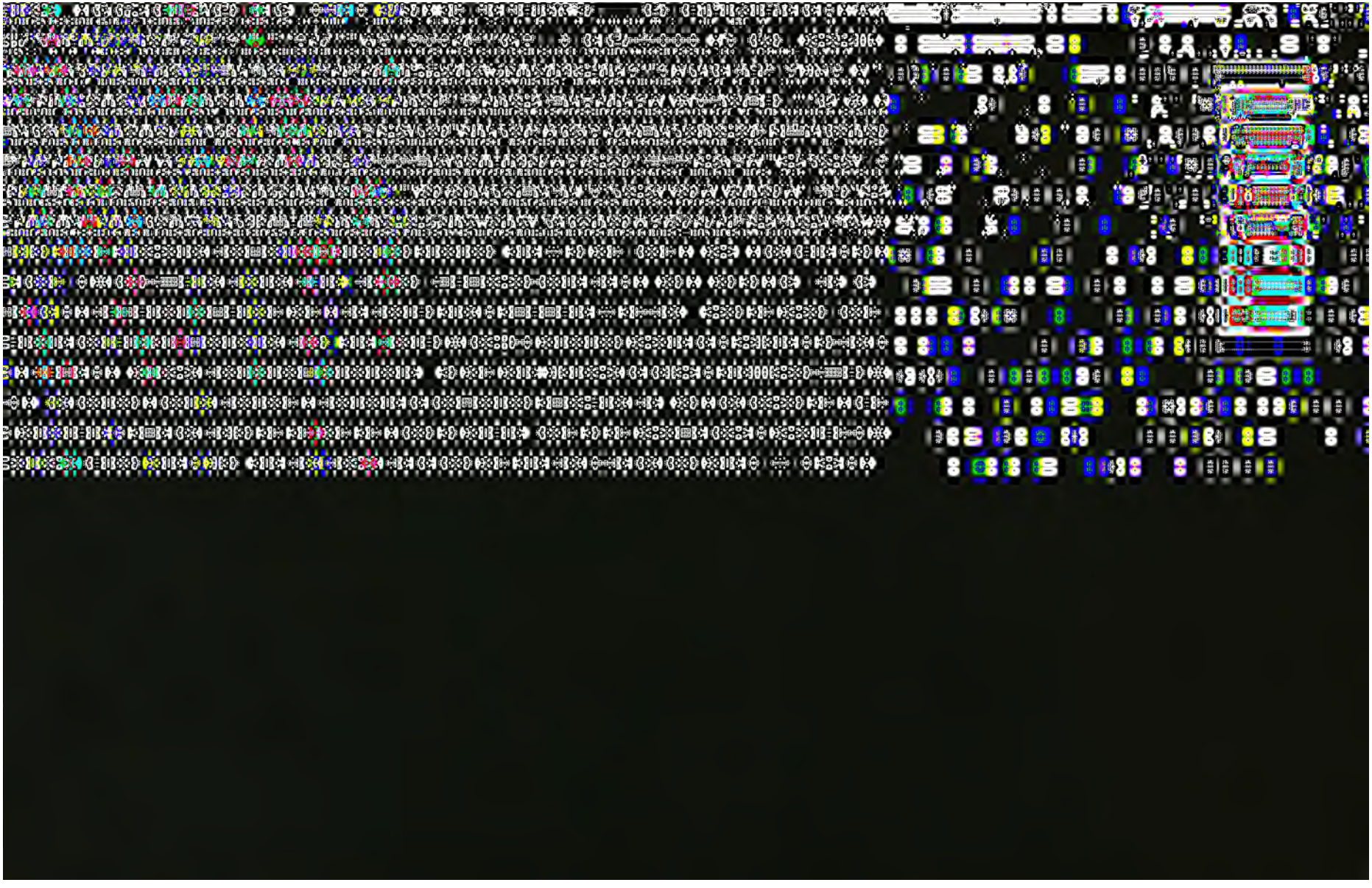
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

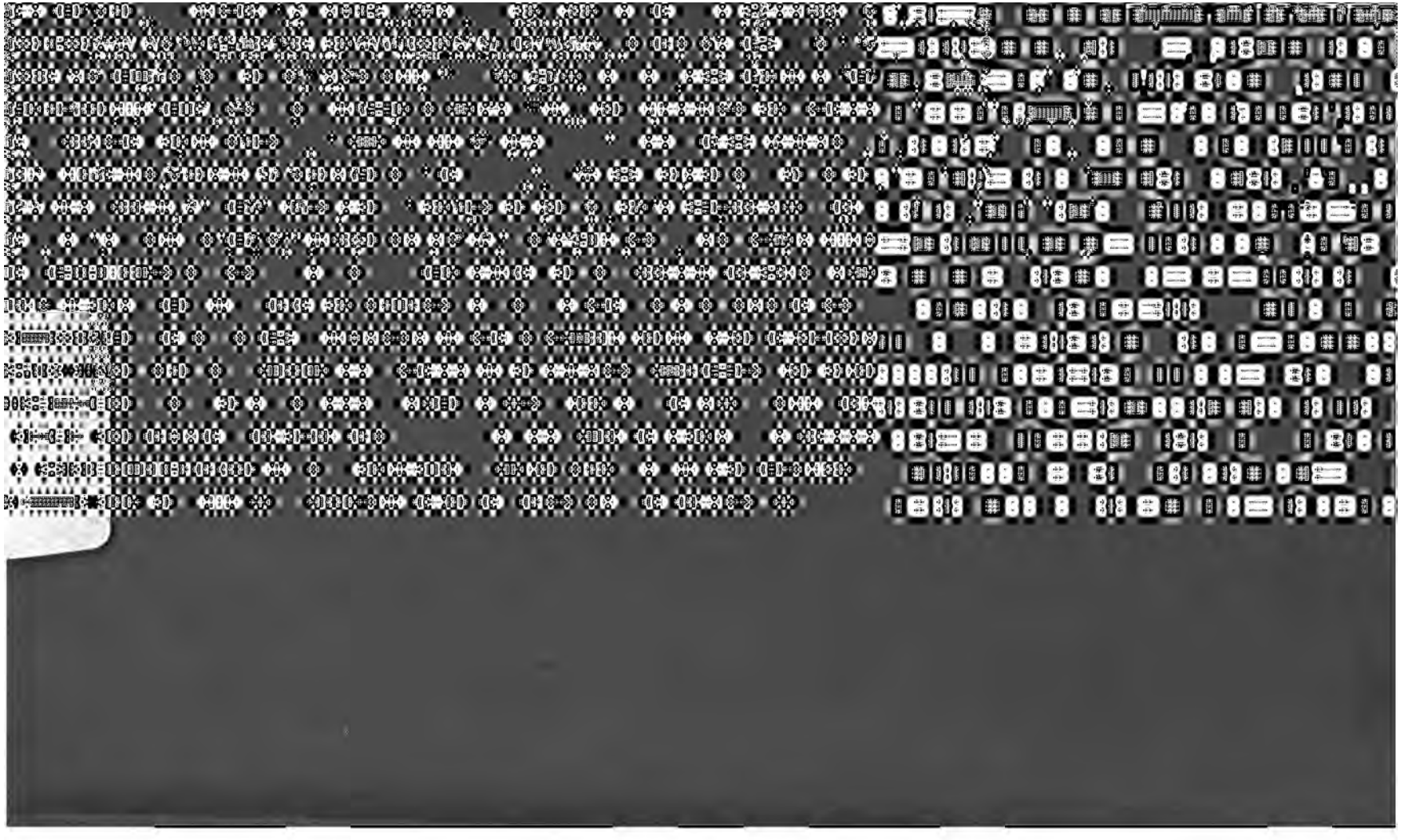
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Wilhelm III. von England

und

das Haus Wittelsbach

im Zeitalter der spanischen Erbfolgefrage.

Erster Halbband.

(W. Friedrich) in Breslau.

Wilhelm III. von England

und

das Haus Wittelsbach

im Zeitalter der spanischen Erbfolgefrage

von

Dr. Georg Friedrich Preuss
Privatdozent an der königl. Universität München.

Motto:
In jeder grossen Epoche ist
irgend eine Idee wirksam,
die, mächtiger als alle anderen,
den Ereignissen der Zeit
ihre Gestalt gibt und endlich
ihren Ausgang bestimmt.
Buckle, Gesch. der Zivilisation
in England.

Erster Halbband.

Breslau
Trewendt & Granier's Buchh. (Alfr. Preuss)
1904.

Dem Andenken

Bernhard Erdmannsdörffers.

Vorwort.

Es mag nicht viele Epochen in der neueren Geschichte geben, die das Interesse des Historikers zeitweise mehr gefesselt haben, als der auch mit allen Mitteln der Diplomatie geführte Kampf um das spanische Erbe. Heute ist der wissenschaftliche Eifer nach dieser Richtung hin merklich erkaltet und hat sich anderen Aufgaben zugewandt. Und doch wird kein Unterrichteter behaupten dürfen, daß wir über jene Epoche bereits zu allseits sicherer Erkenntnis gelangt sind. Die Grundmauern stehen allerdings unerschütterlich fest. Wer an ihnen zu rütteln versuchte, müßte dem Fluche des Wortes Treitschkes erliegen: „Will der Historiker immer und überall neu sein, wird er notwendigerweise unwahr.“ In der Beurteilung führender Persönlichkeiten und Motive dagegen, wie, wenn auch seltener, in der Konstatierung wichtiger Ereignisse dieses umfassenden Tatsachengebietes stehen sich noch heute Gädeke und Onno Klopp kaum minder feindselig und unvermittelt gegenüber als französischerseits Hippeau und Legrelle. In dem Suchen nach den objektiven Werten der sich bekämpfenden Meinungen, erblicke ich den einen, allerdings weit weniger lohnenden Teil meiner Aufgabe; gewiß nicht beanspruchend, stets die Wahrheit zu finden, aber doch hoffend, ihr in manchem näher zu kommen. Erleichtert oder überhaupt erst ermöglicht wurde mir vielfach ein abschließendes Urteil dadurch, daß ich alle irgendwie in Betracht kommenden Archive nochmals, einige zum ersten Male durchforschen konnte. Daß diese kritischen Untersuchungen auch eine Auseinandersetzung mit den Ansichten anderer bedingten, ist

ganz natürlich. Um ihrer selbst willen habe ich Polemik nirgends gesucht, aber noch weniger durfte ich ihr um der Sache willen aus dem Wege gehen. Die Achtung vor fremder Arbeit bin ich mir bewußt, dabei nirgends verletzt zu haben.

So viele haben bisher über die spanische Sukzession geschrieben, aber an dem Reichtum der spanischen Archive sind alle vorübergegangen. Den ganzen Umfang und Inhalt des aus diesen gewonnenen Materials vermag ich gegenwärtig selbst noch nicht zu überblicken — gar zu gern täuscht sich der Forscher über die Wichtigkeit seiner Funde —, aber das wenigstens möge hier gesagt sein: ganz so erbärmlich, schwach, charakterlos und bestechlich, wie die herrschende Meinung will, ist die spanische Politik selbst in ihren schlechtesten Zeiten keineswegs gewesen; auch der Epoche des ruhmlosen Niederganges der Monarchie Karls V. fehlte es nicht an ehrlichem Wollen, an heißem, nationalem Gefühle, sowie an vereinzelten Zügen düsterer Größe.

Wer aus dem Thema der Arbeit schließen wollte, daß hier die oft ersehnte und notwendige Biographie des Helden seines Zeitalters versucht werden solle, würde arg enttäuscht sein. Dieser gigantischen Aufgabe hätte ich mich nicht gewachsen gefühlt. Aber über die inhaltlich noch lange nicht erschöpften letzten anderthalb Jahrzehnte dieses von den ungeheuersten Wirkungen begleiteten und gefolgten welthistorischen Daseins glaube ich dem späteren Biographen für ein tieferes Ergreifen und Verstehen der Persönlichkeit Neues sagen zu können. Doch soll nicht eigentlich Wilhelm, sondern das Haus Wittelsbach, vor allem dessen in jenem Zeitalter bedeutendster Vertreter, Max Emanuel, den eigentlichen Mittelpunkt der Darstellung bilden. Den bei der Unrast seines Charakters, infolge mehrfach dazwischentretender unberechenbarer Faktoren und Hemnisse seltsam verschlungenen Bahnen seines uns bisher vielfach nur in Umrissen bekannten Schicksals gilt es nachzuwandeln. Inmitten des gegensätzlichen Spieles sehr überlegener Kräfte hat Bayern, selten in der Lage, selbständig einzugreifen, meist von der Macht der Umstände geleitet, eine höchst ungleiche Rolle durchgeführt. Wenige waren auf seiner Seite die Persönlichkeiten von hervorragender Eigenart und Begabung, relativ

gering die Mittel, aber groß die Gefahren, gewaltsam und erschütternd die Schicksale. Bei der Schwäche seiner politischen Position konnte der Enkel Maximilians mächtiger Bündnisse nicht entraten, und so hat er das Heil abwechselnd in allen Lagern gesucht; jahrelang in jener seltsamen, die Wandlung des Zeitgeistes mit vollster Deutlichkeit apostrophierenden politischen Verbindung mit dem Oranier, dem Haupte des Protestantismus. Der ausbrechende Kampf fand dann freilich keinen der beiden Männer in den geschlossenen Reihen der Gegner des Hauses Bourbon. Wilhelm hatte kurz zuvor das klarblickende Auge geschlossen — die Erkenntnis, daß sein Werk gesichert sei, nahm er als letzte Gabe eines reichen Lebens mit sich in die Ewigkeit —, die wenigstens mittelbare Folge seines Todes aber war Bayerns tragische Verknüpfung mit Frankreich, die wenige Jahre später Max Emanuel auf das Schlachtfeld von Höchstädt führte. Von dieser verhängnisvollen Stunde an hat das Schicksal des Bayernfürsten seinen bedeutsamen Inhalt verloren. Er wurde, wie bekannt, der heimatlose, bald auch von Kaiser und Reich geächtete Parteigänger in Frankreichs Diensten. Den Jahrzehnten zitternder Erregung und höchster Kraftanspanung folgten nach dem Utrechter Frieden solche erzwungener und unwillig getragener Ruhe, dann abermalige Erhebung und erneuter Fall.

Mit der Übernahme der Statthalterschaft der Niederlande hatte einst Max Emanuel den entscheidungsschweren Schritt auf die Weltbühne gewagt. Dieser war die Konsequenz seiner glänzenden Vermählung mit der Kaisertochter gewesen. Um wiederum dieses Faktum und seine sehr verwickelte Vorgeschichte zu begreifen, schien mir unerläßlich, die ersten Berührungen Bayerns mit der großen Sukzessionsfrage von den Anfängen aus zu verfolgen. Das ist die Aufgabe des vorliegenden Buches, welches nur das schwache Vorspiel, die einleitenden Verwickelungen des großen Dramas entwerfen soll. Es ist, abgesehen von mehreren Aufsätzen und der Habilitationsschrift (Die preußische Mediation zwischen Bayern und Österreich 1704; München 1897) die erste Frucht langjähriger Arbeit. Die Fortsetzung wird in gedrängter Kürze, besonders auf Grund der von mir zuerst bereits 1894 in Paris gefundenen

Archivalien die Haltung Bayerns im holländischen Kriege festlegen und uns zu den Anfängen Max Emanuels und damit in den Kern unserer eigentlichen Aufgabe hinüberleiten. Die Herausgabe der wichtigsten, in den Anmerkungen als Anhang mit fortlaufender Nummer zitierten Archivalien soll, sofern es mir nicht materielle Hindernisse unmöglich machen, als selbständige, mehrbändige Publikation unter dem Titel: Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der spanischen Erbfolgefrage der Darstellung folgen. Von den drei angezogenen Exkursen erscheint der als Exkurs I bezeichnete als selbständiger Aufsatz unter dem Titel: Mazarin und Frankreichs „Bewerbung" um die Kaiserkrone 1657, in dem laufenden Jahrgang der Historischen Vierteljahrsschrift; die beiden anderen werden am Schlusse des zweiten Halbbandes zu finden sein.

Dem vorliegenden ersten Halbbande ist besonders für Kapitel II das ausführliche Werk Döberls sehr zugute gekommen. Allerdings stimme ich, wie der Verfasser seit Jahren weiß, in der Auffassung mit ihm nicht überein. Ohne Beeinträchtigung des Verdienstes Döberls, eine bisher wenig bekannte Materie erschöpfend behandelt zu haben, sei erlaubt, meinen anderen Standpunkt hier kurz zu formulieren. Döberl hat den in der Hauptsache doch ziemlich folgenlosen Vertrag des Jahres 1670 zum Kernpunkt seiner Betrachtung erhoben, und, Vergangenes wie Zukünftiges zu ihm in enge kausale Verbindung setzend, mehr als ein Jahrhundert bayerischer Geschichte unter seinen Gesichtspunkt gebracht. In etwas gar zu systematisierender Verhältnisbestimmung konstruiert er eine Kontinuität der Feindschaft Bayerns zu Österreich, seiner Freundschaft zu Frankreich, wie sie meines Erachtens der Entwickelung zum mindesten nicht in diesem Grade innewohnte. Von einem ausgesprochenen, den ganzen Verlauf des Dreißigjährigen Krieges begleitenden und beeinflussenden Gegensatze Bayerns zum Kaiserhofe kann schwerlich geredet werden. Im Gegenteil sind wir heute sehr genau darüber unterrichtet, „um wie viel in Maximilians Gesinnung die Treue gegen Kaiser und Reich den Ehrgeiz und das Mißtrauen gegen die habsburgische Übermacht überwogen" (Riezler, V 354). Ähnliches gilt erst recht für den Beginn der Regierung Max Emanuels. Nur sehr allmählich ist

dessen Politik, wie ich an anderer Stelle bewiesen zu haben glaube (Histor. Vierteljahrsschr., IV 309 ff., 481 ff.), in das neue Rivalitätsverhältnis zum Hause Habsburg hineingewachsen. Wenn ferner Döberl die ganze Folgezeit bis zum Füssener Frieden von dem Vertrage des Jahres 1670 ableitet und als „Wirkungen des politischen Systems Ferdinand Marias" zusammenfaßt, so möchte ich dem entgegenhalten, daß Max Emanuel absolut selbständige, von jeder Tradition freie Politik aus persönlichen Motiven getrieben hat. Seine ehrgeizigen Neigungen, wie die ganze ihn umgebende Atmosphäre und die allgemeine europäische Konstellation sind von denen zur Zeit des Vaters sehr verschieden gewesen. Daß sich große Ideen und Aussichten in den einzelnen Epochen wiederholt haben, ist zuzugeben, eben deshalb mußte die Periode Ferdinand Marias hier Berücksichtigung finden, aber selbst für dessen Politik bildet jener französisch-bayerische Vertrag nur eine und keineswegs die wichtigste Phase.

Andererseits möchte ich auch nicht unbedingt bejahen, daß jener vertragsmäßige Anschluß an Frankreich aus einer der damaligen Lage innewohnenden Notwendigkeit hervorgegangen sei. Von einem Aufeinanderstoßen prinzipieller und darum unüberwindlicher Gegensätze und Interessenkonflikte, wie sie zwischen Österreich und Bayern so häufig und ganz besonders zu Max Emanuels Zeiten obwalteten, ist gerade damals weit und breit nichts zu sehen. Auch die Kränkungen, welche in den sechziger Jahren der Münchener Hof vom Kaiser erfahren zu haben vermeinte, gehen doch kaum über die kleinlichen Reibereien, absichtlichen Sticheleien und unabsichtlichen Mißverständnisse hinaus, wie sie in den Beziehungen zwischen Kaiser und Reichsfürst nun einmal seit alters an der Tagesordnung waren. So wenig wie in irgend einem historischen Verhältnis ist auch hier das absolute Recht nur auf einer Seite zu suchen. Eine Ansicht, zu der freilich sehr leicht jemand gelangen könnte, der sämtliche von den Politikern der Fürstenhöfe, der zeitgenössischen Publizistik sowie einer späteren territorialen Geschichtsschreibung gegen das von Österreich der teutschen Libertät aufgezwungene „Joch, Servitut und Dienstbarkeit" geschleuderten Anklägen als bare Münze nimmt

und wieder als solche verausgabt. Bereits vor 40 Jahren hat Erdmannsdörffer darauf hingewiesen, daß von jeher die Sache der Fürsten geschickter verteidigt worden sei, als die des Kaisers.

Ganz allgemein glaube ich beweisen zu können, daß die letzten erklärenden Gründe für die Politik Ferdinand Marias nicht so sehr in reifer staatsmännischer Weisheit, sondern, wie bereits die ältere Auffassung weiß, im Eingreifen recht persönlicher Interessen und Kräfte zu finden sind. Hierin bestärkt mich das Bild, das sich mir von Kaspar Schmid aus der Kenntnis der Pariser und Wiener Archive ergab. Danach erscheint der von Döberl mit unverkennbarer Vorliebe gezeichnete Kanzler, bei aller Würdigung seines ehrgeizigen Fleißes und bedeutender intellektueller Fähigkeiten, doch weder als der gedankenreiche Staatsmann und Gründer eines für Jahrzehnte maßgebenden politischen Systems, der bereits seit 1662 die bayerische Politik geleitet habe, noch gar als der ehrliche und getreue Diener seines Herrn. Prutz konstatiert einmal treffend, daß man wohl zu unterscheiden habe zwischen jenen Gratifikationen, welche fremde Potentaten reichsfürstlichen Staatsdienern meist mit Wissen und Zustimmung der Landesherren für vollbrachte Leistungen zuteil werden ließen, und Geldspenden, durch welche sie sich deren zukünftige Dienste erkaufen wollten. Über erstere urteilte das 17. Jahrhundert bekanntlich sehr milde, letztere galten als Bestechung; damals wie heute. Man tut der deutschen Nation bitter Unrecht, wenn man ihr in rechtfertigender Erklärung des einzelnen Falles glaubt alles moralische Empfinden für den Unterschied dieser Begriffe absprechen zu dürfen. Auch damals fehlte es nicht an politischen Persönlichkeiten, die in mackelloser Haltung jeder Anfechtung widerstanden. So galt der Österreicher Hocher für unbestechlich, so ist es von dem Bayern Kurz, dem Brandenburger Schwerin erwiesen, daß sie selbst harmlose Gratifikationen als wider Eid und Pflicht zurückgewiesen haben. Ein Mann dieses Schlages ist Schmid nicht gewesen. Der Staatsleiter, der für das französische Angebot von 1000 Talern den von ihm auszuarbeitenden Vertragsbestimmungen die Frankreich gefällige Form gab, so daß selbst der französische Gesandte

seine Verwunderung aussprach, wie probat das Mittel sei, der vom Pariser Hofe nicht nur eine laufende Jahresrente, sondern von Fall zu Fall für besondere Gefälligkeiten noch darüber hinausgehende Versprechungen und Belohnungen erhielt, der dabei zugleich aber auch zur Erlangung des Baronats mit dem Kaiserhofe liebäugelte, der Mann endlich, den die französischen und österreichischen Gesandten immer wieder mit seltener Übereinstimmung als durchaus käuflich bezeichneten, dem der Münchener Hof selbst nachsagte, daß er seinen Einfluß in der inneren Verwaltung zu schamloser persönlicher Bereicherung ausnutzte, — er konnte die Motive seines politischen Tuns wahrlich nicht besser charakterisieren, als mit der recht wörtlich zu nehmenden Devise: Propria charitas incipit ab ego. Der Unterschied in der Moral eines Fürstenberg und eines Schmid ist wohl ein immer noch erheblicher quantitativer, aber er ist kein spezifischer gewesen.

Dem ersten Buche ist eine längere Einleitung vorausgeschickt, die eine zusammenfassende Darstellung der Bedeutung der spanischen Sukzession mit allen ihren Voraussetzungen, Beziehungen und Folgen geben soll. Der Begriff des Zeitalters der spanischen Erbfolge ist hier in seinem weitesten Umfange gefaßt worden. Dabei war ich mir wohl bewußt, daß das Hervortreten der Erbfrage im Verlaufe ihrer ganzen Geschichte nicht ein gleichmäßig starkes gewesen ist. Vielmehr begegnen wir hier wie in allen historischen Entwickelungen Perioden von bald größerer, bald geringerer Spannung. Wenn auch mit der herannahenden Entscheidung an innerer und äußerer Kraft wachsend, hat sich das Ganze doch nicht in kontinuierlicher Steigerung vollzogen. Die Zentren der Handlung wechseln sowohl der Zeit wie dem Orte nach. Oft ist der Gang der Entwickelung durch das Eindringen neuer Vorstellungen und Kräfte unterbrochen, die Frage selbst verdunkelt, oder, wie in der Zeit des holländischen Krieges fast gänzlich unsichtbar geworden. Dem bewegten Meere mit seinen Wellen und Wellentälern vergleichbar; wie Inseln über der Wasserfläche ragen die besonders markanten Erscheinungen und Ereignisse aus der Flut des allgemeinen geschichtlichen Lebens empor. Scheinbar isoliert. Wer aber in die Tiefe hinabsteigt, ermittelt

ihre geheimen Zusammenhänge. Vieles ferner von dem, was jene Epoche als schwache Anfänge sah, ist heute zu einer gewissen Erfüllung gelangt. Dadurch ist es uns erleichtert, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem wir, herausgehoben über jene durch bunte Mannigfaltigkeit verwirrende Zeit die Bahnen jahrhundertelanger Entwickelung besser zu überblicken vermögen, als die Zeitgenossen selbst, welche im Wirbel fortstürmender Ereignisse und unfertiger Bildungen standen. Wenn etwa der Einleitung ein Verdienst zuerkannt wird, möchte ich es darin sehen, die bleibenden Werte festgelegt zu haben, welche die Periode der spanischen Erbfrage den nachfolgenden Generationen vermacht hat.

Aus dem Bestreben, für die Einleitung auch die neueste möglichst bis zum Zeitpunkt des Erscheinens reichende Literatur zu verwerten, hat sich ein sehr schwerer technischer Mangel ergeben. Bereits vor mehr als zwei Jahren war mit der Drucklegung begonnen worden. Infolge zahlreicher, das Thema interessierender neuer Publikationen sowie der dadurch gegebenen Möglichkeit, manches besser zu sagen, entschloß ich mich noch in letzter Stunde zu einer neuen Redaktion der Einleitung, die den Umfang der ursprünglichen erheblich überschritt. So ergab sich mir die Notwendigkeit, die Einleitung in der oben geschehenen Weise zu paginieren, das erste Buch aber sofort mit der Seitenzahl 85 beginnen zu lassen. In der Fülle des publizierten Stoffes lag überhaupt eine der größten Schwierigkeiten des ganzen Themas, eine andere dann in der räumlichen Zerstreutheit und Vielsprachigkeit des überreichen archivalischen Materials. Mehr als sonst wohl zu geschehen pflegt war ich daher auf wohlwollende Förderung von anderer Seite angewiesen. Das bescheidene Wort, welches der hervorragende französische Forscher A. Baudrillart seinem großen Werke: Philippe V et la cour de France, vorangestellt hat, „tout livre a plusieurs auteurs", würde wohl mit weit besserem Rechte auf die vorliegende Arbeit Anwendung finden.

Ehrerbietigen Dank schulde ich in erster Linie dem K. B. Staatsministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten, welches mir auf Grund wohlwollender Fürsprache seitens

einer hohen philosophischen Fakultät der k. Ludwig-Maximilians-Universität durch von Allerhöchster Stelle erwirkte umfassende materielle Unterstützung einen notwendig gewordenen nochmaligen längeren Aufenthalt in Spanien ermöglichte.

Aufs tiefste verpflichtet fühle ich mich ferner Herrn Professor Dr. Hermann Grauert für mehrere wertvolle Hinweise und Aufklärungen, Herrn Dr. Stollreither, Sekr. d. k. Staatsbibliothek für einige wichtige Interpretationen, Herrn Universitäts-Bibliothekar, Dr. Wolff, meinen Freunden Prof. Dr. Franz Kampers (Breslau) und Prof. Dr. Lucian Scherman (München) sowie Herrn Hilsenbeck, Sekr. d. k. Staatsbibl., für manchen praktischen Rat. Weitgehendste Unterstützung habe ich zu jeder Zeit in dem allseits als mustergültig anerkannten Institut der k. Universitäts-Bibliothek zu München gefunden. Herrn Oberbibliothekar Dr. Schnorr von Carolsfeld spreche ich deshalb auch hier meinen aufrichtigsten Dank aus. Desgleichen den verehrlichen Direktionen und Vorständen der Archive zu München, Berlin, Düsseldorf, Donaueschingen, Wien, Raudnitz, Haag, London, Brüssel, Paris, Madrid und Simancas, sowie der k. Hof- und Staats-Bibliothek zu München. Mit herzlicher Erkenntlichkeit erinnere ich mich besonders der hilfreichen Förderung, die mir der junge tatkräftige Chef des letztgenannten Archivs, Herr Julian Paz, sowie im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien Herr Dr. Schwab so überaus liebenswürdig und entgegenkommend zuteil werden ließen. Die größte Dankbarkeit aber schulde ich dem, auch bei uns als Wirtschaftshistoriker wohlbekannten Herrn Georges Espinas, Attaché aux Affaires Étrangères, der mir nicht nur während meines mehrfachen Aufenthaltes in Paris unermüdlich zur Seite stand, sondern auch zahlreiche schriftliche Anfragen in jahrelanger, kaum je unterbrochener Korrespondenz, mit stets unveränderter Zuvorkommenheit und gründlichster Sachkenntnis beantwortete, zeitraubende und schwierige Recherchen anstellte, zweifelhafte Stellen kollationierte, Kopien anordnete und überwachte, kurz, mir meine Studien in einer Weise erleichterte wie sie selbst in dem wegen seiner Liberalität vielgerühmten Pariser Archiv des auswärtigen Ministeriums sicherlich zu den größten Seltenheiten gehört.

Ich kann diese etwas langatmige und doch lange nicht erschöpfende Aufzählung nicht besser schließen, als mit der herzlichen Bitte, ich möchte mich auch für meine weiteren Untersuchungen stets ähnlicher Förderung zu erfreuen haben.

München, im Juni 1904.

Dr. G. F. Preuss.

Einleitung.

Kapitel I.

Frankreichs Stellung zu den europäischen Mächten im XVII. Jahrhundert.

Jahrhunderte bedeuten an und für sich keinerlei Einschnitte im Entwickelungsgange der Menschheitsgeschichte. Wo mit ihren zeitlichen Grenzen ein Wechsel der Epochen zusammenfällt, geschieht es zufällig.

Und doch sind wir alle gewöhnt, mit dem Begriffe eines Jahrhunderts eine ganz bestimmte Summe von Tatsachen und Ereignissen, Persönlichkeiten und Zuständen, Ideen und Vorstellungen zu verbinden. Die Geschichte selbst bezeugt uns, „daß die Jahrhunderte wirklich so etwas wie eine Eigenart haben, sich von einander unterscheiden und mit überraschend charakteristischen Zügen das eine sich vom andern sondert und abhebt.“[1]) So erscheint uns auch das siebzehnte Jahrhundert, wenngleich keineswegs überall und in jeder Hinsicht als eine Periode von relativ einheitlichem Gepräge mit bestimmtem Mittelpunkte. In der Hauptsache war es ein französisches, wie das vorangegangene ein spanisches gewesen.

Die Universalmonarchie Spaniens war die unmittelbar gegebene Folge des Heroenzeitalters der Entdeckungen und glücklicher

[1]) Vergl. Theob. Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts (Berlin 1899) 3.

dynastischer Verbindungen. Allerdings hatte damals zwar nicht die Idee der Weltherrschaft, wohl aber die Möglichkeit ihrer praktischen Durchführung bereits wesentliche Modifikationen erfahren. Eine Weltherrschaft im Sinne und in der Ausdehnung der römischen, bei welcher sich Wort und Begriff am vollständigsten deckten, war zur Utopie geworden, seitdem sich in Jahrhunderte langem Prozeß auf dem Boden oder an der Peripherie des alten Imperiums eine Reihe dynastischer Staaten von mehr oder minder nationaler Eigenart herausgebildet hatte. Auch in den Tagen ihres höchsten Glanzes war die Weltherrschaft der Ottonen und Staufer mit ihren universalistisch-theokratischen Tendenzen, welche noch Dante als das natürlich gegebene verfochten, nur eine theoretische und ideelle, politisch wie kulturell „kein Kosmos, sondern ein Chaos" gewesen.[1])

Weit überboten wurde sie durch die Machtbildung Karls V., welche die neu entdeckten Erdteile von noch unübersehbarem Umfang und Inhalt in sich schloß. Begeistert sang damals Hernando de Acuña, der gefeierte Krieger und Dichter, daß der Himmel der Erde „un monarca, un imperio y una espada" verheißen habe.[2]) Das aus dem kastilischen Stolze geborene Wort: „Si España se mueve, trembla la tierra", behielt auch noch für die ersten Jahrzehnte Philipps II. seine Berechtigung. Mit Furcht und Grauen sahen die Völker des Kontinents auf den „Démon du midi",[3]) den seltsamen Fanatiker des Eskurial.

Nicht oft befand sich ein Staat in gefährlicherer Lage als Frankreich in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Zwei Gegner, jeder ihm in seiner Art ebenbürtig, waren unter dem Scepter Karls V. gleichsam zu einem einzigen zusammengewachsen. Von der Schelde bis an die oft umstrittenen idyllischen

---

[1]) Vergl. J. Bernays, Weltalter und Weltreich; in: Deutsche Revue, VIII, 1 (1883) 68 ff.

[2]) Vergl. Nys, L'Équilibre européen; in: Les origines du droit international (Brux. 1894) 164 ff.

[3]) So nennt ihn Paquier, Hist. de l'unité politique et territoriale de la France II (1880) 161.

Ufer der Bidassoamündung, von Calais, dem Schlüssel des Kanals bis zu der alten zerschossenen Bergfeste Fuentarrabia hatte Frankreich nur feindliche Grenzen. Es ist seinem ritterlichen König in welterschütternden Kämpfen gelungen, den Gegner, der ihm hart an der Kehle saß, zuletzt doch noch abzuschütteln. Er und sein Volk haben damit Europa vor den Schrecken des spanischen Dominats gerettet und hierdurch eine historische Aufgabe von wenigstens ähnlicher Tragweite erfüllt wie später Wilhelm von Oranien Ludwig XIV. gegenüber. Der Kampf der Valois um politische Machtfragen hatte dann aber noch eine weitere Folge, die abseits der ursprünglichen Ziele lag. Indem er die Rettung des bedrängten Protestantismus ermöglichte, sind, wie so häufig in aller Geschichte, die aufgewandten Kräfte und Mittel einer Richtung zu gute gekommen, für die sie wenigstens am Anfang nicht bestimmt waren.

Mit Beginn des 17. Jahrhunderts erlosch die spanische Aggressive, und fast augenblicklich übernahm Frankreich die Rolle des Angreifers.

Schritt für Schritt, Landschaft auf Landschaft mußte sich Heinrich IV. sein Frankreich gegen heimische und äußere Feinde erstreiten. Indem er dem erschöpften Lande den inneren Frieden sicherte, bewies er, daß die schweren Erfahrungen des letzten Jahrhunderts an ihm nicht verloren waren, indem er Frankreichs gesammelte Kraft gegen Habsburg führte, hat er aber auch die Größe des kommenden vorbereitet.[1])

Unter drei großen Staatslenkern vollzog sich die Entwickelung der emporstrebenden Nation auf der gleichen Linie, nur die Personen auf der bewegten Scene wechselten, es blieb der ziel- und

[1]) Interessant ist die Darlegung des inneren Zusammenhanges der äußeren Politik Heinrichs IV. mit dem Aufblühen von Landwirtschaft, Handel und Industrie bei Fagniez, L'Économie sociale de la France sous Henri IV (1897). Der Anteil, der dem Controleur général du commerce, Barth. Laffemas, daran besonders durch seinen großen Reformplan der Industrie (p. 88—97) gebührt, ist deutlicher und stärker als bisher hervorgehoben; vergl. ferner das treffliche Werk Hanotauxs, Tableau de la France en 1614: La France et la Royauté avant Richelieu (1898).

selbstbewußte Wille, der Drang zu machtvoller Expansion.[1]) Man kann streiten und hat darüber gestritten, ob das größere Verdienst an dieser überraschenden Wendung den leitenden Männern oder der bereitwilligen und intelligenten Mitarbeit der breiten Volksschichten gebühre. Die wahre Quelle dafür lag zuletzt doch wie bei der Gründung des neuen deutschen Reiches in dem glücklichen Zusammengehen beider Faktoren. Es ist noch immer nicht unnötig zu betonen, daß die Nation den von Heinrich IV. gewiesenen Bahnen willig gefolgt ist, daß sie sich selbst seinem Nachfolger nur selten hemmend entgegenstellte, als er über den rauchenden Trümmern der hugenottischen Burgen und Städte, über den bei

[1]) Theoretisch kam dieses Streben bekanntlich am schroffsten zum Ausdruck in dem die meisten Reiche Europas, sowie die Kaiserkrone für Fr. beanspruchenden Werke Cassans: „La recherche des droicts du roy et de la couronne de France sur les royaumes, duchez, comtez, villes et païs occupez par les princes estrangers (1632). Während C.'s Buch oft zitiert wird, ist ein anderes Werk von sehr ähnlicher Tendenz fast verschollen: Besian Arroy, Questions decidées sur la Justice des Armes des Rois de France etc. (1634). A. erklärt den französischen König als den Ersten der Welt. Die Salbung gebe göttliche Autorität, die sich auch in der Gabe, Skropheln zu heilen, sowie in der Könige Beinamen als Allerchristlichste ausdrücke. Deutschland war Frankreich unterworfen, bevor Karl d. Gr. die Kaiserkrone errang; es hat sich von Frankreich durch Rebellion freigemacht (S. 108), „Nos justes droicts sur l'Empire ont esté recognus par Philippes I (1061) Louis le Gros (1110) et Louis le Jeune (1138), qui en porterent les titres et Charles VIII qui en fit acte dans Rome, et François I apres la mort de Maximilian demande l'Empire"!! Folgt die Aufzählung aller anderen Länder Europas, auf welche Frankreich begründete Ansprüche habe. Schluß: Frankreich hat ein Recht, gegen den Kaiser Krieg zu führen, auch mit Hülfe der häretischen Fürsten des Reiches. — Gegen diese Argumentation erhob sich Jansen im Mars Gallicus (u. d. Pseud. Alex. Patricius Armacanus, Lovan. 1635). Er geißelt die Auffassung A.'s vom Umfang des französischen Reiches. „Boni viri officio me facturum arbitratus sum, si insanas hominis istius voces, arrepto calamo, quantum Deus dederit, retunderem" (S. 7). Schritt für Schritt widerlegt er A. Die Salbung verleiht den französischen Königen keinerlei Charakter (Kap. IV u. XV). Sie ist auch bei anderen gebräuchlich (Kap. IX). Nicht Chlodwig, sondern Pippin ist zuerst gesalbt worden (Kap. XI). Den Titel „Allerchristlichster König" haben bereits Jahrhunderte vor den französischen die spanischen Könige geführt (XXII). Ludwig XIII. ist kein Nachkomme Chlodwigs (XXXII) u. s. w. Dann wendet sich J. sehr ausführlich gegen die Allianz Fr.'s mit den Häretikern (Lib. II).

Seite geräumten Traditionen des mittelalterlichen Feudalwesens[1]) mit gewalttätiger Konsequenz den Monumentalbau des souveränen Staates errichtete. Die Logik der Tatsachen forderte die Vernichtung des Feudalismus durch die monarchische Idee. Darin grade bestand deren Fortschritt. Ludwig XIII. hatte ein Recht zu sagen: „l'état monarchique ne peut souffrir qu'on mette la main au sceptre du souverain et qu'on partage son autorité".[2]) Mochte man auch im Volke diesen inneren Zusammenhang der Dinge natürlich nicht deutlich erkennen, man empfand doch das segensreiche Walten einer starken obersten Gewalt, und freute sich, in deren Schatten die Früchte der Arbeit reifen zu sehen. Ein inneres Friedens- und Autoritätsbedürfnis hatte sich der Nation bemächtigt, der ganz natürliche Rückschlag gegen die jeder friedlichen Ent-

[1]) Wenn R. in seinem testamentum politicum (Ranke SW. XII 191) schrieb: „duo mala habebant Galliam: haeresis et libertas", so hat er damit in der Tat die beiden Feinde des absoluten Königtums bezeichnet. Er bekämpfte die Protestanten nicht um ihres Glaubens willen, sondern weil sie einen Staat im Staate bilden wollten. Vergl. Philippson, Das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten (Berlin 1879) 8. Bezeichnend ist, daß auch der katholische Klerus völlig machtlos war. Trotzdem er relativ sechsmal reicher war, doppelt soviel Mitglieder zählte als heute. Vergl. D'Avenel, La dîme sous Richelieu; in: Acad. des sciences morales et politiques, Compte rendu CXXVIII (1887) 690 ff.

[2]) Ob Richelieus Wirken für Frankreich segensvoll gewesen sei oder nicht, darüber freilich haben die Ansichten nie übereingestimmt. Seinen großen Angreifern Montesquieu, Tocqueville, Taine, neuerdings auch D'Avenel stehen in Mignet, Martin, Hanotaux, Sorel kaum minder tüchtige Verteidiger gegenüber. Es darf wohl heute als erwiesen gelten, daß die meisten der gegen die Persönlichkeit Richelieus gerichteten publizistischen Angriffe auf den bekannten Abt von St. Germain, Mathieu de Morgues, zurückgehen. Der Erste, der dessen getrübte Auffassung wiedergab, war Le Vassor in seiner Hist. gén. de l'Eur. sous le règne de Louis XIII (Amst. 1700—1711). Vergl. Fagniez, Mathieu de Morgues et le procès de Richelieu; in: Rev. des deux Mondes, CLXII (1900) 550—586. Daß die öffentliche Meinung nicht den geringsten Einfluß auf die Politik Richelieus ausgeübt, beweist wiederum Fagniez: L'opinion publique et la polémique au temps de Richelieu; in: Rev. des quest. hist. LX (1896) 442—484, und ders.: L'opinion publique et la presse politique sous Louis XIII, 1624—26; in: Rev. d'Hist. dipl., XIV (1900) n° 3.

wickelung des großen Ganzen abholden Herrschaft des skeptischen, siegessicheren Individualismus, welcher der romanischen Anlage überhaupt fremder, erst durch die Renaissance und durch die Reformation in Frankreich hervorgerufen worden oder wenigstens erstarkt war. Wie umgewandelt erscheint nach der Mitte des 17. Jahrhunderts dieselbe Nation, deren staatsrechtliches Denken im 16. Jahrhundert die furchtbarsten Anklagen gegen die Königsherrschaft, die „Franco-Gallia" und die „Vindiciae contra tyrannos" erzeugt hatte.[1]) Viele hatten noch unter Richelieus eisernem Regimente geklagt, und an offenen Aufständen gegen diesen hat es wahrlich nicht gefehlt;[2]) unter Ludwig XIV. fand der objektive Geist der Nation in den geschaffenen Zuständen seine Befriedigung.

Die letzten Wurzeln hierfür sind in der ganz eigenartigen Stellung des französischen Königtums und der erhabenen Auffassung des Volkes von jener zu suchen. Doch wohl erst durch die Persönlichkeit und die hohen Tugenden Ludwigs des

[1]) Vergl. G. Weill, Les théories sur le pouvoir royal en France pendant les guerres de religion (1891) 99 ff.; Gierke, Joh. Althusius (Breslau 1880), 143 ff., 283 ff.; Treumann, Die Monarchomachen (Leipzig 1895). Weill schreibt ebenso wie Waddington: Note sur un pseudonyme du 16e s.; in: Revue historique LI (1893) 64 ff., und Méaly, Origines des idées politiques libérales en France. Les publicistes et la réforme sous François II et Charles IX (Dijon 1903) 221 ff., die Vindiciae nicht, wie besonders seit Bayle und noch bei Weller (2. Aufl., 1886) 88, Hubert Languet, sondern Duplessis-Mornay zu. Vergl. auch Eug. d'Eichthal, Souveraineté du peuple et gouvernement (1895) Cap. I, II. Nur übersehen die französischen Forscher dabei gänzlich, daß der Beweis der Autorschaft Duplessis-Mornays längst von deutscher Seite erbracht war. Vergl. Lossen, Aggäus Albada und der Kölner Pazifikationskongreß im Jahre 1579; in: Hist. Taschenb. (1876) 302 ff., 358 ff., u. ders., Über die Vindiciae contra tyrannos des angeblichen Stephanus Junius Brutus; in: S. B. d. k. b. Ak. d. Wiss. (philos.-philol. Kl.) 1887, I 215—254. Trotzdem führen Treumann, a. a. O. und Landmann, Der Souveränetätsbegriff bei den französischen Theoretikern. von Jean Bodin bis auf Jean Jacques Rousseau (Leipz. 1896), immer noch Languet als Verfasser an.

[2]) Doch waren diese Empörungen keineswegs gegen das Königtum selbst gerichtet. Bezeichnend für sie ist die Devise jenes Grafen von Soissons, der bei Marfée fiel: „Pour le Roi contre le Cardinal." Vergl. D'Avenel, Rich. et la monarchie absolue I (1884) 147 f.

Heiligen hatte das Königtum einen Charakter erhalten, der es unmittelbar neben die Gottheit stellte. So war das Königtum der Capetinger zugleich ein Priestertum wie jenes Davids geworden, „eine Art von Religion, geboren in St. Denis, gesalbt in Rheims; Frankreich hatte ein achtes Sakrament geschaffen, das Sakrament des Königtums.“[1])

Die Folgen dieser starken moralischen Kraft und ihrer zielbewußten Betonung sind nach den verschiedensten Seiten hin wirksam geworden. In derselben Zeit, da das deutsche Kaisertum vor der Kurie zusammenbricht, steht Ludwig der Heilige in stolzer und selbstbewußter Unabhängigkeit neben dem Papsttum, wenig später erhebt sich Philipp der Schöne über dieses. Vor allem das vierzehnte Jahrhundert sah dann eine machtvolle Steigerung des Königtums auf Kosten der unteren lokalen Gewalten.[2]) Als Franz I. zum Trone gelangte, fand er die Ideen der absoluten Monarchie bei den Männern seiner Umgebung bereits vor.[3]) Mit dem Worte „re delle bestie“ charakterisierten scharfblickende Venetianer die

---

[1]) Aucune nation n'a jamais créé une légende plus complète que celle de cette grande royauté capétienne, sorte de religion, née à Saint-Denis, consacrée à Reims par le concert des évêques, ayant ses rites, sa liturgie, son ampoule sacré, son oriflamme . . . Ce fut plus qu'une royauté, ce fut un sacerdoce; prêtre-roi comme David, le roi de France porte la chape et tient l'épée . . . La France avait créé un huitième sacrement, un sacrement qui ne s'administrait qu'à Reims, le sacrement de la royauté. Vergl. Renan, Philosophie de l'histoire contemporaine. — De la monarchie constitutionnelle en France depuis la révolution de février; in: Rev. des deux Mondes LXXXIV (1869) 79. Schöner ist der eigenartige Charakter des französischen Königtums vielleicht nirgends gezeichnet worden, als an dieser auffallend wenig bekannten Stelle. Eine Theokratie, wie Jobez, La France sous L. XIV, 2 Bde. (1876), vielleicht im Hinblick hierauf ausführt, ist das Königtum Ludwigs freilich trotzdem nicht gewesen.

[2]) Vergl. Vuitry, Études sur le régime financier de la France (1878) 523 ff.; auch Lavisse, Étude sur le pouvoir royal au temps de Charles V; in: Rev. hist. XXVI (1884) 266; Lavisse, Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution, IV, 1 (par Coville, 1902) 15 ff., 200 ff.

[3]) Hanotaux, Le pouvoir royal sous François I; Études historiques sur le XVI^{e} et le XVII^{e} siècle en France (1886) 17 f.; Lavisse, Hist. de France, V (par Lemonnier, 1903) 205 ff.

Stellung der französischen Könige.[1]) Die in Folge der Hugenottenkriege drohende Auflösung aller staatlichen Ordnungen wurde durch Heinrich IV. glücklich verhindert und als das siegreiche Prinzip des siebzehnten Jahrhunderts erhob sich erst recht die königliche Allgewalt und mit ihr das Prinzip: „Omnis potestas a deo." Im Jahre 1614 ist Frankreich absolut monarchisch.[2]) Richelieu hat das Recht der Könige Frankreichs gewissermaßen zu einem Dogma erhoben,[3]) eine Auffassung, die in ihrer starren und unnachgiebigen Ausschließlichkeit auch während der Regierung Ludwigs XIV. kaum je wieder, auch nicht von Bossuet,[4]) erreicht worden ist. Jedenfalls sah aber das Volk in dem „Roi vraiment Roi" Lafontaines[5]) eine

[1]) Vergl. Koser, Die Epochen der absoluten Monarchie in der neueren Geschichte; in: Hist. Ztschrft. LXI (1889) 257.

[2]) Tableau de la France en 1614. La France et la Royauté avant Richelieu (1898) Chap. I.

[3]) Vergl. D'Avenel, Richelieu et la monarchie absolue I (1884) Chap. V, a. versch. O. bes. 177 f. Ferner Ernest Thomas, Recherches historiques sur les droits du roi aux XVII^e et XVIII^e s.^e (1883), und Lacour-Gayet, L'éducation politique de Louis XIV (1898) Lib. II, Chap. I. Le droit divin du pouvoir. Unzweifelhaft griff Richelieu damit auf jene mittelalterliche Anschauung zurück; „spanischen Ursprungs", wie Karl Hillebrand, Zeitschr. f. Allg. Gesch., Kultur, Literatur- und Kunstgesch. II (1885) 100, annimmt, ist diese absolute Monarchie des göttlichen Rechtes doch wohl nicht gewesen. Unterstützt wurde Richelieu dabei durch die Lehre angesehener Publizisten. „Les rois sont institués de Dieu", und: „la royauté est une suprême puissance déférée à un seul, qui lui donne le droit de commander absolument", schrieb Le Bret 1632 in seinem berühmten „Traité de la Souveraineté du Roi". Jedenfalls hatte R. erreicht, was er in den lapidaren Sätzen seines Testamentes als sein Ziel bezeichnete: „Id primum intendi ut Regem meum facerem Regum primum: volui Christianissimum esse et potentissimum: volui primogenitum esse Ecclesiae et Europae"; Ranke, SW. XII 191. Ganz ähnlich sagte er an anderer Stelle: „Mon premier but fut la majesté du roi; le second fut la grandeur du royaume"; vergl. Histoire générale, par Lavisse et Rambaud, V (1895) 347.

[4]) Siehe Excurs A.

[5]) Ssymank, Ludwig XIV. in seinen eigenen Schriften und im Spiegel der zeitverwandten Dichtung (Leipzig 1898), 18.

göttliche Gestalt mit allen ihren Attributen; indem es die Person des Königs über menschliches Maß erhob, fühlte es sich selbst gehoben. Trotzdem Ludwig die Nation von sich fern hielt,[1]) setzte sie sich doch in ein ganz persönliches Verhältnis zu ihm. Sie identifizierte sich mit ihm. „Le royalisme c'était le patriotisme simplifié."

Diesem Entwickelungsprozesse war auch die Umbildung der rein staatsrechtlichen Anschauung zu gute gekommen. Die Wiedererweckung der klassischen Wissenschaft hatte kräftige Anstöße für staatsrechtliche Betrachtungen gegeben. Das im Zeitalter der Renaissance entsprungene Staatsideal, wie es zuerst unter dem Mailänder Fürstenhause der Visconti in Erscheinung getreten, hatte um die Wende des 16. Jahrhunderts seinen Weg nach Frankreich gefunden. In den Ehebündnissen Karls VIII. und Ludwigs XII. war Machiavells Grundsatz des „spegnere la linea" in seiner harmlosesten Form zu zielbewußter Praxis geworden.[2]) Dann hatte Frankreichs erster moderner Staatsrechtslehrer in seinen sechs Büchern vom Staate die Rücksichten betont und entwickelt, welche Anlage und Charakter des Volkes, die Unterschiede von Lage und

---

[1]) Auch hier stand die praktische Ausübung der Königsgewalt Ludwigs im Gegensatz zu dem von ihm entworfenen Bilde der Idealmonarchie; s. Matter, Hist. des doctrines morales et politiques II (Genève 1836) 147 ff.; Landmann, Der Souveränetätsbegriff bei den französischen Theoretikern (Leipzig 1896) 107 ff.; Sorel, L'Europe et la révolution française, I (1885) 12 ff.; Koch, Das „unumschränkte" Königtum Ludwigs XIV.; in: Beil. zu dem Jahresbericht über das Königl. Joachimsthalsche Gymn., 1887/88 (Berlin 1888); ders., Beitr. zur Gesch. d. polit. Ideen u. der Regierungspraxis. I, Absolutismus und Parlamentarismus (Berlin 1892); Ssymank, Das Bild vom vollkommenen Herrscher nach der Anschauung Ludwigs XIV; in: Hist. Vierteljahrsschr. II (1899) 45 f.

[2]) Vergl. Fester, Machiavell (Stuttgart 1900) 161. In diesen Zusammenhang kann man auch den Plan Heinrichs IV. setzen, seinen ältesten Sohn mit der Erbin von Lothringen zu vermählen, ein Gedanke, der den König noch in seinen letzten Stunden beschäftigte; Fontenay-Mareuil, Mémoires, bei Petitot, L (I. Sér. 1826) 33; Berichte des Spaniers Cardenas aus Paris vom 30. Sept. u. 29. Nov. 1609, bei Ritter, Briefe u. Akten z. Gesch. des 30jähr. Krieges II (München 1874) 430 f., 489 f.; vom 5. und 27. April, ebenda, III, 177 f., 223 f.

Klima für die einzelnen Verfassungen bedingten, allein nach persönlicher Gesinnung wie staatsrechtlicher Überzeugung stand Jean Bodin mit seiner Lehre von der Souveränetät durchaus auf dem Boden der unumschränkten Monarchie.[1])

Von Heinrich IV. an ist dann, gestützt auf den Absolutismus Malherbes,[2]) die Lehre Machiavells bis auf ihre moralisch vielleicht tiefste Staatsmaxime, das „qui nescit dissimulare nescit regnare" in steigendem Maße zur Richtschnur alles politischen Handelns geworden.[3]) Ich glaube in dem Königtum Ludwig XIV. einen seltsamen inneren Widerspruch zu entdecken. In seiner Ausübung beruhte es vielfach auf dem Boden der italienischen Lehre vom Tyrannen, allein Machiavell wies jeden rechtlichen oder gar göttlichen Charakter des Fürstentums zurück und doch bildete grade diese Auffassung das Eigenartige sowie die innere Kraft der französischen Königsgewalt. Der Widerspruch blieb unbemerkt, weil allmählich überhaupt fast alles selbständige Denken über Staatsbegriffe aufhörte. Auch hierin bezeichnete das 17. Jahrhundert eine Reaktion gegen das vorhergegangene. Pierre Corneille konnte noch das Sittengesetz über den Absolutismus

---

[1]) Vergl. Baudrillart, Bodin et son temps (1853) 287 ff.; Gierke, Johann Althusius (Breslau 1880) 151 ff.; Hancke, Bodin; in: Untersuch. z. deutschen Staats- u. Rechtsgesch., XLVII (Breslau 1894) 8 ff.; Landmann, a. a. O. 40 ff.; Fournol, Bodin, prédécesseur de Montesquieu (1896) 39 ff.; Dock, Der Souveränetätsbegriff von Bodin bis zu Friedrich d. Gr. (Straßburg 1897) 5 ff.

[2]) Vergl. Broglie, Malherbe, sa vie, son oeuvre et son influence; in: Le Correspondant, CXLVIII (1896) 997 ff., CL (1897) 31 ff., 220 ff. Enth. auch in der Collection des Grands Écrivains français.

[3]) Richelieu selbst, der Machiavell als den „écrivain solide et véritable" rühmte (Sorel, a. a. O. 17), hat eine „Apologie de Machiavel" veranlaßt. Als Verfasser des Traktates wie des „Traité des différends politiques et ecclésiastiques" ist der Domherr von Toul, Louis Machon, erwiesen. Vergl. Annales de la Faculté des lettres de Bordeaux, III (1881), 446—472. Über den Inhalt der interessanten Apologie s. Raymond Céleste, ebenda V (1883) 67—130. Richelieu in schroffen Gegensatz zu Machiavell zu stellen, wie bei Ssymank (a. a. O., Hist. Vierteljahrsschr. II, 69) geschieht, ist trotz der beiden zitierten Stellen gewiß nicht richtig.

setzen,[1]) doch die Praxis verfuhr bald anders, ohne daß sich zunächst eine Stimme dagegen erhoben hätte. Der französische Geist des 17. Jahrhunderts scheint überhaupt abstraktem Denken nach dieser Richtung hin abhold. Jedenfalls überwog die Autorität den Drang dazu. Wie die Völker in gewissen Zeiten gewisse Richtungen und Kräfte ihrer natürlichen Begabung stärker ausbilden, andere aber inzwischen gleichsam ausruhen lassen, so wandte sich der Geist Frankreichs während des größeren Teiles des 17. Jahrhunderts mehr praktischer politischer Betätigung als innerer Denkarbeit zu. Über staatsrechtliche Theorien sprach und schrieb man verhältnismäßig wenig;[2]) einmal weil ein starker innerer Drang dazu meist fehlte, zweitens weil das Königtum mit seiner zunehmenden Macht auch die Möglichkeit in die Hand bekam, ihm unliebsame Publikationen zu unterdrücken. In dieser Zurückhaltung wurde die Nation, diese „gens aulica", wie sie Leibniz gelegentlich nannte,[3]) bestärkt durch ihre innige Übereinstimmung mit den Zielen der königlichen Gewalt, vor allem mit deren immer deutlicher hervortretendem Streben nach der Herrschaft über weite Nachbarländer, zuletzt über alle Völker des Abendlandes. Was uns von ernster politischer Publizistik in jener Zeit entgegentritt, verleugnet seinen chauvinistischen Charakter und seine expansive Tendenz nicht nur nicht, sondern betont beide in höchst undiplomatischer Provokation. Wenn der Kontinent die universalistischen Bestrebungen der französischen Politik allmählich erkannte, so war nicht die geringste Ursache dafür in den bedenklichen und alle Welt bedrohenden Rechtslehren zu suchen, welche die bekannten Schriften eines Pierre Dupuy,[4]) Du Cange[5]) und vor allem Antoine

[1]) Vergl. Zeiß, Die Staatsidee Pierre Corneilles, mit einer Einleitung über die politische Literatur Frankreichs von der Renaissance bis auf Corneille in ihren Hauptvertretern (Meiningen 1896).

[2]) Vergl. neuerdings Ernest Nys, Les théories politiques et le droit international en France (1899) 130—200.

[3]) Zitiert bei Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte, I (Berlin 1888) 506.

[4]) Traitez touchant les droits du roy très chrestien sur plusieurs estats et seigneuries possédés par plusieurs princes voisins (1655).

[5]) Siehe Seite 12.

d'Auberys[1]) predigten. Indem der letztere mit sehr verwegener juristischer Dialektik behauptete, der größte Teil Deutschlands sei nichts anderes als ein altes Patrimonium der französischen Krone, gab er damit, auf alte Anschauungen zurückgreifend, eigentlich nur die bei vielen seiner Landsleute herrschende Grundstimmung wieder.[2])

Bekanntlich geht fast durch das ganze Mittelalter der Zug der französischen Könige nach der Kaiserwürde.[3]) Schon Philipp August

---

[5]) De la prééminence des rois de France au-dessus des autres rois de la terre (1668).

[1]) Besonders in: Des justes prétensions du roy de France sur l'Empire (1667). Von den deutschen Erwiderungen hierauf sei neben Lisolas berühmtem Bouclier d'état auf die Schriften des H. G. D. C. Francopolita (Phil. Wilh. von Hornick) hingewiesen. Vergl. Hölscher, Die öffentliche Meinung in Deutschland über den Fall Straßburgs (München 1896) 24 ff..

[2]) Bereits Johann Philipp von Mainz hatte das erkannt. Vergl. Pufendorf, R. G. F. W. X 673; zit. bei Mentz, Joh. Phil. v. Schönborn, Kurf. von Mainz I (Jena 1896) 136.

[3]) Im Min. des Aff. Étr. befindet sich ein bisher unbekanntes Mémoire Le Drans, des berühmten Leiters der französischen Staatsarchive, Mitte des 18. Jahrhunderts. Es ist betitelt: „Mémoires sur l'élection des Empereurs" und umfaßt 3 Bände: Mémoires et Documents, Fonds divers, Allemagne vol. I, II, III. Kopieen von I bilden IV und VII. Vor 20 Jahren wäre der Fund dieser Denkschrift von unschätzbarem Werte gewesen. Heute sind viele, wörtlich im Auszuge oder in indirekter Rede beigebrachte Aktenstücke bereits publiziert; manche sind aber noch unbekannt, vielleicht schon verloren gegangen. Uns interessiert hier zunächst der 320 Folioblätter umfassende Teil I mit dem Untertitel: Mémoire sur la part que la France a prise en différens temps à l'élection des Empereurs, 800—1714. Le Dran, „le vrai, l'unique modèle d'un garde des archives" (vergl. Michaud, Biographie universelle) hat diese zusammenhängende Darstellung, wie so viele andere Schriftstücke seiner Feder, auf ministerielle Bestellung zum Zwecke staatsmännischer Unterweisung verfaßt. Das Original trägt die Vermerke: „Envoyé à Monseigneur le Comte d'Argenson, le 3 février 1745" und „Envoyé à Mr. le Marquis de Puyzieuls, le 23 aout 1750. Eine Darstellung also, so authentisch wie nur möglich. Es wird noch häufiger darauf zurückzukommen sein. Dieses Mémoire beginnt mit den bezeichnenden Worten: „Charlemagne Roy de France ayant reduit l'Allemagne sous son obéissance et ayant conquis l'Italie et une partie de l'Espagne prit en 800 le titre d'Emp. d'Occident." Diese offizielle Ansicht ist der deutliche Niederschlag jener eben erwähnten aggressiven Publizistik des 17. Jahrhunderts. Ganz

hatte in einsamer weltferner Stunde von der Erneuerung des karolingischen Weltreichs geträumt.[1]) Was bei ihm nur als flüchtiges Spiel der Phantasie erscheint, wird zum ehrgeizigen, ernsten Wollen bei Philipp dem Schönen.[2]) Mehr oder weniger fühlten sich vielleicht alle Herrscher Frankreichs, selbst die, denen wie Philipp V. der Ehrgeiz nach der Kaiserkrone ferner lag, als die Nachkommen Karls des Großen, einzelne führten ihren Anspruch bis auf Cäsar und Augustus zurück, darüber hinaus wurden selbst David, Salomon und Joas als Vorgänger Cäsars und der französischen Könige aufgezählt.[3]) Man weiß, wie schon Karl von Anjous tätiger Geist auf Mittel gesonnen, das Kaisertum sich oder seinem königlichen Neffen zuzuwenden.[4]) In das Gewand jener Idee kleideten sich vielfach die französischen Gelüste auf Einmischung in die Verhältnisse Deutschlands oder Italiens.[5]) Dann

---

ähnlich hatte auch der Jesuit Maimbourg in seiner drei Jahre nach dem Erscheinen von der Inquisition verbotenen Hist. de la décadence de l'empire après Charlemagne (1676) Chap. I, die historische Stellung Karls des Großen bezeichnet.

[1]) Vergl. Guizot, Hist. de France I (1872) 459; Scheffer-Boichhorst, Deutschland u. Philipp II. Aug. von Frankreich in den Jahren 1180 bis 1214; in: Forsch. z. d. Gesch. VII (1868) 700.

[2]) Vergl. Sorel, L'Europe etc., a. a. O. I 247 ff.

[3]) Vergl. Lavisse, Étude sur le pouvoir royal au temps de Charles V, Rev. hist. XXXVI (1884) 274 ff. „Ainsi sont employées, pour exalter le roi, les histoires profane et sacrée.“ Dagegen hat kein Geringerer als Cornel. Jansen, der spätere Bischof von Ypern, die Kontinuität der französischen Könige seit Chlodwig geleugnet; vergl. seinen Mars Gallicus seu de justicia armorum et foederum regis Galliae (Lovan. 1635) 146 ff. Über französische Kaiserprophetieen im Mittelalter vergl. das schöne Buch von Kampers, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage (2. Aufl., München 1896) 91 ff., 115 ff., 133 ff.

[4]) Vergl. Grauert, Zur Vorgeschichte der Wahl Rudolphs von Habsburg; in: Hist. Jahrb. der Görres-Gesellsch. XIII (1892) 202; Kampers, a. a. O. 92 f.

[5]) Vergl. Leroux, Recherches critiques sur les relations de la France avec l'Allemagne de 1292 à 1378 (Bibliothèque de l'Ecole des hautes Études), 1882; ferner die Fortsetzung dazu: Nouvelles recherches critiques sur les relations de la France avec l'Allemagne de 1378 (1892) und den beider Resultate zusammenfassenden Artikel: La royauté française et le saint empire romain; in: Rev. hist. XXXXIX (1892) 241—288. Darnach habe

hatte im 16. Jahrhundert Pierre Ronsard mit der vollen Leidenschaft seiner feurigen Seele den Gedanken einer französischen Weltherrschaft verfochten. Daß ferner auch — ganz abgesehen natürlich von dem „grand dessein" Sullys — Heinrich IV., der „Imperator Galliae", wie ihn die Inschrift auf dem Denkmal des Pont Neuf bezeichnet, allerdings wohl hauptsächlich, um die befürchtete Bewerbung Philipps III. aus dem Felde zu schlagen, nach der Kaiserkrone getrachtet hat, ist gewiß.[1]) Unter Ludwig XIV. wurden auch im

sich Frankreich zunächst in einer Art Suzeränetätsverhältnis zum Reiche gefühlt. Erst im 12. Jahrhundert habe man sich der Nachfolgerschaft Karls des Großen erinnert. Um die Kaiserkrone zu erlangen, sei das Streben der Valois dahin gegangen, direkte Glieder des Reiches zu werden. Um das zu erreichen, habe Philipp der Schöne nach dem arelatischen Königreiche und dem Gebiete zwischen Rhein und oberer Maaß gestrebt, habe Philipp von Valois 1332 und 1333 mit Böhmen und Bayern über die Abtretung von Burgund verhandelt u. s. w. Dagegen s. Lot in: Rev. hist. L (1892) 147 ff. (ebenda 408 ff. die Erwiderung Leroux') und Paul Fournier, La France et l'Empire au Moyen-Age; in: Bulletin critique, XVI (1895) 544—557. Vergl. neuerdings die Übersicht bei Heinr. Otto, Das Streben der Könige von Frankreich nach der römischen Kaiserkrone (Gymn.-Progr., Hadamar 1899) und Wenck, Französische Werbungen um die deutsche Königskrone zur Zeit Philipps des Schönen und Clemens' V.; in: Histor. Ztschrft. LXXXVI (1900) 253 ff. Eine in der Hauptsache erschöpfende Bibliographie bei Leroux, Les conflits entre la France et l'Empire pendant le Moyen-Age (1902).

[1]) Im Min. des Aff. Étr., Mémoires et Documents, Fonds divers, Allemagne XII befindet sich die Kopie einer „Conference secrette de Henry le Grand", 1600. Hier werden von den Räten des Königs die Gründe für und wieder den Plan eines französischen Kaisertums erwogen. Heinrich IV. selbst habe seine Meinung zurückgehalten. Am Schlusse sei er dann zum Fenster getreten und den Blick zum Himmel richtend in die Worte ausgebrochen: „Dieu formera et fera naistre en mon coeur, s'il luy plaist, la resolution, que je dois prendre sur tous vos discours et les hommes l'executeront." Diese Konferenz ist offenbar identisch mit der bei Anquez erwähnten. Vergl. Henri IV et l'Allemagne d'après les mémoires et la correspondance de J. Bongars (1887) 140. Schon 1694 herrschte in habsburgischen Kreisen die Ansicht, Heinrich IV. trachte nach dem Kaisertum; s. Stieve, Die Verhandl. über die Nachfolge Kaiser Rudolfs II.; in: Abhandl. d. hist. Kl. d. k. b. Akad. d. Wiss. XV, I. Abt. (1880) 17 ff. Erkennbarer tritt das Streben hervor im Jahre 1600, schwächer noch einmal 1602 und 1605; vergl. die Relation des Grafen Johann von Nassau an

Volke die Erinnerungen an das alte römische Weltreich lebendig. Einst war ja an der Seine der Germanenbezwinger Julian zuerst als Imperator begrüßt worden! Uralte Prophezeiungen liefen um, daß ein starker Herrscher — man deutete ganz natürlich auf Ludwig XIV. — das Kaisertum über die Völker der Christenheit erringen, selbst die Macht der Ungläubigen in Europa vernichten werde. Ein großer Komet dünkte vielen als Wunderzeichen vom Himmel gesandt, um die politische Wandlung in den Geschicken der abendländischen Völker anzuzeigen. Einer der scharfsinnigsten Geister des damaligen Frankreich, Pierre Bayle, glaubte in seinen „pensées diverses" allen Ernstes vor diesen abergläubischen Phantastereien warnen zu müssen,[1]) die das ruhige politische Urteil seiner Landsleute zu verwirren drohten.

Churpfalz, 23. Nov. 1605; bei Ritter, Briefe u. Akten I (München 1870) 460 f.; Philippson, Heinr. IV. u. Phil. III, III (Berlin 1876) 316 f.; Stieve, Abh. d. Akad. XV, a. versch. O. bes. 52, 68, 72 ff., 94; ders., Briefe u. Akten V (1883), bes. 221 Anm. 2, 537 Anm. 1, 760 Anm. 3, 856 Anm. 1, 878; und ders., Maximilian von Bayern und die Kaiserkrone; in: D. Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft VI (1891) 44 ff., 71 f.; vor allem aber Baudrillart, La politique d'Henri IV en Allemagne; in: Rev. des Quest. hist. XXXVII (1885) 418 ff. S. auch die Ansicht d'Aubignés bei Sorel, a. a. O. I 269. Schwerlich war aber Heinrich dabei von persönlichem Ehrgeize wirklich so frei, wie seine von Ritter I 235 aus den Mémoiren Bongars' gesammelten Aussprüche erkennen lassen möchten. — Über Heinrichs Absichten auf die Kaiserkrone kurz vor seinem Tode vergl. de Crue, Les derniers desseins de Henri IV; in: Séances de l'Acad. des sciences mor. et polit., Compte rendu, CLVIII (1902) 367—97, bes. 381 ff. Bei Stieve, Briefe u. Akten findet sich nur eine einzige darauf bezügliche Stelle. Am 28. März 1609 schreibt Vischero an den Erzherzog Albrecht, der Nuntius habe ihm gesagt, „das kg. in Frankreich sotto mano hin und her tractiren lasse, um die succession im reich auf sich zu bringen"; VI (1895) 596. Wichtig auch Janssen, Frankreichs Rheingelüste u. deutschfeindliche Politik etc. (Frankf. 1861) 29 ff. Dagegen weiß Heling, Die Wahl d. röm. Königs Matthias (Progr. Belgard 1892) nichts davon zu berichten.

[1]) Vergl. Kampers, a. a. O. 136 und ders. in: Hist. Jahrb. XIX (1898) 489 ff. Über die französischen Hoffnungen, die deutschen Befürchtungen eines französischen Kaisertums s. Hölscher 84, 110, 158 f. Daß Ludwig selbst an die Erwerbung der Kaiserkrone gedacht hat, kann heute als erwiesen gelten. Vergl. Vast, Des tentatives de Louis XIV pour arriver à l'empire; in: Rev. hist. LXV (1897) 19—45. Daß aber der hier

In dem großen Drama der Regierung Ludwigs XIV. spielte die Nation nach außen hin nur eine passive Statistenrolle, und fremde

---

angeführte französisch-sächsische Vertrag vom 12. April 1664 damit nichts zu tun hatte, hat Döberl, Bayern und Frankreich, vornehmlich unter Kurfürst Ferdinand Maria (München 1900) 421, Anm. 1 mit Recht hervorgehoben. In dem Vertrage Frankreichs mit Bayern vom 17. Februar 1670 bildete die Verpflichtung beider Mächte die Wahl Ludwigs zum Kaiser, jene Ferdinand Marias zum römischen König zu betreiben, einen besonderen Separatartikel (bei Vast, 22 f., Döb. II 101 f.), allerdings mit der bekannten Einschränkung: „nisi rationabiliter, et quasi pro certo videant omnem utriusque operam inutilem fore." Daß jenes Streben bestand, bezeugt bekanntlich auch die Instruktion für Croissy (18. Oktober 1679); in: Rec. des Instructions données aux ambassadeurs et ministres de France, VII Bavière (par Lebon, 1889) 61 ff.; sodann der brandenburgisch-französische Vertrag vom 25. Oktober 1679 vergl. Mörner, Kurbrandenburgs Staatsverträge von 1601—1700 (Berlin 1867) 704 ff., sowie der sächsisch-französische vom 15. November 1679, vergl. Auerbach, La diplomatie française et la cour de Saxe, 1648—80 (1887) 475 f. In dem von Döberl übersehenen Aufsatze: Louis XIV a-t-il voulu devenir Empereur? (Bull. crit. 2e Sér. III [1897] 694 ff.) hat Legrelle versucht, Vast zu widerlegen und den Nachweis zu führen „de l'indifférence absolue de Louis XIV pour le titre de chef du saint-empire" (vergl. auch Legrelle, La diplomatie française et la succession d'Espagne, I 229, II 180). Dem Brandenburger Meinders wird hier die Initiative zugesprochen! Man wird diesen Nachweis trotz einiger richtiger Einschränkungen schwerlich für gelungen halten. Wenn der König selbst in seinen Memoiren (vergl. zu den bei Legrelle angeführten Stellen noch die Äußerungen über die Ursprünge der Macht Karls des Gr.; bei Dreyss, Mémoires de Louis XIV, II 449 ff.) seine Geringschätzung der Kaiserwürde ausspricht, die mehr belästigend als ehrenvoll sei, so liegt darin noch keine allzugroße Beweiskraft. Für recht schwach halte ich das Argument Legrelles: „L. XIV n'était pas éligible, n'étant pas membre attitré du saint empire" (p. 697). Andererseits wird man sich aber auch hüten müssen, die Tatsache, daß zeitweise der französischen Kandidatur drei Stimmen zugesagt waren, „für gewichtiger zu halten, als sie in Wirklichkeit war" (vergl. Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte I, 651). Döberl (vergl. auch Ranke, SW. X 280; Rec. des Instr. VII Intr. XII f.) scheint mir die Bemühungen Ludwigs erheblich zu überschätzen, wenn er meint, des Königs Phantasie habe sich Jahrzehnte lang mit dem Kaisertraume beschäftigt, an dessen Verwirklichung seine Staatssekretäre Lionne, Pomponne, Colbert-Croissy gearbeitet hätten (421). Man gestatte einige weitere Bemerkungen. Aus dem oben zitierten Mémoire Le Drans ergibt sich, daß Landgraf Hermann von Fürstenberg in seinen Verhandlungen mit Gravel, Mitte Februar

Beurteiler übersahen leicht die gewaltige innere Arbeit, die sie seit Dezennien vollbracht hatte,[1]) aber sie fühlte sich in dem Bewußt-

1670, außer den uns bereits bekannt gegebenen Forderungen von Subsidien und Stellung eines Hilfskorps, noch die weitere Bedingung gestellt haben muß, daß sich Ludwig sofort nach Erlöschen der habsburgisch-österreichischen Linie offen für Bayern zu erklären habe. Grade hiergegen hat L. in seinem Schreiben an Gravel vom 21. März (Le Dran, fol. 223; Döberl, I 460, 462, II 113—117) lebhaft remonstriert. Sei Bayern erst im Besitz von Böhmen, dann könnten die Kurfürsten dahin neigen, auch die Kaiserwürde auf Böhmen zu übertragen. Ferd. Maria sollte sich vielmehr verpflichten, von jedem Versuche, seine Ansprüche mit den Waffen durchzusetzen, abzusehen, bis er, Ludwig, Kaiser, jener römischer König sei. Denn das sei unzweifelhaft der Hauptzweck (fol. 224). Habe man erst Krieg angefangen, würde die Wahl auf jeden anderen eher fallen, als auf die Friedensstörer. Nach Le Dran sei Schmid diesen Einwürfen zugänglich gewesen, wir wissen jedoch durch Döberl, und Le Dran bestätigt es, daß Ferd. Maria fest hielt an dem Gedanken, nach Leopolds Tode sofort zu handeln, daß der König zuletzt nachgab, nachdem ihm Ferd. Maria versprochen, auch dann die Krone abzulehnen, wenn sie ihm die Kurfürsten übertragen wollten. Daraus ergibt sich immerhin ein weiterer Beweiß, daß L. mit Ernst bei dem Gedanken an sein Kaisertum verweilte. Andererseits freilich hing das ganze Gewebe an dem schwachen Faden der Vertragstreue Ferd. Marias. Gravel hat am 10. Juni mit aller Entschiedenheit darauf hingewiesen, daß Ferd. Maria eines schönen Tages bei günstigen Aussichten doch nach der Kaiserkrone greifen könne (fol. 230—232, Döberl, I 471, II 132—39). Darauf L. am Schlusse seines Briefes vom 25. Juni: „. . . Il reste à parler de la prudente consideration que vous avez faite et qui sans doute me doit donner le plus de peine dans toutte cette affaire, qui est que je dependray presqu' entierement de la bonne foy dud.t Elect." (fol. 238 f., Döberl, II 141). Er räume ein, daß es keine Sicherheiten gegen Untreue gebe, dennoch wolle er Ferd. Maria trauen. Gravel hat sich nicht dabei beruhigt. Noch am 4. September urteilt er: „La principale difficulté qui reste à surmonter consiste dans la confiance que l'on doit prendre à la bonne foy de l'El. dans une affaire aussy importante et aussy delicate qu'est celle dont il s'agit maintenant" (Aff. Étr. Corr. Allemagne, 254). Wir wissen, daß das Mißtrauen nicht ganz unberechtigt war (Döberl, 437 f., 475 f.), daß die französische Politik bei Zeiten daran dachte, der Möglichkeit eines Vertragsbruches zu begegnen (ebenda, 480). In diesen bayerischen Verhandlungen tritt nun die Kaiseridee Ludwigs noch am deutlichsten hervor. Die Verträge des Jahres 1679 haben für mich bei weitem diesen Wert nicht. Die Situation ist eine viel ungünstigere; im Jahre 1670 war Leopold

[1]) Siehe Seite 19*.

sein des Beherrschtwerdens, in der äußerlich prunkhaften und geräuschvollen Befriedigung der Eitelkeit ihres selbstbewußten Volks-

krank und kinderlos, jetzt hatte er männliche Nachkommenschaft; dazu erscheint das Verhältnis der deutschen Fürstenwelt zu Frankreich von Grund aus umgestaltet. Ludwig galt 1679 vielen bereits als der Erbfeind. Der brandenb. Vertr. (Art. XII) sowie der sächsische (Auerb. 476) faßten daher die Unmöglichkeit einer bourbonischen, die Notwendigkeit einer nichtbourbonischen Kandidatur ins Auge. Daß grade die drei größten Reichsfürsten ernstlich geneigt sein sollten, einen so absolut regierenden König als allmächtigen Kaiser über sich zu setzen, konnte nach den enttäuschenden Erfahrungen früherer Jahrhunderte doch auch in St. Germain nicht lange geglaubt werden, wo man so genau die Interessenkonflikte zwischen der ehrgeizigen, auf ihre Libertät stolzen kurfürstlichen und der schwächlichen kaiserlich-habsburgischen Macht kannte und davon profitierte. Als Heinrichs IV. Absichten auf die deutsche Krone ernst zu werden drohten, wie waren da sofort die Befürchtungen der Fürsten des Reiches wach geworden (Stieve, Verhandl. über die Nachf. Rudolfs II., a. a. O. 101 ff.). Im April 1605 hatten sich die Heidelberger Räte dahin geeinigt, „daß Ausländer durch die Reichsverfassung und das Herkommen ausgeschlossen seien und an Heinrich IV. von Frankreich auch deshalb nicht zu denken sei, weil derselbe eine seine Befugnisse einschränkende Kapitulation nicht eingehen oder doch nicht halten, ja vielleicht das Reich seinem Lande einzuverleiben suchen werde“ (Stieve, Briefe u. Akten, V 878). Jeder kundige Zeitgenosse Ludwigs mußte zugeben, daß sich seitdem jene Besorgnisse eher verstärkt als gemindert hatten. Es ist gewiß bezeichnend, wenn sich Ferd. Maria mit der Hoffnung tröstete, „das Mißtrauen der anderen Kurfürsten werde der französischen Kandidatur Hindernisse genug in den Weg legen“ (Döberl 437). So ist man sich wohl weder in Versailles noch an den deutschen Kurhöfen über die praktische Geringwertigkeit jener Vereinbarungen im Unklaren gewesen (vergl. die für mich überzeugenden Ausführungen bei Erdmannsdörffer I 651 f.). Auf wie schwachem Boden zumal der geheime Vertrag mit Sachsen stand, darüber hat sich Ludwig jedenfalls keiner Täuschung hingegeben. In der Tat ist dieser Vertrag schon im Jahre nach seinem Abschluß infolge des Regierungswechsels erloschen. Vergl. Hassel, Zur Politik Sachsens in der Zeit vom westpfälischen Frieden bis zum Tode Johann Georgs II.; in: Neues Arch. f. sächs. Gesch. XI (1890) 144. Faßt man das alles zusammen, erwägt man ferner, daß sich in der uns bekannten diplomatischen Korrespondenz des französischen Hofes sonst so gut wie nichts mehr über jenen Plan findet (die weiteren französ.-brandenburgischen Abkommen vom Jan. 1681, Jan. 1682, April 1683 [dieser nicht ratifiziert], Oktober 1683 [Mörner, a. a. O. 713, 716, 721, 731], begnügten sich, in ihren ersten Artikeln ganz allgemein die früheren Verträge zu bestätigen; die Verhandl. wegen der kölnischen Stimme 1682 ist über Pourparlers nicht hinausgekommen; Vast 29), daß Ludwig, wie alle seine Vorgänger und so viele

tums zunächst ebenso zufrieden, wie der König in der Rolle des Herrschers. Lange drang kein Laut der Unzufriedenheit aus der Tiefe.[2]) Heinrich V. im Drama Shakespeares hat Unrecht, wenn er das Idol ceremony verachtet. Grade in seinen Worten: „Wherein thou [der Herrscher] art less happy, being fear'd Than they [das Volk] in fearing"[3]) liegt ja dessen gewaltige Wirkung, das Geheimnis so mancher despotischen Regierung, nicht am wenigsten der Ludwigs XIV.

Dazu kam, daß die Grenzen der Nation mit denen des Staates so eng zusammenfielen, wie sonst nirgends mehr auf dem Kontinent. In innigster Abhängigkeit von dem Wachstum materieller und politischer Machtmittel begann in sich immer weiterndem Umkreis der Siegeszug der französischen Kultur. Ihr gelang mit einer gewissen Selbstverständlichkeit, was der spanischen Kultur, welcher in den Augen des übrigen Europas stets etwas Fremdartiges anhaftete, niemals gelungen war. Das alles wirkte zusammen, um

der französischen Publizisten des 17. Jahrhunderts (vergl. Hölscher, a. a. O. 4 ff.) von hohem Stolze auf die französische Erbkrone durchdrungen, das deutsche Wahlkaisertum grade als solches abfällig beurteilte (Saymank, a. a. O., Hist. Vierteljahrsschr. 71), dessen Gefahren bereits Bodin u. a. erkannt hatten (vergl. Fournol, Bodin, 93), so wird man, glaube ich, der Kaiseridee in Ludwigs Politik nur einen recht bescheidenen Platz einräumen dürfen.

[1]) Vergl. E. Rodocanachi, Relation et observations sur le Royaume de France par le Cardinal Chigi 1664; in: Rev. d'Hist. diplom., VIII (1894) 269 ff. Diese Nichtbeachtung der breiten Volkskreise lag freilich überhaupt im Geiste der italienischen Berichterstattung (vergl. Fester, Machiavell, 19).

[2]) Es mag auch hier auf die bekannte Tatsache hingewiesen sein, daß die ganze 54jährige Regierung Ludwigs nur eine einzige direkt gegen seine Person gerichtete Verschwörung gesehen hat. Vergl. Maury, Une conspiration républicaine sous Louis XIV., le complote du chevalier de Rohan et de Latréaumont; in: Rev. des deux Mondes, III. Sér. LXXVI (1886). Neues Material hierzu bieten die allerdings nur mit Vorsicht zu benutzenden Mémoires du temps de Louis XIV, par Du Cause de Nazelle; publ. par Ern. Daudet (1899). Vergl. ferner auf Grund derselben Chérot, La conspiration du chevalier de Rohan, 1674; in: Études publiées par des Pères de la Compagnie de Jésus, 1900 (20. Mai). Eduard Schulte, Die Denkwürdigkeiten Nazelles (Beilage zur Vossischen Zeitung, 1900 Nr. 26), nennt sie sehr mit Unrecht „unbedingt glaubwürdig".

[3]) Heinrich V., Akt IV, 1.

der Mitwelt einen so überwältigenden Begriff von der Harmonie der französischen Staatseinheit zu geben. „Ludwig, Colbert und die französische Nation — so sagt Hermann Grimm — hatten sich zusammengetan, um das Höchste zu leisten und es war ihnen gelungen."

Das Volk übersah hierbei, oder wollte nicht sehen, daß die Staatsgewalt mit den alten Provinzialrechten sehr willkürlich umsprang. „Die Privilegien des Landes wurden tote Briefe."[1]) Das

[1]) Funk-Brentano, L'économie politique, patronale. Traicté de l'oeconomie politique dédié en 1615 au roy et à la reyne mère du roy par Antoyne de Montchrétien (1889) Introd. XCIV ff., überschätzt die Rücksicht Colberts auf die lokalen Freiheiten. Vergl. Monin, Essai sur l'hist. administrative du Languedoc pendant l'intendance de Basville, 1685—1719 (1884), der den Provinzialständen auch die geringste Selbständigkeit abspricht: „La vanité est trop souvent le seul sentiment général qui les anime" (403). Ähnlich Lavisse, Vue générale de l'hist. politique de l'Europe (1890) 143 f. Über die Administration unter Ludwig im allgemeinen vergl. außer den alten Werken von Boisguilbert, Détail de la France sous le règne de L. XIV (I. éd. 1696) und Boulainvilliers, État de la France, extrait des mémoires des intendants (1727) Thomas (Alex.), Une province sous L. XIV. Situation politique et administrative de la Bourgogne de 1661 à 1715 (1844); Clément, Le gouvernement de L. XIV ou la cour, l'administration, les finances et le commerce de 1683 à 1689 (1848); Joubleau, Études sur Colbert, ou exposition du système d'économie politique suivi en France de 1661 à 1683, 2 Bde. (1856); Dareste de la Chavanne, Hist. de l'administration en France et des progrès du pouvoir royal, depuis le règne de Phil. Aug. jusqu'à la mort de Louis XIV, 2 Bde. (1848); Chéruel, De l'administration de Louis XIV (1661—1672) d'après les Mémoires inédits d'O. d'Ormesson (1850); Clément, Hist. du système protecteur en France depuis le Ministère de Colbert jusqu'à la révolution de 1848 (1854); Chéruel, Hist. de l'administration monarchique en France depuis l'avénement de Phil. Aug. jusqu'à la mort de Louis XIV, 2 Bde. (1855); Clément, Hist. de Colbert et de son administration (1874, 2. éd.); Colbert, Lettres, instructions et mémoires, 4 Bde. (1867); Neymarck, Colbert et son temps, 2 Bde. (1877); die großen Publikationen von Depping, Correspondance administrative sous le règne de L. XIV, 4 Bde. (1850—55) und Boislisle, Correspondance des contrôleurs généraux des finances avec les intendants des provinces, 3 Bde. (1874—1898); ders., Mém. des intendants sur l'état des généralités dressés pour l'instruction du duc de Bourgogne (1884); Arbois de Jubainville, L'administration des intendants (1880); Hanotaux, Origine de l'institution de intendants

war eine Notwendigkeit, sollten die bei andern Völkern vielfach so krampfhaft festgehaltenen landschaftlichen und partikularen Unterschiede in dem nationalen Gedanken und der Gesamtstaatsidee aufgehen.[1]) Und dies war ja das Ziel, dem bereits die Herrscher des 15. und 16. Jahrhunderts „mit unpersönlicher Zähigkeit" nachgestrebt hatten.[2]) Das folgende Jahrhundert brachte dann die Erfüllung. Richelieu fand noch Adlige und Bürger in Wehr und Waffen, man weiß, mit wie schroffen Mitteln er gegen die Selbsthilfe vorgegangen ist. In dem ersten Dezennium der Regierung Ludwigs wurden die Mauern der Schlösser und wehrhaften Städte im Innern in Trümmer gelegt, Geschütze und sonstige Verteidigungsmittel nach der Grenze geschafft, denn es gab keinen Feind mehr im Lande[3]).

---

des provinces (1884); Callery, Les droits de douane et les idées économiques sur le commerce extérieur depuis le XVI[e] s. jusqu'à l'ordonnance de Colbert de 1664; in: Acad. des sciences mor. et polit., Compte rendu CXVII (1882) 719—745; Gachon, Les États du Languedoc aux XVII[e] siècle (1888); Monnet, Hist. de l'administration en France (1885); Marchand, Un intendant sous L. XIV (Lebret in der Provence 1687 bis 1704; 1889); Babeau, La province sous l'ancien régime, 2 Bde. (1894); Cosnac, Mazarin et Colbert (1892); Roscher, Politik a. a. O. 272 f.; Cilleuls, Hist. et régime de la grande industrie en France aux XVII[e] et XVIII[e] siècles (1898) 21 ff.; Sargent, The economic policy of Colbert (London 1899); Hecht, Colberts politische und volkswirtschaftliche Grundanschauungen (Freiburg 1899); Godard, Les pouvoirs des intendants sous Louis XIV (1901). Eine Bibliographie über die États der einzelnen Provinzen gibt G. Koch, Das „unumschränkte" Königtum Ludwigs XIV.; a. a. O. 37, § 14. Neuerdings vergl. die für die Kenntnis der französischen Verwaltung mancherlei interessante Einzelheiten enthaltende Schrift von Pierre Dubuc, L'intendance de Soissons sous Louis XIV, 1643—1715 (1902).

[1]) Vergl. Rüdiger, Über Nationalität. Zeitschr. f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, III (1865) 101.

[2]) Vergl. R. Schmidt, Allgemeine Staatslehre II, 2, 520 ff. und 640 ff.

[3]) Alb. Bareau, L'armément des nobles et des bourgeois au XVII[e] siècle dans la Champagne méridionale; in: Rev. hist. XXV (1884) 288 ff. Den großen Familien, wie den Bouillon, Nemours, Guise u. a. hat R. wenigstens ihre dekorative Stellung gelassen; vergl. D'Avenel, La noblesse française sous Richelieu (1901).

Auch die kommunalen Eigentümlichkeiten und Freiheiten verschwanden zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt allmählich mehr oder weniger, hier und da gingen sie wohl auch durch einen Kompromiß der städtischen Gewalt mit der königlichen verloren.[1]) Das Königtum schaffte in einer gemeinsameren Munizipalverwaltung ein höheres Band der Einheit. Was in St. Quentin vorging, ereignete sich so oder ähnlich in allen größeren Städten des Reiches; die Stadtchronik geht auf in der Landesgeschichte.[2]) Noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts war der Begriff Frankreich ein sehr enger. Man konnte damals sagen hören: „Le Roi parti de Marseille et s'en alla en France".[3]) Jetzt begann der Einzelne das große Frankreich mit der gleichen Liebe zu umfassen, wie die kleine Landschaft, in der er geboren worden. Die Idee des allgemeinen Vaterlandes war noch blutjung, gerade in dieser stürmischen Geltendmachung des plötzlich hervorbrechenden Gefühls nationaler Zusammengehörigkeit hat man das eigentliche Geheimnis der Größe Frankreichs erkannt.

Es ist schwer zu analysieren, wie viel an diesem Verdienste dem Könige persönlich gebührt. Jedenfalls hat er die großen Massen der Vorstellungen nicht umgebildet, wohl aber hat er, mit dem Zeitgeiste gehend, in der Prärogative der Krone zusammengefaßt, in seiner Person als Träger der Monarchie einheitlich ver-

---

[1]) So war es unter Ludwig XIII Lyon ergangen. Charléty, Le voyage de Louis XIII à Lyon en 1622; in: Rev. d'Hist. moderne et contemporaine (1900) VI, (1901) I. Für die frühere Zeit vergl. Bareau, La ville sous l'ancien régime, 2 Bde. (1884); Sée (Henri), Louis XI et les villes (1892) 63 ff. — Ludwig XI. wußte sehr wohl, weßhalb er in den Städten das Handwerk organisierte und den seiner Gewalt unterworfenen Zünften zum Siege verhalf über das freie Stadtregiment. Wenn er die Städte protegierte, geschah es in der Hauptsache nur, wie er selbst zugab, „pour notre plus grand profit"; vergl. Hauser, Ouvriers du temps passé, XIVe —XVe siècle (1900).

[2]) Vergl. Normand, Étude sur les relations de l'état et des communautés aux XVIIe et XVIIIe siècles. St.-Quentin et la Royauté (1881).

[3]) Vergl. Ruffi: Histoire de Marseille, zit. bei Lotheißen: Frankreich im 17. u. 18. Jahrhundert; in: Deutsche Rundschau, LVI (1888) 252.

körpert, was schon vorhanden war.[1]) Er hat, ähnlich äußert sich einmal Flassan in seiner bekannten Histoire de la diplomatie française, eine historische Generation bereits vorgefunden, aber er hat keine gebildet.[2])

Giovanni Battista Vico beobachtet in der Weltgeschichte zwei große Kreisläufe der Entwickelung. Aus dem patriarchalischen Zeitalter ist die aristokratische, aus dieser die demokratische Herrschaft hervorgegangen, welche die Monarchie der Römer erzeugt hat. Diese ging in der großen Völkerbewegung zu Grunde. Derselbe Prozeß wiederholte sich ähnlich im Mittelalter und in der neueren Zeit. Auf den Schultern des der Adelsherrschaft feindlichen Bürgertums erhob sich das Königtum. Mag die Lehre von so periodisch wiederkehrenden Zuständen im historischen Geschehen richtig sein oder nicht, uns interessiert hier die Auffassung Vicos deshalb, weil offenbar Frankreich dem Schöpfer der modernen Geschichtsphilosophie als Modell gedient hat. Nirgend anders wo ist die Entwickelung so folgerichtig und daher so erfolgreich verlaufen wie hier. Es war die erste Entfaltung einer im Denken und Handeln eminent nationalen Kraft, die der ganze Kontinent bewundern mußte und fürchten lernte.

Eine erobernd nach außen greifende Politik erscheint, so lange sie gewisse Grenzen einhält, in jenem Zeitalter als die ganz natürliche und gesunde Äußerung eines im Innern gefestigten

---

[1]) Auch die Niederwerfung des Pariser Parlaments war in der Hauptsache bereits von Mazarin durchgeführt worden. Die Ordonnanz von 1667 hat nur das Werk vollendet; vergl. Glasson, Le Parl. de Paris. Son rôle politique depuis le règne de Charles VII jusqu'à la révolution, I (1901) 384 ff., 409 ff. Für die älteren Zeiten Fayard, Aperçu hist. sur le Parl. de Paris, 3 Bde. (1876); Aubert, Hist. du Parl. de P. de l'origine à François I, 1250 à 1515, 2 Bde. (1894); Ducoudray, Les origines du Parl. de P. et la justice aux XIII^me^ et XIV^me^ siècles I (1902). Über die Streitigkeiten Ludwigs XV. mit dem Pariser Parlament vergl. G. Koch, Beitr. z. Gesch. der politischen Ideen und der Regierungspraxis, II Demokratie und Konstitution (Berlin 1896) 18 ff.; Flammermont, Remontrances du Parlement de Paris au XVIII^e^ siècle, 1715—1788 (3 Bde. 1888—1898).

[2]) Vergl. auch Lemontey, Essai sur l'établissement monarchique de L. XIV (1818) 317 ff.; Bluntschli; in: D. Staats-Wörterb. VI (1861) 448.

Staatsorganismus. In der gesammelten Macht Frankreichs lagen für seinen Herrscher nicht minder starke Aufforderungen zur Aggressive, wie in den allgemeinen staatlichen Verhältnissen des Kontinents. So war die Kriegspolitik Richelieus und Mazarins gegenüber Spanien nur die Ausstrahlung junger bisher verhaltener Kräfte gewesen. Mit welchem Ernste und welchem Geiste, welcher Willenskraft und wie frühreifem Verständnis dann Ludwig trotz nur mangelhafter Erziehung,[1]) sein „metier de Roi" erfaßte,[2]) ist bekannt. Für die bestechenden Erfolge Frankreichs in der äußeren Politik waren, abgesehen von dem unvergleichlichen Reichtum der Mittel, über die es verfügte, zwei Faktoren von Bedeutung. Der eine, konstante, bestand in der Gunst der geographischen Lage, welche Frankreich auch einem kombinierten Angriffe gegenüber immer den Vorteil der strategischen Defensive der inneren Linie verschaffte, der zweite, momentane, in der Uneinigkeit und in der relativen Schwäche der kriegsmüden Mächte um Frankreich herum.

* * *

Wenden wir uns damit einer kurzen Betrachtung der kontinentalen Staaten zu. Derselbe Augenblick, der die Verwirklichung einer Idee sieht, kündet auch schon ihren beginnenden Niedergang an. Andererseits lehrt uns eine nicht minder alte Erfahrung, daß der, welcher Zeuge oder gar Mitstreiter großer politischer Kämpfe und Wandlungen ist, die Kraft und Lebensfähigkeit zeitgenössischer Zustände nicht richtig zu bewerten vermag. Spaniens

---

[1]) Vergl. Chérot, La première jeunesse de Louis XIV (1649—1653) d'après la corresp. inéd. du P. Charles Paulin, son premier confesseur (Lille 1892). Gegen die oft wiederholte Auffassung, daß Mazarin die Erziehung Ludwigs absichtlich vernachlässigt habe, wandte sich Lacour-Gayet, L'éducation politique de Louis XIV (1898).

[2]) Darüber waren die beiden bedeutendsten Männer des damaligen Frankreich einig. Vergl. Colberts Journal in den „Lettres, Instructions et Mémoires de Colbert" VI (1869) 488 und ein Schreiben Lionnes vom 14. August 1661, bei Chéruel, La politique extérieure de Louis XIV au début de son gouvernement personnel 1661; in: Rev. d'Hist. diplom., IV (1890) 162.

Aufsteigen hatte die Welt mit dem Ruhme des spanischen Namens erfüllt; während es noch auf der Höhe zu stehen schien, hatte in Wahrheit der Prozeß seines langsamen und ruhmlosen Absterbens bereits begonnen. Selten in der neueren Staatengeschichte hat sich der Fluch des „qui trop embrasse, mal étreint" schneller verwirklicht; „das fürchterlichste Trauerspiel der neuen Geschichte" hat Treitschke den Untergang der spanischen Weltmacht genannt. Der Mitwelt, die im Banne der Vergangenheit stand, blieb das zunächst noch verborgen. Wie die Sonne, nachdem sie tatsächlich schon hinter dem Horizont verschwunden ist, doch noch einige Zeit infolge einer Sinnestäuschung dem Auge sichtbar ist, so täuschte der rückstrahlende Schimmer einer verflossenen Glanzperiode über die Erkenntnis der düsteren Gegenwart hinweg.[1]) Noch im Todesjahre Philipps IV. glaubte ein Publizist allen Ernstes beweisen zu müssen, daß Spanien nicht mehr nach der Universalmonarchie strebe und streben könne.[2]) Und doch hatte damals bereits der pyrenäische Friede seine Schwäche aller Welt geoffenbart. Wie das Feldhuhn den Falken,[3]) so fürchtete nach einem Worte Lobkowitz' das altersmüde Spanien, „ein geknebelter Riese", seinen jugendstarken Rivalen, der ihm spielend seine Waffen zerbrach. Der alte Schlachtruf: „cierra España" hatte damals längst alle Furchtbarkeit verloren. Indem Spanien von seiner führenden Rolle zurücktrat, schuf es Raum für die Universalmonarchie Frankreichs. Der Fall des einen war der Sieg des anderen.

Schlimmer noch als in Spanien lagen die Verhältnisse in Italien, welches sich einst, infolge der Herrschaft Roms, eher als irgend ein anderes Volk Europas zu nationaler und kultureller

[1]) Vergl. Duc de Rohan, De l'interest des princes et estats de la chrestienté (1634). Doch fehlte es auch nicht an scharfsichtigeren Beobachtern der Weltlage. In einer Flugschrift auf den Tod Richelieus läßt der Autor diesen die richtigen Worte sprechen: „Ostendi orbi praeterire aetatem Hispaniae et redire saeculum Galliae"; vergl. Boehm, Studien z. polit. Testamente R.'s. Der Streit um die Echtheit (Leipzig 1902) 10.

[2]) Estat des affaires d'Espagne, MS.; Bibl. Nat. France, 17207.

[3]) „que l'Espagne craignait la France comme la perdrix le faucon"; Grémonville an Ludwig, 12. Novbr. 1671; Mignet, Négociations relatives à la succesion d'Espagne sous Louis XIV, III (1842) 557.

Einheitlichkeit erhoben hatte.[1]) Der schwere opfervolle Kampf gegen die Oberherrschaft der gewaltigen deutschen Geschlechter hatte im Mittelalter die grandiose Geschichte zweier sturmbewegter Jahrhunderte gebildet. Mit dem führerlosen Schiffe im Unwetter verglich Dante im Purgatorio sein Vaterland, damals als es im letzten verglühenden Abendrot der großen Kaiserzeit lag. In dem gleichzeitigen Emporkommen zahlreicher territorialer Gewalten, in dem verheißungsvollen Aufblühen glänzender Stadtstaaten war aber doch noch immer eine gewisse Überfülle hoffnungsvollen Lebens erkennbar. „Glücklich und ruhig" nennt Francesco Guicciardini in der Einleitung seiner Storia d'Italia die Verhältnisse seines Vaterlandes unmittelbar vor der französischen Invasion.

Mit Recht galt Italien im 15. Jahrhundert aller Welt als das erste Kulturland, Unzähligen der Gegenstand heißester Sehnsucht. Auf allen Gebieten des geistigen Lebens und Schaffens hat es — hierin durch seine politisch engen, kleinstaatlichen Daseinsformen sicherlich mehr unterstützt als gehindert —,[2]) eine überraschende Fülle selbständiger Persönlichkeiten erzeugt, die im sehr begreiflichen Hochgefühle ihres Werkes von einer „Entdeckung der Welt und des Menschen" zu sprechen wagten, und in deren sehr subjektivem Wirken wir noch heute die Lösung von dem überwiegend universalistischen Zuge und der scholastischen Befangenheit früherer Jahrhunderte, die „Befreiung des mittelalterlichen Verstandes von kirchlicher Bevormundung"[3]) anerkennen. Aber derselbe Frühling, der die Wissenschaften neu belebte und den durch die Antike geheiligten Boden Italiens mit unverwelklichen

---

[1]) Vergl. Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, I (Leipzig 1900) 153; Schmidt, a. a. O. II 1, 218 ff.

[2]) Vergl. Ratzel, Politische Geographie (2. Aufl., München 1903) 394 ff.

[3]) So noch Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit II, 1 (1903) 2. Dabei kann man ruhig zugeben, daß es, wie Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts I (Leipzig 1896) 7 urteilt, der mittelalterliche Geist selbst war, der „diese Wandlung aus dem eigenen Wesen hervortrieb". Eins schließt das andere gewiß nicht aus. Keine geistige Bewegung kommt als unerklärliches Novum vom Himmel herab, sondern ihre organischen Keime

Blüten der Kunst bedeckte, brachte auch vernichtende Stürme über das Land.

Die durch Karl den Großen ins Leben gerufene Einheit von Staat und Kirche hatte den Zerfall seines Reiches noch um mehr als ein halbes Jahrtausend überlebt. Die Scheidung der geistlichen und weltlichen Gewalten im 14. und 15. Jahrhundert stärkte und förderte andererseits das nationale Prinzip, dessen Quelle gleichfalls noch in die Epoche des großen Karolingers zurückweist. Indem sich aber die europäischen Staaten innerlich und national fester als bisher herausbildeten, gewannen auch die Formen ihrer diplomatischen Wechselwirkungen bestimmtere und offiziellere Prägung. Zu dieser Gegenseitigkeit des politischen Lebens hatte Italien besonders viel beigetragen durch die geschäftige, vorzüglich geschulte Diplomatie seiner zahlreichen kleinen Staaten,[1]) welche wie Fester sagt, „die Kunst der Menschenbeobachtung bis zur

---

wurzeln in der Vergangenheit. Auch wenn sie, wie hier, auf der Höhe ihrer Entwickelung zu dieser in offensichtlichen Gegensatz tritt und dadurch die Spuren ihres Ursprungs verwirrt. Durch Thode und andere ist oft genug und gewiß mit Recht betont worden, daß die Anfänge der im 15. Jahrhundert zur Vollendung gelangten Kulturerscheinungen bereits im 13. Jahrhundert zu suchen sind. Und möglicherweise wird sich später auch diese Begrenzung als zu eng erweisen. Kulturbewegungen lassen sich ja noch weniger in das Prokrustesbett bestimmter zeitlicher Schranken zwängen, als politische Strömungen. Indem man aber den Begriff der „Renaissance" — so anfechtbar natürlich auch das Wort an und für sich ist — chronologisch weiter faßt, ist er vielleicht nicht ärmer, sondern reicher geworden. — Mag man auch mit D. Schäfer, Geschichte u. Kulturgesch. (Jena 1891) 64 f., u. andern das allzu generelle Schlagwort von der Entdeckung des Individuums durch die Hochrenaissance wesentlich einzuschränken geneigt sein — wie sehr mußte nicht schon die durch die Kreuzzüge vermittelte intime Bekanntschaft mit der völlig anders gearteten Welt des Orients den Blick des Abendlandes für die Möglichkeit wenigstens völkerpsychologischen Erkennens geschärft haben! —, allein um Burckhardts „Irrlehre" bereits gänzlich zum alten Eisen zu werfen, wie kürzlich etwas selbstsicher unternommen wurde, dazu ist unsere gegenwärtige Einsicht in die unendlich komplizierten Vorgänge der geistigen und seelischen Entwickelung jener Übergangszeiten schwerlich schon ausreichend.

[1]) Vergl. De Maulde la Clavière, La diplomatie au temps de Machiavel (1893); Bd. III der Histoire de Louis XII.

höchsten Virtuosität" ausgebildet hatten. Italien war es, welches die ersten stehenden Gesandtschaften unterhielt[1]) und, nach mancher Auffassung, Europa in seinen Stadtstaaten die ersten Beispiele moderner Staaten gegeben hatte.[2])

An Stelle der mittelalterlichen kirchlich-politischen Einheit trat die internationale Staatengesellschaft,[2]) die societas gentium, oder, wie sie auch genannt wurde, die res publica christiana.[3]) Allein von dem der Welt aus dieser Wandlung erwachsenden Gewinne blieb Italien stiefmütterlich ausgeschlossen; es gab Europa in kultureller Beziehung sein Bestes; es empfing von den in kühnem Wetteifer aufstrebenden Mächten des Kontinents die Fremdherrschaft.

Was Italien zu seinem Verhängnis fehlte, das waren aus seiner unmittelbaren Vergangenheit herübergerettete historische Zusammenhänge und Traditionen sowie, als natürliche Folge davon, der starke innere Drang nach einheitlicher Zusammenschließung. Wo so ausschließlich munizipale Gewohnheiten, Interessen und Unterschiede herrschten, konnte die Idee der Nationalität sowie eine großstaatliche Organisation im Sinne der von Machiavell geforderten militärisch-monarchischen Einheit nur sehr schwer entstehen.

---

[1]) Vergl. Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte I (Berlin 1853) 5; Krauske, Die Entwicklung der ständigen Diplomatie vom 15. Jahrhundert bis zu den Beschlüssen von 1815 und 1818; in: Staats- und sozialwissensch. Forsch. XXII (1885) 147 f., Rivier, Lehrbuch des Völkerrechts (2. Aufl., Stuttgart 1899) 19.

[2]) Reumont, Della diplomazia italiana dal secolo 13 al 16 (Firenze 1857) Proemio; Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien (1860) 74; Nys, Les origines de la diplomatie et le droit d'ambassade jusqu'à Grotius; in: Rev. de droit international et de législation comparée, XV (1884) 577, XVI (1885) 167; Villari, Niccolò Machiavelli e i suoi tempi II (1881) 239: „Essi però crearono anche il primo modello degli Stati moderni, che poi s'andarono formando in Europa, cui l'Italia insegnò la nuova politica, divenuta un fatto reale prima assai che la scienza riuscisse a formularla." Anders allerdings Schmidt, a. a. O. II 2, 474 f.

[3]) Vergl. Ortolan, Des moyens d'acquérir le domaine international ou propriété d'état entre les nations (1851) 138 ff.; Gierke, Althusius 235 ff.; Nys, La notion et le rôle de l'Eur. en droit international; in: Rev. de droit international (1903) 67 ff.

In jener Zeit, da Spanien, England, Frankreich sich unter hervorragenden Herrschern wie Ferdinand dem Katholischen, Heinrich VIII. und Franz I. ihrer Volksindividualität mit aller Stärke bewußt wurden, bot Italien zwar nicht mehr im selben Grade wie im 13. Jahrhundert den Anblick unentwirrbar durcheinander geworfener kleiner und kleinster Staatswesen, dafür aber hatte sich bereits vorher in Piemont, Mailand, Venedig, Florenz, Rom und Neapel eine Hexapolis von Mächten herausgebildet, die sich in einem steten, höchst unfruchtbaren und verhängnisvollen Gleichgewichte hielt und darin vom Auslande bestärkt wurde. Mächtig genug sich in wechselvollen Kämpfen unter ihresgleichen zu behaupten, erwiesen sie sich doch zu schwach, den fremden Eroberern zu widerstehen, welche erst ihr Antagonismus ins Land gerufen hatte. Französische, spanische, kaiserliche Heere stiegen von den Alpen hernieder und schlugen sich auf den Ebenen Italiens um das Schicksal des Landes. Die Schuld der Väter wie der Söhne, Unglück und Kurzsichtigkeit wirkten zu dessen Verderben zusammen. Voll Schmerz und Zorn rief Ariost aus: „O d'ogni vizio fetida sentina, dormi Italia imbriaca". Wenn das die Meinung der Besten im Lande war, was Wunder, daß man außerhalb nicht milder urteilte. „Gegenseitiger unversöhnlicher Haß — so schreibt im 17. Jahrhundert ein französischer Publizist — war die Ursache ihrer Kriege. Er ist wie ein Feuer, das unter der Asche glüht. Durch den leisesten Windstoß von außen angefacht, wirft es so furchtbare Flammen empor, daß nur Blut und Verbrechen sie ersticken können."[1]) Unter den auflösenden Einflüssen der spanischen Fremdherrschaft gingen Mailand und Toskana, Neapel und Sizilien ihrem unaufhaltsamen Verfalle entgegen.

Auch an den durch die Reformation und den Westphälischen Frieden gewaltig erschütterten Felsen des Papsttums wagte sich die während der Renaissance machtvoll erstarkte Kritik. Freilich boten die äußeren und inneren Verhältnisse des Kirchenstaates dem Angreifer willkommene Waffen. Kein Staat Europas konnte

[1]) Estat des affaires d'Italie en 1665; MS. Bibl. Nat. France, 17207.

gesagt werden, ist so andauernd schlecht verwaltet worden.[1]) Mancher sah in dem Kirchenstaat einen Widerspruch in sich selbst; mit feiner Ironie hatte Machiavell die geistlichen Staaten überhaupt aus seinen politischen Betrachtungen ausgeschlossen.[2])

So war schon im 17. Jahrhundert die Halbinsel nur noch „ein geographischer Begriff", wie sie im 19. Jahrhundert Metternich genannt hat. In der Tat: „Die Gerichte Gottes waren über Italien".

Es ist fast ein Wunder zu nennen, jedenfalls erscheint es als ein glänzendes Zeugnis von der unverwüstlichen Lebenskraft dieses begnadeten Volkes, daß ihm unter dem entwürdigenden Drucke spanischer und einheimischer Tyrannei, in den wiederholten Aufständen und gewohnheitsmäßigen Bürgerfehden seine sittliche Größe nicht völlig verloren ging,[3]) daß, wie wir manchen Gesandtschaftsinstruktionen entnehmen können, der Rückblick auf die Vergangenheit hier und dort auch noch einige Hoffnungen auf die

[1]) Nys, Recherches sur l'hist. de l'economie politique (1898) 85. Vergl. auch K. Müller, Kirchengeschichte II, 1 (Tüb. 1902) 34.

[2]) „Ma, sendo quelli retti da cagione superiore, alla quale mente umana non aggiugne, lascierò el parlarne; perché, sendo esaltati e mantenuti da Dio, sarebbe offizio di uomo prosuntuoso e temerario discorrerne." Principe, cap. XI. (Nach der neuesten Ausgabe von Lisio; Firenze 1899).

[3]) „Quand les Italiens ont attiré les Guerres estrangères dans leurs Provinces pour satisfaire a leur vengeance, tout le Monde a veu quantité d'actions tragique, quantité de sang laschement respandu par un nombre infini de Meurtriers"; und ebenda: „les Italiens sont Gens fort interessés et subjects a se laisser corrompre particulièrement par les pensions qu'on leur donne"; Estat des affaires d'Italie. Diese schweren Anklagen gelten aber doch vor allem den oberen Kreisen, insbesondere den regierenden. Die Skrupellosigkeit der kleinstaatlichen Diplomatien ist bekannt. Es steht als Tatsache fest, daß die venetianische Politik den Meuchelmord als ganz legales Mittel ansah und als solches ausübte. Nicht nur im Mittelalter, sondern noch im 16., 17. und selbst einem Teile des 18. Jahrhunderts. Vergl. De Mas Latrie: Projets d'empoisonnement de Mahomet II et du pascha de Bosnie accueillis par la République de Venise (1477—1526); in: Arch. de l'Orient latin, I (1881) 653 ff., Lamansky, L'assassinat politique à Venise; in: Rev. hist. XX (1882) 105 ff. und ders., Secrets d'état de Venise (St. Petersburg 1884). Dagegen hat sich das Volk von der Verderbtheit der Vornehmen im allgemeinen doch freier erhalten. Vergl. Villari, Machiavelli, a. a. O. I (Firenze 1877) 86 f., III 370 ff., Fester, a. a. O. 19 f.

Zukunft lebendig erhielt. Dabei ist das nächste Verlangen stets das „liberare la Italia da i barbari", die „redima da queste crudeltà e insolenze barbare".[1]) Damit vereinigt sich allmählich die in immer mächtigeren Akkorden anschwellende Forderung nach der Einheit, aus der freilich auch deutlich genug die Furcht vor dem Einiger herausklang.[2]) Bis dann in neuester Zeit die zähe Ausdauer des Hauses Savoyen, „la grande virtu del perseverare", wie sie Carutti nennt, den speranze d'Italia Erfüllung gebracht und aus dem tausendjährigen politischen Chaos die Italia una e libera geschaffen hat.

Heinrich IV. nahm die seit den Tagen Franz I. schlummernden Aspirationen auf die Halbinsel wieder auf. Aber in von diesem total verschiedener Weise. Eroberungen jenseits der Alpen zu machen, lag ihm mit Nichten im Sinne. Was er erstrebte, war zwar nicht die Einheit, — dazu wäre das Land auch gar nicht politisch reif gewesen —, wohl aber die Befreiung Italiens von dem spanischen Dominat. Er hoffte das durch die Gründung einer Liga der tatkräftigeren Staaten Italiens zu erreichen. Dafür sollte der Papst Neapel, Frankreich aber Savoyen und Nizza erhalten. Heinrich IV. war vielleicht auch der erste Politiker, der weitausschauend die Rolle, welche die Vorsehung Piemont, dem am wenigsten italienischen aber kriegstüchtigsten Staate, dem „petit pays au pied des Alpes", wie ihn noch Napoleon III. einmal zur Empörung der Italiener voll Geringschätzung nannte[3]) in der zukünftigen Gestaltung der Halbinsel zugewiesen, wenn nicht klar erkannt, so doch geahnt hat.[4])

Auch Richelieus Auge sah die Gefahren, welche in der Beherrschung Italiens durch Spanien für Frankreich lagen. Gelang

[1]) Machiavelli, principe, cap. XXVI.

[2]) E non v'era spavento che potesse uguagliare quello provato dalle repubbliche italiane, quando Venezia, volgendosi alla terraferma, aspirò al dominio della Peninsola. Vergl. Villari, a. a. O. I. 6.

[3]) In der Eröffnungsrede der Session von 1865; vergl. Ollivier, L'empire libéral VII (1903) 289 ff.

[4]) Vergl. F. Robiou, La politique de Henri IV en Italie; in: Revue des quest. hist. XXI (1877) 1 ff. Vergl. noch neben Carutti, a. a. O. Ricotti, Storia della monarchia piemontese, III (Firenze 1865) 307—409.

es den spanischen Heeren, den alten Römerstraßen über die Alpenpässe folgend, Italien mit dem Oberrhein und dadurch auch mit der Franche-Comté und den Niederlanden in Verbindung zu setzen,[1]) so war damit der Ring um die französischen Grenzen geschlossen. Der Aufgabe dies zu verhindern galten die ersten Sorgen des selbständig leitenden Staatsmannes.[2]) Deshalb bedurfte er eines stets offenen Zugangs nach Oberitalien. Um diesen zu erreichen, hat er später, wie er dem venetianischen Gesandten offen gestand, die schwere Hand auf Savoyen gelegt,[3]) welches um seiner selbst willen gezwungen war, die Rolle einer getreuen Schildwache Italiens durchzuführen.

„Italien den Italienern" blieb dann auch unter Mazarin und anfangs wenigstens noch unter Ludwig XIV. selbst[4]) das Grund-

---

[1]) Vergl. Ranke, SW. IX 188 ff.; XXXV/XXXVI, 458, 463.

[2]) Hanotaux, Le premier ministère de R.; in: Rev. des deux Mondes CXXXIII (1896) 15 f., 526 ff. Erweitert in dess. Hist. du card. de R., II (1896). Auch Ricotti, a. a. O. IV 178 ff.

[3]) Er wollte Savoyen alles geben, was ihm gehöre, „riserbandoci solo un posto che ci tenga il passo in quella provincia aperto, per tutte le occorrenze che possono avvenire." Bericht des Venetianers Giorgio Zorzi: Carutti, Storia della diplomazia della corte di Savoia, II (Rom 1876) 283. Aus dem gleichen Grunde hatte Heinrich das engste Bündnis mit Graubünden erstrebt; vergl. Rott, Henri IV, les Suisses et la Haute-Italie. La lutte pour les Alpes, 1598—1610 (1882).

[4]) Durch eine weise Heiratspolitik hatte Mazarin Toskana und Savoyen an das französische Interesse zu ketten gesucht. Eine der ersten Regierungshandlungen Ludwigs war unmittelbar nach jenes Tode die Unterfertigung des längst vorbereiteten Heiratskontraktes zwischen Cosmus von Medici (dem Sohne des Großherzogs von Toskana) mit einer Tochter Gastons von Orleans. Wenig später folgte die Vermählung der anderen Tochter mit Karl Emanuel von Savoyen. Vergl. Chéruel, La politique extérieure etc. a. a. O. 161 ff. Der Punkt, an welchem Ludwig XIV. die spanische Herrschaft in Italien am ehesten und am schwersten erschütterte, war Sizilien. In der Zeit des großen Aufstandes 1674—78 befand sich Messina direkt unter der Herrschaft Ludwigs XIV., der sogar einen besonderen Vizekönig (L. de Rochechouart) dahin entsandte. Vergl. G. Galatti, La Rivoluzione e l'assedio di Messina 1674—1678 (Messina 1898) und Engelhardt, La cité de Messina sous le protectorat français au XVII^e siècle; in: Rev. d'Hist. dipl. XIV (1900) No. 4.

prinzip der französischen Politik. Diese spielt hier, abgesehen von dem ihr fremden Momente der Einigung, welche noch im 17. Jahrhundert selbst von vielen Italienern nicht einmal als wünschenswert empfunden wurde, eine ähnliche Rolle, wie unter Napoleon III. Hier galt es die Österreicher, dort die Spanier von der Halbinsel zu vertreiben, auf den Thron von Neapel gedachten Richelieu und Ludwig XIV. bald den Prinzen Thomas von Savoyen, bald einen der Guisen zu erheben.[1])

In einem Punkte war und blieb darum Frankreich freilich doch der eigentliche Gegner Italiens, nämlich in der Rivalität um die Vorherrschaft des Mittelmeeres. Italiens zahlreiche Häfen, die weite Ausdehnung seiner Seeküste, sonst eine Quelle erhöhter Kraft, wurden ihm bei seiner politischen Zerrissenheit gegenüber dem seemächtigen Frankreich zum Verhängnis. Blieb auch der von den französischen Hofdichtern viel besungene Tag, an dem der Canal du Midi eröffnet wurde und die Wogen des Ozeans sich mit denen des ältesten Kulturmeeres vermählten, die gehofften Resultate schuldig, so war doch das maritime Streben Frankreichs andauernd auf Beherrschung der Gestade des Mittelmeeres und des Levantehandels gerichtet. Schon die Kreuzzüge Ludwigs des Heiligen können von dem Gesichtspunkte betrachtet werden, das französische Element zum maßgebenden in den Bereichen des Mittelmeeres zu erheben.[2]) Letzten Endes sind Korsika, Algier und Tunis nicht minder wie Savoyen und Nizza[3]) Eroberungen auf Kosten Italiens gewesen.[4])

Ferner Raciti-Romeo, Aci nella carestia del 1671—72 e durante la Ribellione di Messina e la guerra tra Francesi e Spagnuoli nel 1674—79; in: Arch. storico siciliano, XXII (1897) 1—127.

[1]) Vergl. Rec. des Instr. X (1893) Naples et Parme (par Reinach) Intr. XCVIII ff. Ebenda XIV, 1 (1898) Savoie-Sardaigne et Mantoue (par Horric de Beaucaire) Intr., XXIV ff. Ferner d'Avril, La diplom. franç. en Italie; in: Rev. des quest. hist. LIV (1893) 582 ff.; d'Haussonville, La duchesse de Bourgogne et l'alliance savoyarde sous L. XIV, I (1898) Chap. I.

[2]) Schwemer, Papsttum und Kaisertum (Stuttgart 1899) 119.

[3]) [4]) Siehe Seite 34*.

Neben Spanien und Italien hatte Frankreich, abgesehen von der infolge ihres Sonderdaseins politisch mehr oder weniger ausscheidenden Schweiz, nur noch einen Nachbar: das deutsche Reich.

Der Parallelismus der historischen Geschicke Deutschlands und Italiens ist oft hervorgehoben worden. Er läßt sich verfolgen vom Ausgang des Mittelalters bis in die neueste Zeit, in welcher beiden Völkern zwei hochbegabte Fürstengeschlechter, überreich an großen Herrschern, kriegerischen und staatsmännischen Talenten, die endliche Erlösung brachten. Bei beiden Völkern konzentrierte sich am Ausgang des Mittelalters der bedeutendste Inhalt des sozialen und wirtschaftlichen Lebens in mächtigen Stadtgemeinden; die einen beherrschten die nördlichen Gewässer Europas, die anderen die Gestade des Mittelmeeres, der fast zur gleichen Zeit eintretende Niedergang beider resultierte hier wie da aus dem Mangel eines politisch starken Hinterlandes.

Vielleicht kann jede Tendenz, wenn sie in ihren Anfängen rechtzeitig erkannt wird, zurückgedrängt oder wenigstens gehemmt werden. Eine überragende, machtvoll und entschieden durchgreifende Persönlichkeit hätte im Zeitalter der Reichsreform dem Zerfalle des Reiches in Territorialstaaten möglicherweise noch den Weg verbauen können; da sie fehlte, konnte der sehr gefährliche Elemente bergende Zug der gegenseitigen Abschließung bei der deutschen Fürstenwelt in freier Entfaltung erstarken.

Immerhin befand sich Deutschland, nicht ohne Empfindung für die demütigende Schwäche seines staatlosen Daseins, im Vergleich zu Italien noch in der besseren Position. Wie dieses stand es zwar auch abseits des sich bildenden Kreises nebenbuhlerischer Nationen, wie diesem fehlte auch ihm die für den höchsten Begriff des Nationalgeistes unentbehrliche Einheit des ökonomischen

[3]) Allerdings hat Frankreich schon unter Heinrich IV. Nizza als seiner Nationalität nach französisch beansprucht. Vergl. Giacometti, La question de l'annexion de Nice en 1860; in: Rev. des deux Mondes CXXXIV (1896) 146. — Mazarin suchte es 1646 vertragsmäßig zu gewinnen; Chéruel, Hist. de France pendant la minorité de L. XIV, II (1879) 176.

[4]) Entgegengesetzter Ansicht ist freilich Reinach, La France et l'Italie devant l'histoire (1893).

Lebens, sowie der gesunde nationale Egoismus; dazu drohte der unheilvoll zersetzende Religionshader die letzten Reste gemeinsamen Empfindens zu vernichten, aber dafür bewahrte das Reich treuen Herzens und pietätvollen Sinnes noch ein unschätzbares Gut. In Italien versenkte sich der Geist in die Größe der antiken Kultur, die zu jedem aus unzähligen Meisterwerken redete, allein der politische Blick reichte nicht soweit zurück. Die letzte Weltherrschaft war von jenseits der Alpen gekommen, sie war bei aller äußeren Größe doch eine Fremdherrschaft gewesen, von vielen, wenn auch gewiß nicht von allen, als solche empfunden worden. Mit ihren gewaltigen Schicksalsfällen, dem menschlich tief ergreifenden Ausgange, haftete sie im Gedächtnis des italienischen Volkes zumeist als eine tragische, vielleicht sogar verhängnisvolle Erinnerung.

Wohl erblickte noch mehrere Jahrzehnte nach dem Untergange der Staufer der Größte seines Volkes, der Bürger eines republikanischen Gemeinwesens, in seinem politischen Glaubensbekenntnis das Heil in der Wiederherstellung jener Weltmonarchie. Allein wie wenige vermochten ihm auf diesem Wege zu folgen. Dante feierte Heinrich VII. als den Erretter, und doch ist dieser nur der letzte Kaiser des Mittelalters[1]) gewesen.

Wie viel anders und glücklicher lagen die Verhältnisse nördlich der Alpen. Freilich war das heilige römische Reich, wie Voltaire spottete, „ni saint, ni romain, ni même un empire"; die Nation war im 17. Jahrhundert „nicht mehr und noch nicht",[2]) allein das Kaisertum der großen Zeit hatte doch durch die Hinterlassenschaft köstlicher Erinnerungen dem deutschen Volke Zusammenhang und einen gemeinsamen reichen Inhalt gegeben. Die Zeit, da Germanien hoch vor allen Völkern wandelte, war freilich vorüber, aber dafür war ihm, nach seines großen Sängers Worte, „das Haupt bekränzt mit tausendjährigem Ruhm". In der treuen Pflege der großen Reichstradition, in dem unerschütterlichen und innigen Festhalten an dem „goldenen Traume" der Kaisersage, die sich leise und geheimnisvoll webend durch die Jahrhunderte

[1]) Villari, Saggi di Storia, di Critica e di Politica (Firenze 1868) 95 f. Zit. bei Villari, Mach. e i suoi tempi II 234.

[2]) Droysen, Gesch. der preuß. Politik, III 2, 359.

zieht, lagen nicht nur versöhnende Momente für die psychologische Wertung des Deutschtums jener Tage, sondern auch vor völligem internationalem Indifferentismus bewahrende Garantien für eine fernere Zukunft. In der unseligen Zeit, da das Reich in den Fesseln des Auslandes erniedrigt am Boden lag, sandte Grimmelshausen den ahnungsvollen Blick voraus in die Ferne, und aus der Fülle der Gesichte stieg ihm die Prophetie künftiger Größe herauf. Auch unseres Volkes erster Genius, Leibniz selbst, befand sich unter den Männern, die voll naiven und gläubigen Vertrauens auf die Unsterblichkeit des Reiches den Anspruch seiner Weltherrschaft vertraten. Grade in dem gemeinsamen Schatze solcher Erinnerungen und Hoffnungen, in der Macht idealer Werte und eingewurzelter Überzeugungen hat Renan eines der beiden charakteristischen Attribute der Volksseele erkannt.[1]) Und wahrlich, im 17. Jahrhundert war dieser Besitz das einzige, aber auch unzerreißbare Band, welches eine große Vergangenheit über gegenwärtiges Elend hinaus mit einer größeren Zukunft verknüpfte.[2])

Ein anderer Vorteil Deutschlands vor Italien bestand darin, daß ihm die Fremdherrschaft erspart blieb. Im Jahre 1849 sprach Prinz Wilhelm von Preußen: „Wer Deutschland beherrschen will, der muß es erobern". Gustav Adolf war dem Ziele vielleicht

---

[1]) Renan, Qu'est ce qu'une nation? Conférence faite en Sorbonne le 31 mars 1882. Vergl. auch die sich hiermit inhaltlich sehr nahe berührende Schrift von Lazarus: Was heißt national? (Berlin 1880).

[2]) Über die Kaisersage im 17. Jahrhundert vergl. Voigt, Die deutsche Kaisersage; in: Hist. Zeitschr. XXVI (1871) 166 ff.; Häußner, Die deutsche Kaisersage; Progr. des Gymn. zu Bruchsal (1882) 44 ff.; Schröder, Die deutsche Kaisersage, akadem. Rede (Heidelberg 1891) 20; Kampers, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage (2. Aufl. 1896) 147 ff., 157 ff.; Hildebrand, Prophezeiungen; in: Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen (Leipzig 1896) 237 ff.; Gnau, Mythologie u. Kiffhäusersage; Progr. d. Gymn. zu Sangerhausen (1896) 46 f.; Heidemann, Die deutsche Kaiseridee und Kaisersage im Mittelalter und die falschen Friedriche; in: Wissensch. Beil. z. Jahresber. des Berlinischen Gymn. z. Grauen Kloster (Ost. 1898) 33, 37; von Petersdorff, Die Entwicklung der deutschen Kaisersage; in: Neue Jahrb. f. klass. Altert. etc. III (1899) 210; Grauert in der deutschen Literaturzeit. XXIII (1902) 2533 ff.

nahe, schon besaß er „das waffenmächtige Protektorat über das protestantische Deutschland“,[1]) da riß ihn ein ruhmvoller Soldatentod aus der Bahn. Nur dem dämonischen Genie Napoleons ist es später gelungen, unsere Nation zu meistern, und auch ihm nur für kurze Zeit. Deutschland mußte auch das noch erfahren, ehe es sich aus dem Dunkel seiner staatlosen Zeiten zu freier und kräftiger Einheit erheben, und das Wort seiner Propheten Fleisch werden konnte.

Den großen Gedanken, sich das bei aller staatlichen Zersplitterung männerreiche und waffenmächtige Germanien mit Gewalt zu unterwerfen, haben die Valois und Bourbons, hat selbst Ludwig auf der Höhe seiner politischen Position niemals erwogen.[2]) Genug, wenn ihren erobernden Tendenzen die schwach beschirmte Westgrenze offen lag, wenn eine treue Klientel deutscher Fürsten hinter ihnen stand, die sie, wie es gerade die Verhältnisse erforderten, im diplomatischen oder kriegerischen Spiele gegen Habsburg einzusetzen vermochten.

So hatte Ludwig XII. — und auch er wahrlich nicht als Erster — in die wirren Verhältnisse des Niederrheins eingegriffen,[3]) so bezeichnete sich Heinrich II. in dem Manifeste von Fontainebleau (1551) als vindex libertatis germanicae, so hat dann Heinrich IV. die Politik der französischen Intervention in Deutschland zum bestimmten System erhoben.[4]) Um die Verbindung mit den norddeutschen Protestanten zu sichern, erwog er den kühnen

---

[1]) Max Lenz: Gustav Adolf; in: Realencyklopädie für protest. Theologie und Kirche, VII (3. Aufl.) 247 f.

[2]) Gewiß nicht aus Achtung vor dem Völkerrechte, wie A. Rambaud, Les Français sur le Rhin, 1792—1801 (1873) 18 meint.

[3]) Vergl. Redlich, Französische Vermittlungspolitik am Niederrhein im Anf. des 16. Jahrh.; in: Beitr. z. Gesch. des Niederrheins XI (Düsseld. 1897) 131 ff.

[4]) Vergl. Desjardins, La politique de Henri IV; in: Rev. des deux Mondes LXII (1884) 919; Baudrillart, La politique d'Henri IV en Allemagne; in: Rev. des quest. hist. XXXVII (1885) 406 ff.; Anquez, Henri IV et l'Allemagne, d'après les mémoires et la correspondance de Jacques Bongars (1887).

Gedanken, unter Ausnutzung der Jülich-Cleveschen Wirren[1]) „pousser une pointe hardie sur les bords du Rhin entre le Luxembourg et l'Alsace."[2]) Staatsmänner wie Richelieu, Publizisten wie Pierre Matthieu und später Sandraz de Courtilz meinten, es sei einer seiner letzten Gedanken gewesen, „de rendre le Rhin la borne de la France."[3]) Daß er darüber hinaus dem großen Plane nachhing, das Haus Österreich zu stürzen, ist gewiß;[4]) welches aber etwa noch seine anderen Pläne gewesen, wir vermögen es mit voller Sicherheit heute nicht mehr anzugeben. Die verhängnisvolle Tat Franz Ravaillacs hat hierüber das für alle Zeiten undurchdringliche Dunkel geworfen.

Auch in der Behandlung der deutschen Staatenwelt ist Ludwig XIV. den vorgezeichneten Spuren Heinrichs IV. gefolgt. Hierbei kam ihm die schärfere Ausbildung des Territorialprinzipes

[1]) Über die Teilnahme Lothringens an diesen s. Annales de l'Est, XVIII[e] année (1904) 97 ff.: Le rôle de la Lorraine dans la succession de Clèves et de Juliers (par Davillé).

[2]) Vergl. Paquier a. a. O. II 80; Anquez, a. a. O. 165 ff. Nur war die Politik Heinrichs IV. hierbei gewiß nicht so frei von persönlichem Ehrgeize, wie A. annimmt. Zuletzt handelte über die Stellung H.'s zum Reiche Petresco, Henri IV et la Ligue Évangélique. Étude sur la politique française en Allemagne 1589—1610 (1903). Mir leider auf keine Weise zugänglich.

[3]) Vergl. Sorel, L'Europe et la Révolution française I (1885) 270 f.

[4]) Neuerdings hat de Crue: Les derniers desseins de Henri IV; in: Acad. des sciences mor. et pol., Compte rendu, CLVIII (1902) 367 ff., die Frage im Anschluß an die Korrespondenz des genuesischen Gesandten in Paris, Jakob Anjorrant, behandelt. — Die Unechtheit des „grand dessein" Sullys ist bekanntlich längst durch Ritter, Die Mem. Sullys u. d. gr. Plan H.'s IV. (Münch. 1871) und Philippson, Westeuropa im Zeitalter v. Phil. II, Elis. u. Heinr. IV (Berl. 1882) 482 ff. dargelegt. S. auch Pfister, Les Oeconomies royales; in: Rev. hist. (1894); Kückelhaus, Der Urspr. d. Planes v. ewigen Frieden in d. Mem. d. Herz. v. S. (Berl. 1893) hat auch die Entsteh. des Planes nachgewiesen. Um so auffälliger, daß Grant, The French Monarchy I (Cambr. 1900) 187 die Frage noch immer nicht entscheiden zu können glaubt. — Nach Stieve wäre der Plan Heinrichs, Österreichs Macht zu zertrümmern, auf den Wunsch der „Befreiung" der Prinzessin von Montmorency zurückzuführen. Vergl. Staatskunst und Leidensch. im 17. Jahrh.; in: Abh., Vortr. u. Reden (Leipz. 1900) 88 ff. Vorsichtiger Ritter, a. a. O. I 319.

entgegen. Denn alle die jungen Kräfte und Triebe, die sich nach dem dreißigjährigen Kriege zum Lichte drängten, konnten sich nur im Gegensatze zu Habsburg fruchtbar entwickeln. Daher erscheinen diese Strömungen, welche abseits der immer mehr versiegenden Quelle des Reichsbewußtseins liefen, rein äußerlich betrachtet, als sehr unerfreuliche Symptome einer internationalen Richtung in der Politik, welche ihre Stützen gegen das freilich nur noch nominelle Reichsoberhaupt mit Vorliebe im Auslande suchte, weil sie jene nur da zu finden vermochte.

Heute wissen wir, daß der Entwickelungsprozeß des Verhältnisses zwischen kaiserlichem und reichsfürstlichem Anspruch nach ganz natürlichen inneren Gesetzen verlaufen ist. Es war territorial-dynastische Interessenpolitik hüben wie drüben. Wenn sich die lebensfähigeren Territorien und die in dem gesunkenen Imperium nur noch schattenhaft verkörperte Herrlichkeit des heiligen römischen Reiches feindlich gegenüberstanden und dadurch neutralisierten, so war das eine schon aus der Geschichte früherer Zeiten entsprungene Tatsache, eine tragische Notwendigkeit, die man im 17. Jahrhundert als solche hinnehmen muß, ohne immer zu fragen, wo grade in diesem oder jenem einzelnen Falle das größere Verschulden liegt. Wo junges Leben ist, da herrscht auch der Drang, sich kraftvoll auszugestalten, „und ist es Drang — sagt Goethe — so ist's auch Pflicht." Indem die mächtigeren Fürsten auch die letzten Reste kaiserlicher Gewalt abzuschütteln oder wenigstens einzuschränken strebten, handelten sie von ihrem Standpunkte aus genau so richtig, wie wenn die Politiker der Hofburg die halb verschollenen Ansprüche kaiserlicher Tradition mit Eifer pflegten, immer wieder lebhaft betonten und zu verstärken suchten. Diese vertraten das historische Recht der Vergangenheit, jene das physische Recht einer gesunden Entwickelung, deren Abschluß in der Zukunft lag, und grade darum war bei ihnen der schließliche Sieg.

Die Geschichte Frankreichs und Deutschlands war in genau entgegengesetzten Bahnen verlaufen. Dort, ganz in der Weise des englisch-normannischen Staates, organisches Eingliedern früher unabhängiger Kräfte, allmählicher Übergang und langsames Hinein-

wachsen vieler Lehnsterritorien in eine große Domäne des Herrscherhauses, hier völlige Emanzipation und Dezentralisation der lokalen Potenzen, oft im bewußten und gewollten Widerspruche zu der obersten Reichsgewalt. Bismarck verglich einmal die Kleinstaaten mit Pferden, die vorn und hinten an die Politik Deutschlands angespannt, das Gefährt nach zwei Seiten zogen, sodaß es nach keiner vorwärts kommen konnte. In dieser Gegensätzlichkeit lag unzweifelhaft der vornehmste Grund der Überlegenheit Frankreichs über Deutschland. Seine verhängnisvollste Bedeutung gewann dieser Zustand ganz naturgemäß im 17. Jahrhundert, als in der Zeit, welche die Rivalität der Häuser Habsburg und Bourbon auf ihre Spitze getrieben. Der eigentliche Gegner. Richelieus und Mazarins war noch Spanien gewesen, der Gegner Ludwigs XIV. war vor allem der Kaiser.

Gegen Spanien hatte sich die Weisheit der französischen Staatslenker in einer erfolgreichen Politik der Allianzen bewährt. Mit Holland, zuletzt auch mit England, war man im Bunde gewesen; das junge Königreich Portugal, in welchem sich Spanien ein hartnäckiger Widersacher an die Fersen heftete, so oft es gegen Europa ausgreifen wollte, kann fast als eine französische Schöpfung bezeichnet werden. Der Vertrag vom Jahre 1641 ist nicht nur zum Grundstein der Unabhängigkeit Portugals, sondern auch zu einem der Schlußsteine französischen Übergewichtes über Spanien geworden.[1])

[1]) Vergl. Lafuente, Historia general de España, XVI, 214—239. Der große Staatsmann und Historiker Cánovas del Castillo hat die durch die Unfähigkeit Philipps IV., die Tyrannei seines ersten Ministers hervorgerufene Empörung Portugals als die schamloseste Seite spanischer Geschichte bezeichnet. „Ningun punto de la historia de España parece tan averiguado como que únicamente la ociosidad, la ignorancia, el afán de goces de Felipe IV, juntamente con la ineptitud y tirania de Olivares fueron las causas del levantamiento de Portugal en 1640.“ Vergl. Estudios del Reinado de Felipe IV, I; in: Colleccion de Escritores Castellanos LXVII (Madrid 1888) 11. Über den Anteil Frankreichs an der Revolution vergl. De Caix de Saint-Aymour, Rec. des Instr. III Portugal (1886) Introd. XXIV ff. Über den Vertrag selbst: René Bittard des Portes, Une alliance entre la France et le Portugal au XVII^{e} siècle; in: Rev. d'Hist. dipl. XI (1897), XII (1898) 196 ff.

Als Richelieu diesen Vertrag abschloß, hatte er schon längst dem schwedischen Militärstaate über Mitteleuropa hinweg die starke Hand zum Bunde gegen den Kaiser gereicht und damit zuerst auf jenes System der östlichen Allianzen hingewiesen, durch welches später Mazarin und mehr noch Ludwig selbst die kaiserlichen Erblande in Rücken und Flanke zu fassen suchte. Die furchtbarsten Gegner für Österreich waren noch immer die Schweden, welche jederzeit einen politischen oder religiösen Vorwand zu finden wußten, „pour brouiller l'Empire". Von dem neuen Herzogtum Bremen konnten sie in das Rheinthal vorstoßen, dort die Erbrechte Karl Gustavs auf Jülich und Cleve durchzusetzen versuchen, den Franzosen die Hand reichen und somit die kaiserlichen Hilfsleistungen für die Niederlande im Schach halten. In dieser Richtung bewegten sich seit Anfang 1655 die Hoffnungen Mazarins.[1])

Wir begegnen hier einem einheitlich durchgeführten Gedanken, den man die Umklammerungspolitik Frankreichs nennen könnte, jedenfalls war er das Gegenstück der Politik Karls V. gegenüber Franz I. Nur daß hierbei die Ungunst der Lage Österreichs die Chancen des Gelingens für Frankreich noch erhöhte. In Nord und Süd, in Ost und West hatte Habsburg an seinen Grenzen keinen Nachbar, der nicht wenigstens zeitweise sein Gegner und dann jedesmal der getreue Verbündete des Herrschers an der Seine gewesen wäre. Schweden im Norden, Polen im Zentrum, Ungarn und die Osmanen im Süden sollten — das war in wechselnden Kombinationen der feste Kern der großen strategischen Entwürfe — eine geschlossene „Barrière de l'Est"[2]), damit eine immerwährende furchtbare Bedrohung Österreichs bilden und es zwingen, seine Front zu verändern. Die kaiserlichen Minister hatten wahrlich allen Grund, wenn sie, nach einem Worte des Italieners Giorgi, Frankreich „wie ein drohendes Schwert, wie einen Unglückskometen für das Haus Österreich" fürchteten.[3]) Trotz aller Opfer erwies sich übrigens

[1]) Vergl. Haumant, La guerre du Nord et la paix d'Oliva, 1655—60 (1893) 9 f.

[2]) Vergl. Recueil des Instr. VIII, Russie, I (1890) Introd. XI.

[3]) „La temono, come una spada imminente ò vero Cometa infausta per casa d'Austria." Vergl. A. Wolf, Fürst Lobkowitz (Wien 1868) 370.

der Gedanke zuletzt doch in dem geplanten Umfange undurchführbar. Es ist der französischen Diplomatie nicht geglückt, solche dauernde Fernwirkungen zu erzielen. Dem widerstrebte vor allem die Wucht der partikularen Interessen jener Staaten, derer jeder seinen besonderen Ehrgeiz und seine besonderen Feinde hatte. Zu keiner Zeit sind die Ziele jener Ostmächte die gleichen gewesen. Schweden und Polen waren so wenig gegen einen dritten Gegner zu vereinigen, wie Polen und Osmanen. So oft sie sich aber gegen einander wandten, fiel Frankreich die undankbare und meist vergebliche Rolle des Vermittlers zu.[1]) Die französische Diplomatie verstand zwar die in den Wechselfällen großer nordischer Krisen zeitweise entstehenden günstigen Konjunkturen und Stimmungen zu benutzen, sie für ihre Zwecke hervorzurufen vermochte sie nicht.

Man hat Schweden ähnlich wie Bayern den historischen Verbündeten Frankreichs genannt. Wenn die Ostsee für kurze Zeit durch den Frieden von Münster fast ein schwedisches Binnenmeer wurde, so verdankte es Schweden der französischen Allianz.[2]) Andererseits war diese in der Hand Ludwigs XIV. die gefährlichste Waffe, um der Welt sein Gesetz zu geben. Im Besitze einer gefürchteten Kriegsmacht, schwer angreifbar im eigenen Lande und selbst stets angriffslustig, durch die finanzielle Lage des Landes und die Kargheit der eigenen Mittel notwendig auf auswärtige

[1]) So vor allem bei Beginn des schwedisch-polnischen Krieges. „Nostre interest est que les deux couronnes qui nous sont amies, soient bien ensemble", dies ist das Grundmotiv zahlreicher Briefe Mazarins an d'Avaugour, so am 8. Januar 1655, Lettres du Cardinal de Mazarin, VI (1890) 422. Ferner 15. Januar (ebenda 424), 27. Januar (ebenda 425), 26. Februar (ebenda 439). Über die aufopfernde Tätigkeit des bald im brandenburgisch-schwedischen, bald im polnischen Lager verhandelnden französischen Gesandten Lumbres vergl. G. Fr. Preuß, Die Memoiren des Marquis de Lumbres, Bd. I, 1646—60 (Breslau 1904), Buch II u. III.

[2]) Allerdings lag das auch sehr im Interesse Frankreichs selbst. Vergleiche die Dissertation aus der Feder von Louis Aubery: „Super vetere Austriacorum proposito, de occupando mari Baltico, omnibusque Poloniae et septentrionalis Germaniae mercaturis ad se attrahendis, in Galliarum et foederati Belgii detrimentum (Paris 1644).

Kriegszüge angewiesen, war Schweden auch noch nach dem Frieden von Oliva die Vormacht der Ostseeländer. Polen war nicht mehr, Rußland noch nicht gefährlich, der Vorstoß Ivans des Schrecklichen gegen das Meer ist bis auf die Zeit Alexej Michajlowitsch' der einzige geblieben und beide verfehlten ihr Ziel. Im Bunde mit Dänemark vollends wäre Schweden, wenn auch nicht mehr im unbestrittenen Besitze des Dominium maris Baltici, doch stets in der Lage gewesen, durch Sperrung des Sundes die Ostseepforte nach außen gegen die westlichen Seemächte abzuschließen.[1]) Die Schlüssel zum Sunde lagen mit Nichten im Hafen von Amsterdam.[2])

Aber freilich, ein bequemer Verbündeter für Frankreich war Schweden nicht. Dazu war es viel zu ehrgeizig und zu selbstbewußt. Es wollte aus seiner unabhängigen und aussichtsreichen Stellung für sich selbst Vorteile schlagen, nicht aber als willenloser Faktor in der französischen Berechnung gelten. Eine sehr bedeutende Summe materieller Mittel[3]) wie diplomatischer Arbeit und Intelligenz ist aufgeboten worden, um Schweden in der Allianz zu erhalten.[4]) Die ersten Diplomaten Frankreichs sehen wir am

---

[1]) Vergl. Rec. des Instr. II Suède (1885), Introd. XXXIII.

[2]) Das Wort: „J'en ai vu les clefs de bois dans le port d'Amsterdam", dessen sich nach Lefèvre Pontalis, Jean de Witt, Grand Pensionnaire de Hollande I (1884) 252, der holländische Gesandte, van Beuningen, im Hinblick auf die holländische Flotte stolzen Mundes gegen Karl Gustav gerühmt haben soll, ist übrigens, wie schon vorher nachgewiesen war, von diesem nicht gesprochen worden. Vergl. Fruin, De Sleuten van de Sont; in: Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde; Nieuwe Reeks, 6. deel (s'Gravenhage, 1870) 214 ff. Wo der Ausspruch zuerst vorkommt, weiß ich nicht. Er findet sich schon bei Onno Zwier van Haren; Dichterlijke Werke, 4. deel (Amsterdam 1825) 224 Ophelderingen. Das Wort fiel darnach als Erwiderung auf des Königs Drohung: „tunc ego claudam Fretum Sundicum", und lautet hier: „At ego claves lingneas hujus Freti in portu Amstelodamensi vidi."

[3]) Vergl. hierüber die detaillierten Mitteilungen bei Christian Schefer: La monarchie française et l'alliance suédoise; in: Rev. d'Hist. diplom. VI (1892) 94.

[4]) Vergl. Geffroy, Nos diplomates sous Louis XIV, France et Suède; in: Rev. des deux Mondes LXVIII (1885). Ders., Les relations diplomatiques de la France avec la Suède sous Louis XIV, in: Acad. des sciences morales

Stockholmer Hofe, oder, wie zur Zeit Karls X. Gustav, im schwedischen Feldlager tätig, denn wer mit diesem verhandeln wollte, der mußte ihn als furchtloser Krieger im Sattel auf seinen wunderbaren Heerfahrten durch Polens unermeßliche Steppen begleiten.[1])

Weit weniger Erfolge als in Schweden errang die französische Diplomatie gegenüber Polen.[2]) Ein reeller und dauernder politischer

---

et politiques, CXXIV (1885) 582 ff.; ferner Recueil des Instr. II Suède, Introd. XX ff.; Strindberg, Les relations de la France avec la Suède jusqu'à nos jours. Esquisses historiques des relations des deux pays (1891); sehr unzuverlässig. Auch Chr. Schefer, a. a. O. 90 ff.

[1]) Wie der tapfere Baron Charles d'Avaugour, der in treuer Erfüllung der Befehle Mazarins dem Könige auf allen Feldzügen durch Preußen, Polen, Pommern und Holstein an der Seite blieb und infolge der Strapazen in Kiel starb (6. Dezember 1657). Vergl. die zweite Instruktion vom 17. März 1656 (Recueil des Instr. II 14 ff.), (die erste vom 27. Mai 1654, ebenda 8 ff.); Chéruel, Le baron Charles d'Avaugour, ambassadeur de France en Suède 1654—57; in: Rev. d'Hist. diplom. III (1889) 523 ff. und Mazarin an d'Avaugour, 29. Oktober 1655, Lettres de Mazarin VII (1893) 116 ff., Maz. an d'Av., 12. Dezbr., ebenda 164 ff. Vergl. auch Schreiben Karl X. Gustav an Mazarin, 8. August, worin der König d'Avaugour als das vollendete Beispiel diplomatischer Weisheit und militärischer Tapferkeit hinstellt — („. . . qui porro tanta semper fidelitate Regi suo serviit ut exemplum exstet absolutissimum prudentiae et fortitudinis.")

[2]) Die erste festere politische Anknüpfung der beiden Länder reicht bis ins Jahr 1500 zurück. Damals (14. Juli) schloß Ludwig XII. mit den beiden Polenkönigen Johann Albrecht und Wladislaw ein Schutz- und Trutzbündnis gegen die Türken sowie etwaige andere Gegner. Vergl. J. Caro, Geschichte Polens, 5. Teil, 2. Hälfte (Gotha 1888) 805 f. und L. Farges, Rec. des Instr. IV, Pologne I (1888) Introd. XV. Für die gegenseitigen Beziehungen im 17. Jahrhundert vergleiche die allerdings nur die Jahre 1644—47 umfassenden „Relations diplomatiques entre la Pologne et la France au XVII^{e} siècle" (1888). Von größter Wichtigkeit für die Stellung Polens in der europäischen Politik sind die Acta hist. res gestas Pol. illustrantia ab a. 1507 usque ad a. 1795; 2 Bde. bis 1674 von Kluczycki, fortgeführt in 3 Bdn. von Waliszewski unter dem Titel „Acta quae in archivo ministerii rerum exterarum Gallici ad Joannis III regnum illustrandum spectant" (Cracovie 1884) (meist Auszüge französischer Gesandtschaftsberichte vom polnischen Hofe enthaltend), Bd. I 1674—77, II 1677—79, III 1680—1683. Vergl. ferner Rec. des Instr. IV Intr. XV—LXVI, dazu die Instruktionen für Lumbres vom 20. August 1660 (ebenda 23 ff.) und

Gewinn war hier nur zu erwarten, wenn es dem Versailler Hofe gelang, einen seiner ergebenen Schützlinge auf den polnischen Thron zu erheben. Allein die polnischen Verhältnisse entbehrten längst jeder Stabilität, und so täuschten die Resultate der Königswahlen alle Berechnung. Polen war und blieb nun einmal das Land der politischen Überraschungen, stets in unruhigem Wechsel, sich unveränderlich gleich bleibend nur als Herd unentwirrbarer Intrigen, in seiner inneren Zerfahrenheit und seiner hilflosen Schwäche nach außen. Es sank unter demselben Herrscherhause, welches Schweden zur Größe erhoben hatte. Mit seiner stolzen Vergangenheit, seiner politischen Ohnmacht im 17., seinem Untergang im 18. Jahrhundert erinnert es seltsam an Spanien. Vier Mal hat Frankreich versucht, einen Prinzen seines Königshauses auf den gefährlichsten und unsichersten aller europäischen Trone zu erheben; weder Heinrich von Valois, noch der junge Herzog von Enghien, weder dessen Vater, der große Condé, noch Conti haben die Krone erlangt.

Um so sicherer war Frankreich stets, in Ungarn und Siebenbürgen Verbündete zu finden, „où il y avait toujours un Bethlen Gabor ou un Ragotsi prêt à répondre à l'appel du Roi".[1])

* * *

Wir kehren damit zur Betrachtung der deutsch-französischen Beziehungen zurück. Wo die Grenzen benachbarter Völker durch

---

20. Dezember 1660 (27 ff.), das Mém. Bézieres' vom 15. Oktober 1668 (ebenda 89 ff.); Hirsch, Zur Gesch. der poln. Königswahl von 1669; in: Zeitschr. d. Westpr. Geschichtsvereins XXV (1889) 1 ff.; ders., Zur Gesch. der polnischen Königswahl von 1674. Danziger Gesandtschaftsberichte aus dem Jahre 1673/4, ebenda, XXXXIII (1903) 1 ff.; ders., Die Wahl Joh. Sobieskis zum König von Polen 1674; in: Hist. Zeitschr. LXXXVII (1901) 224 ff.

[1]) Recueil des Instr. VIII, Russie I (1890) XI. Innigere Beziehungen Frankreichs mit Ungarn hatte, wenn wir von der älteren Waffenbrüderschaft gegen die Türken absehen, bereits Ludwig XII. eingeleitet. Vergl. Fraknoi, Rapports diplomatiques de la Hongrie avec la France au commencement du XVI^{e} siècle; in: Rev. d'Hist. diplom. III (1889) 236 ff.

die Natur nicht scharf markiert sind, werden sich deren äußerste Volkselemente ganz von selbst tiefer und in größerem Umfange mit einander vermischen, als da, wo Gebirge oder Ströme natürliche Hindernisse bilden. Hierdurch wird die Möglichkeit gegeben und begünstigt, daß an der Peripherie großer Nationen ethnische und politische Bildungen von nicht immer scharf ausgeprägter staatsrechtlicher Zugehörigkeit und sicherem nationalem Charakter entstehen. Diese werden sich ihrer Mutternation um so mehr und um so dauernder entfremden, je inniger sich ihre Berührungen mit dem Nachbarvolke ausgestalten. Die Intensität dieser Beziehungen aber hängt wiederum ab von dem gegenseitigen Verhältnis der beiden großen Staaten in Bezug auf Kultur nnd politische Machtstellung. Die Nation, welche kulturell hinter der anderen zurücksteht und noch zu keiner stabilen staatlichen Regelung gelangt ist, wird auch im Frieden ihre äußersten, dem überlegenen Nachbar nächst gelegenen Glieder nicht festzuhalten vermögen. Das war das Schicksal Deutschlands im 17. Jahrhundert. Seine Geschichte in dieser Zeit ist, wie es bei der Zerfahrenheit aller staatsrechtlichen und politischen Verhältnisse kaum anders sein konnte, eine Geschichte der Verluste gewesen.

Wir sehen, wie sich im 17. Jahrhundert die Westgrenze Deutschlands durch Loslösung früherer Reichskörper sehr zu seinem Nachteile verschob. Holland und die Schweiz, damit zugleich Oberlauf und Mündung des größten deutschen Stromes, gingen verloren und erwiesen sich lebensfähig genug zur selbständigen Entwickelung des Staatsgedankens.[1]) Fremder Angreifer

[1]) Der entscheidende Schritt der Lösung Hollands vom Reiche war freilich schon 100 Jahre früher in dem Augsburger Vergleich mit Karl V. (26. Juli 1548) getan worden. Vergl. Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des 30jährigen Krieges, I (Stuttgart 1895) 24 ff.; ferner den vortrefflichen Aufsatz von Rachfahl, Die Trennung der Niederlande vom Deutschen Reiche; in: Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, XIX (1900) 79 ff. Das ist den folgenden Generationen noch lange verborgen geblieben. Im Jahre 1673 erschien in Paris eine anonyme Reisebeschreibung Deutschlands, betitelt L'Allemagne, Relation nouvelle de toutes les Cours de l'Empire etc. Das heute sehr seltene Buch

hatten sie sich mit Glück erwehrt, nicht weil, sondern trotzdem sie damals noch zum Reiche gehörten. Schweizerischer und batavischer Heldenmut, aber auch Fels und Woge waren bei der Verteidigung der heimatlichen Scholle ihre Retter gewesen.

Ganz anderen Ausgang nahmen die Emanzipationsgelüste Lothringens. Durch ein Jahrtausend trug dieses, „le centre et le coeur" des Karolingerreiches, wie es genannt worden ist,[1]) „das Geschick der Helena, um welche die Troer und Achäer des Abendlandes in weltgeschichtlichen Kämpfen gerungen haben".[2]) Der französische

— ein Exemplar befindet sich in der Pariser Nationalbibliothek — ist dem englischen Gesandten in Paris, Graf Sunderland, gewidmet. Es bringt geographische Notizen über die einzelnen Länder und Mitteilungen über die Politik der regierenden Häuser Deutschlands. Brandenburg, Sachsen, Pfalz, Württemberg sind ausführlicher behandelt, Österreich, Bayern u. a. fehlen. Offenbar sollten diese in einem zweiten Bande besprochen werden, der aber nicht vorliegt. Uns interessiert die am Anfang gegebene Schilderung der Lage Deutschlands. Der Verfasser vergleicht es nach Westen mit einer Festung, die durch den Rhein als Wallgraben, durch die Niederlande und die Schweiz als Bastionen geschützt sei. Es ist wohl kaum möglich, die Situation gründlicher zu verkennen. Interessant ist hierbei der offenbar mit Berechnung gebrauchte Anachronismus, den Rhein als Westgrenze Deutschlands, den gesamten Elsaß also damit bereits als französisch zu bezeichnen. — Über die politischen und geistigen Beziehungen, die sich zwischen jenen beiden vom Reiche abgelösten Gliedern nach dem Frieden von Münster anbahnten, vergl. Ch. von Hoiningen-Huene, Beiträge zur Geschichte der Beziehungen zwischen der Schweiz und Holland im 17. Jahrhundert (Berlin 1899).

[1]) Vergl. Rob. Parisot: Le Royaume de Lorraine sous les Carolingiens, 843—923 (1899) und ders., Les origines du royaume franc de Lorraine; in: Annales de l'Est, XVII[e] année (1903) 436 ff.

[2]) Vergl. Herm. Derichsweiler, Geschichte Lothringens I (Wiesbaden 1901) XI. Das schön geschriebene Werk hat jedoch das gedruckte französische Material nicht ganz erschöpft. Man vermißt Aufsätze, wie den unten zitierten von Krug-Basse, bekannte ältere Werke wie Saint Mauris, Études historiques sur l'ancienne Lorraine (Nancy 1861); Guillaume, Histoire du diocèse de Toul et de celui de Nancy (Nancy 1866) 5 Bde.; Pimodan, La réunion de Toul à la France (1885). Ferner Wenning, Über die Bestrebungen der franz. Könige des X. Jahrh., Lothringen für Frankreich zu gewinnen (Gymn.-Progr. Hanau 1884); Prost, La Lorraine (1886); Duvernoy, La Politique des ducs de Lorraine envisagée dans leurs

Anschlag auf Lothringen im Jahre 939 ist als das bedeutendste Ereignis der Regierung Ludwigs IV. bezeichnet worden.[1]) Wie dieser haben auch Ludwig V. und dessen Nachfolger nach dem Besitze des Grenzlandes gestrebt,[2]) dessen Gewinn allen als „die Ehre des Frankenreiches" galt. Nach der Regierung Philipps des Schönen ist für etwa zwei Jahrhunderte ein gewisser Stillstand in den Bestrebungen Frankreichs eingetreten, Lothringen in der einen oder anderen Weise zu unterwerfen. Dieses benutzte die Zeit, um sich der Reichsgewalt zu entziehen, und damit mehr und mehr von der Gemeinschaft des nationalen Lebens loszulösen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts erhebt sich das „non incorporabilis ducatus" bereits zu einer vom Reiche de facto unabhängigen Stellung,[3]) in denselben Jahren aber verliert es als erstes Opfer seiner Lage und Entwickelung Metz, Toul, Verdun — „ces trois clous fichés"[4]) — an das begehrliche Königtum der Valois. Sein Schicksal stand seitdem in den Sternen geschrieben; von dem mächtigen Nachbar

---

rapports avec la France et l'Autriche, de 1477 à 1545; in: Mém. de l'Acad. de Stanislas, 5e série, t. IX (Nancy 1891); sodann die interessante Histoire d'une famille de la chevalerie lorraine (1894, 2 Bde.) des Grafen von Ludres, der die mit den Schicksalen der Westmark durch 6 Jahrhunderte verknüpfte Geschichte seines Hauses schildert. Für die ältere Zeit fehlen neue Publikationen, wie Gumlich, Die Beziehungen der Herzöge von Lothringen zum deutschen Reiche im 13. Jahrhundert (Halle a. S. 1898) und das oben zitierte Werk von Parisot. Von später erschienenen Arbeiten ist zu erwähnen Pfister, Hist. de Nancy (1902) und Calmette, La diplomatie carolingienne du traité de Verdun à la mort de Charles le Chauve 843—877 (1901).

[1]) Lauer, Le règne de Louis IV d'Outre-Mer (1900); vergl. auch Wenning, a. a. O. 10 ff.

[2]) Vergl. Scheffer-Boichhorst, Deutschland und Phil. II. Aug. v. Frankr. in den Jahren 1180—1214; in: Forsch. z. deutsch. Gesch. VIII (1868) 467 ff.

[3]) Vergl. Siegfr. Fitte, Das staatsrechtliche Verhältnis des Herzogtums Lothringen zum deutschen Reich seit dem Jahre 1542; in: Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen, XIV (Straßburg 1891) 27 ff.

[4]) Ein Wort Niox', Géographie militaire; France 58. Vergl. Baumont, Études sur le règne de Léopold, duc de Lorraine et de Bar 1697—1729 (1894) 5.

überschattet, war ihm kein selbständiges Wachstum beschieden. Kulturell ist es von Alters her das Durchgangsland der französischen Kultur nach Osten gewesen. Schon dadurch trat es dem französischen Westen näher. Zum Verhängnis mußte ihm dann seine geographisch-militärische Lage werden, „entre le marteau de la France et l'enclume de l'Allemagne".[1])

Machiavell sagt einmal, man müsse, um eine abgelegene Provinz zu behaupten, die außerdem eine andere Sprache spricht, viel Glück und Geschicklichkeit besitzen. Ohne Schutz im Rücken, im Angesicht die unendlich überlegene Macht Frankreichs, ohne natürliche Begrenzung, jedem Sturmwind preisgegeben, der vom Westen herüberwehte, so war Lothringen ein von vornherein verlorener Außenposten des deutschen Reiches. Solchen Zwitterbildungen — „populations sans caractère ethnographique" nennt sie der französische Historiker Fagniez —, ist nun einmal kein selbständiges Dasein beschieden, vielmehr fehlen ihnen alle physischen und moralischen Vorbedingungen dazu. „Nachbarschaft von solcher Ähnlichkeit, daß sie die Grenzen verwischt, ist eine Gefahr."[2]) Um eben so viel als sich Lothringen dem Reiche entzog, mußte es sich, ohne es zu wollen, Frankreich nähern. Denn die romanische und germanische Rasse sind so scharf ausgeprägte Typen, daß sie unfertige Bildungen von einer gewissen Selbständigkeit in ihrer Mitte nicht dulden können.[3]) Beobachtung und Erfahrung zeigen vielmehr, daß diese von dem jedesmal Stärkeren verschlungen werden. Das ist ein Vorgang politischer und völkerpsychologischer Art, wie er sich in einer gewissen Analogie auch auf dem Gebiete des religiösen Lebens findet. Zwischen Katho-

[1]) Über den Kampf um die Rechtspflege vergl. Krug-Basse, Histoire du parlement de Lorraine et Barrois; in: Annales de l'Est, X (1896) 39 ff., 203 ff., 381 ff., 529 ff.; XI (1897) 48 ff., 383 ff.; XII (1898) 52 ff., 359 ff., 516 ff.; XIII (1899) 196 ff.

[2]) Ratzel, Politische Geographie (1903) 319.

[3]) Über die Sprachgrenze in diesen Landschaften vergl. This, Die deutsch-franz. Sprachgr.; in: Beitr. z. Landes- u. Volksk. von Elsaß-Lothr. I (Straßb. 1887); Witte, Deutsche und Keltoromanen in Lothr. nach der Völkerwanderung. Die Entsteh. des d. Sprachgeb., ebenda XV (1891). Auch Schiber, Die fränk. u. alem. Siedl. in Gallien (Straßb. 1894).

lizismus und Protestantismus sind zahlreiche vermittelnde Richtungen aufgetreten, zuletzt haben sie sich doch einer der beiden großen Religionen eingefügt, wo nicht, sind sie untergegangen.[1])

Der Westphälische Frieden, welcher Elsaß an Frankreich auslieferte, besiegelte auch das Schicksal Lothringens.[2]) Die Lösung dieser Frage war eine der leichtesten Aufgaben, welche Ludwig XIV. bei seinem Regierungsantritt vorfand. Er hat sie für zwei Jahrhunderte entschieden. Erst als sich das Machtverhältnis der beiden Nationen zu einander umgekehrt hatte, sind diese verlorenen Glieder dem Deutschtum wieder zugewachsen.

Die physische Notwendigkeit, daß das Starke anzieht, was das Schwache nicht mehr festzuhalten vermag, erscheint hier eingegliedert in eine alte völkerrechtliche Streitfrage von weitesten Konsequenzen. Im Gegensatz zu der orientalischen Frage könnte man wohl von einer occidentalen Frage sprechen, die, nicht jünger als jene, das kontinentale Staatensystem zeitweise noch stärker beeinflußt hat.

Gemeint ist der Kampf um die Rheingrenze und damit um den Anteil an dem wichtigsten Stromgebiet des Kontinents. Schon in ältester Zeit waren auf dieser Linie Germanen und Gallier wie von konträren Stürmen gepeitschte Fluten aufeinander gestoßen. Die westliche Strömung erwies sich als die schwächere. Den Kelten hat, nach einem Worte Cäsars, die Furcht vor germanischer Waffenüberlegenheit gleichsam im Blute gelegen. Als dann der große Römer Ariovist über den Rhein zurückwarf, führte er durch diese gewaltsame Zurückdämmung der östlichen Brandung die erste welthistorische Entscheidung zu Gunsten des in großartigster Bildung begriffenen romanischen Imperiums herbei. So erscheint

[1]) Vergl. Kuno Fischer, Einleitung zur Geschichte der neueren Philosophie (Heidelberg 1897) 141.

[2]) Mazarins Politik hat allerdings den Bestand Lothringens noch nicht direkt angegriffen. Vergl. über seine Stellung D'Haussonville, Hist. de la réunion de la Lorraine à la France, III (1857) 1—51; Prost, Charles IV, duc de Lorraine; in: Rev. des quest. hist. XLVI (1889) 264 ff.; F. des Roberts, Charles IV et Mazarin, 1643—1661 (Nancy 1899).

die Frage fast so alt als unsere historische Kenntnis von jenen Völkern selbst.

Bis heutigen Tages ist noch nicht sicher erwiesen, welcher der französischen Könige oder Staatsmänner zuerst jene in der Folgezeit mit Feder und Schwert so viel umstrittene These aufgestellt hat, daß der Rhein die natürliche Grenze zwischen beiden Ländern sei, was er aber doch, genau genommen, auch zwischen dem alten Gallien und Germanien nur zum allerkleinsten Teile gewesen war.[1]) Indem Herzog Reginar das damals noch ungeteilte Lothringen im Jahre 911 an Frankreich auslieferte, hat dieses zum ersten Male den Rhein und zwar von oberhalb Bingen bis kurz vor seine Mündung als Grenze erreicht.[2]) Und wenige Jahre später, 923, warf sich Karl der Einfältige mit Heeresmacht auf die Gegend von Worms, um sich auch zum Herren des linken oberrheinischen Ufers zu machen.[3])

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hat Frankreich abermals die begehrlichen Blicke nach dem Rheinstrom gerichtet.[4]) Kaum war es dann aus der Nacht eines hundertjährigen Existenzkampfes siegreich hervorgegangen, als Karl VII. wiederum auf jenen Gedanken zurückgriff.[5]) „Quand Paris boira le Rhin,

---

[1]) Wie schon Rühs, Hist. Entw. des Einfl. Fr.'s auf Deutschl. (Berlin 1815) 7 konstatiert. Wohlweislich geht du Cournau, Le Rhin dans l'hist.; in: Rev. du Monde Cathol. CXIV, (1893) 45 f., nur bis Chlodwig zurück.

[2]) Es ist bezeichnend, daß Richer in seinen Historiarum libri quattuor das Ereignis von 911 verschweigt, „um die Meinung zu affektieren, Lothringen habe nach Fug und Recht schon längst zu Frankreich gehört"; vergl. Wenning, a. a. O.

[3]) Carolus Alsatiam et partes illas Franciae iuxta Rhenum usque Magontiam sibi usurpaturus, usque Paternisheim villam iuxta Wormatiam hostiliter pervenit; Continuator Reginonis, M. G. I 615 f., zit. bei Wenning, 9. Nur setzt dieser das Ereignis, in welchem wir wohl den ersten Versuch einer praktischen Geltendmachung der Theorie der Rheingrenze erblicken dürfen, irrig in das Jahr 920.

[4]) Sorel, a. a. O. I 246 ff.

[5]) Nach Janssen, s. u. 5ff. und Dieffenbach-Kohut, Der französ. Einfluß in Deutschl. unter Ludw. XIV (Dresd. 1889) 3, u. a. wäre Karl VII überhaupt der Urheber der Lehre von der natürlichen Rheingrenze gewesen.

Toute la Gaule aura sa fin", sagte ein altes Sprichwort.[1]) Um den Gelüsten Karls VIII. zu begegnen, hat Maximilian I. bereits einen Bund der rheinischen Fürsten geplant.[2]) Mit dem kraftvollen Emporsteigen der beiden Völker wuchs sich die Rheinfrage allmählich selbst zu solcher Bedeutung und Größe heraus, daß in ihr das beiderseitige Machtverhältnis und die gegenseitige Beziehung zu lebendigem und maßgebendem Ausdruck gelangten. Jede Steigerung der Ursachen und Bedingungen hatte mit logischer Notwendigkeit auch eine Steigerung der Wirkungen zur Folge. Je kräftiger und selbstbewußter sich beide Völker entwickelten, um so energischer strebten sie gegen einander.[3])

[1]) Hanotaux, Tableau de la France en 1614 (1898) 2.

[2]) Vergl. als Ergänzung zu Ulmann, Kaiser Maximilian I (Stuttgart 1884) 133 f.: Redlich, Frankreichs Rheingelüste im Jahre 1492; in: Zeitschr. des Bergischen Geschichtsvereins, XXXII (1896) 137 ff. Die von Anfang 1490 bis Ende 1493 reichenden Lettres du roi Charles VIII, herausg. von Pélicier (1902) enthalten allerdings nichts über franz. Absichten auf die Rheingrenze.

[3]) Vergl. Janssen, Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik in früheren Jahrhunderten (Frankf. a. M. 1861); Heller, Deutschl. und Frankr. in ihren polit. Beziehungen vom Ende des Interregnums bis zum Tode Rud. von Habsburg (Lübeck 1874); Sorel, L'Europe et la Révolution française I (1885), wo sich viele ältere auf die Rheinfrage bezügliche Textstellen gesammelt finden (244 ff.). Auch Lavisse, Hist. de France, III 2, 1226—1328 (1901; par Langlois), 311 ff. mit Literaturangabe. Von der landläufigen französischen Auffassung weicht durchaus Himly ab: Hist. de la formation territoriale des États de l'Europe centrale, I (2e éd. 1894) 134 ff. — Dem Streben nach der Rheingrenze begegnen wir oft in bewußter und unbewußter Verknüpfung mit dem in der praktischen Politik bis auf die Zeiten des Abtes Sugerius, in der Sage und Prophetie noch weit darüber hinausgreifenden französischen Kaisergedanken. In doppelter Hinsicht war die „Pfalz Aachen" das ersehnte Ziel der Politik des Westreiches: als alte Krönungsstadt des großen Karl und als Etappe auf dem Wege zum Rheinstrom. — Über die gesamten Beziehungen Frankreichs und Deutschlands vergl. die schon zitierte Bibliographie von Leroux. Dazu neuerdings die dankenswerten Ausführungen Grauerts; Deutschland und Frankreich. Fragmente aus vergangenen Jahrhunderten; in: Wissensch. Beil. z. Germania; 1903, N. 42, 43.

Fassen wir die Frage in ihrem weiteren Umfange, so hat es sich zunächst fast weniger um Ober-, Mittelrhein und das Moseltal, also um Elsaß und Lothringen, wie vielmehr um die Gebiete des Niederrheins, der Maaß und Schelde, sowie um die flandrische Seekante gehandelt. Im Vertrage von Mersen war die Schelde den beiden Reichen als Grenze gesetzt worden. Allein Flanderns Selbständigkeit völlig zu brechen, ist den Karolingern und Kapetingern niemals gelungen.[1]) Definitiv sind die stets wiederholten französischen Einverleibungsversuche an dem mannhaften Widerstande und trotzigen Freiheitsstolze der Städte gescheitert. Im vierzehnten Jahrhundert wurde Flandern, dessen innere Entwickelung auch durch den Rassengegensatz der „Flandre gallicante" und „Flandre flamingante" beeinflußt erscheint, ein durchaus „dietsches" Territorium;[2]) aber den Anspruch darauf gab Frankreich selbst jetzt nicht verloren. „Flandres, ausint deçà soit vostre" rief ein nationaler Dichter am Beginn des englisch-französischen Krieges den Valois zu.[3])

Es ist eine befremdliche Erscheinung, daß die zur guten Hälfte germanische Grafschaft Flandern[4]) politisch zu Frankreich gehörte, während andererseits das dem Reiche untergebene Herzogtum

[1]) Die Zwitterstellung des seit Balduin IV. existierenden doppelten Lehnsverhältnisses zu Frankreich und dem Reiche ist Flandern gelegentlich sehr zu gute gekommen. Sie entzog es „im Falle des Lehnsfrevels den Zwangsmaßregeln des einen Suveräns und sicherte ihm den Schutz des anderen"; Cartellieri, Philipp II. August, König von Frankreich I (Leipzig 1900) 118. Vergl. auch Brosien, Der Streit um Reichsflandern in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh.; in: Wissensch. Beil. z. Progr. des Sophien-Gymn. (Berlin 1884).

[2]) Pirenne, a. a. O. I. 407 ff.; van der Linden, Les relations politiques de la Flandre avec la France au XIV^e siècle; in: Bull. de la Comm. roy. d'hist. de Belg. III (Brux. 1893) 471 ff.

[3]) Le Dit de la Rébellion d'Engleterre et de Flandres; bei Jubinal, Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux I (1839) 78.

[4]) Über die Verteilung der Rassen in Flandern s. Pirenne, Gesch. Belgiens I (Gotha 1899) 104 f.; über die um sich greifende Herrschaft der französischen Sprache vor allem im 13. Jahrh. s. Funck-Brentano, Philippe le Bel en Flandre (1896) 18 ff.; Kurth, La frontière linguistique en Belgique et dans le nord de la France II (Brux. 1898) 16 ff.

Niederlothringen starke französische Elemente umschloß. Indem sich das Herzogtum später in eine ganze Anzahl nur noch nominell unter der Hoheit des Reiches stehender Territorien auflöste, für deren Gesamtheit im dreizehnten Jahrhundert der Name Niederlande aufkam, gewann der übermächtige kulturelle und politische Einfluß Frankreichs erst recht an Kraft und Wirkung.[1]) Im wesentlichen blieb das Schicksal aller dieser Landschaften durch die jeweilige Überlegenheit des germanischen oder romanischen Elementes bestimmt. Darin liegt beispielsweise die besondere Bedeutung der Schlacht von Bouvines, die das Ansehen des deutschen Namens moralisch tief erschütterte und zum ersten Male national-französische Tendenzen entflammte.[2]) Ebenso wie Oberlothringen ist diese „terra bilinguis" als ein Grenzland zu bezeichnen, „wo zwei große Staatsgebilde aufeinanderstoßen, wo aber auch die Kultur zweier großer Völker in fortdauernder Wechselwirkung steht".[3]) Daß diese sich nicht in friedlich ausgleichender Entwickelung vollzogen hat, zeigt eben der durch die Jahrhunderte gehende, auch heute noch keineswegs überwundene Gegensatz der germanischen und romanischen Elemente.[4]) Im vierzehnten und fünfzehnten

[1]) Pirenne, a. a. O. I, 364 ff.

[2]) Vergl. Ranke, S. W. VIII 27; Scheffer-Boichhorst, a. a. O. 549 f.; du Cournau, a. a. O. 307; Pirenne, I 256 f.; Lavisse, Hist. générale, II 2 (1893); Zeller, La bataille de Bouvines; in: Compte rendu, Acad. des Inscr. et Belles Lettres; XXI (1893) 10—159. „La bataille de Bouvines est le premier événement national de notre histoire", urteilt Luchaire in Lavisse, Hist. de France, III, 1 (1901) 196 f. Als Übertreibung wird man es aber doch bezeichnen dürfen, wenn Dollot, Les origines de la neutralité de la Belgique et le système de la Barrière, 1609—1830 (1902) 7 meint, daß der Sieg Frankreich für ein Jahrhundert die Hegemonie in Europa verschafft habe.

[3]) Blok, Gesch. der Niederlande I (übers. Gotha 1902) 144.

[4]) Über die Verschiebungen in sprachlicher Beziehung vergl. Kurth, a. a. O. II 98. Für die allgemeine Geschichte Niederlothringens s. neuerdings noch außer Pirenne und dem hervorragenden Werke von Blok, Geschiedenis van het Nederlandsche Volk, 5 Bde. (Gron. 1892—1902), bes. Duvivier, Les influences française et germanique en Belgique au XIII^e siècle, 2 Bde. (Brux. 1894); ders., L'Escaut est-il flamand ou brabançon? in: Bull. de l'Acad. de Belg., Lettres et Beaux-Arts I (1899)

Jahrhundert sind alle diese auf dem Boden des alten Herzogtums Niederlothringen emporgeblühten Feudalstaaten das Opfer der durch Philipp den Kühnen geschaffenen zweisprachigen Staatsbildung, jener „chevalereusen Monarchie“ geworden, die sich in zwei Teilen keilförmig mitten zwischen die beiden großen historischen Gewalten drängte, auf deren Kosten sie sich erhoben hatte: Das Deutsche Reich im Osten, die mächtig erstarkte französische Monarchie im Westen; keiner je unbedingt ergeben, beide durch Lage und Schwergewicht ihrer materiellen Machtmittel bedrohend. Seine Besitzungen im Elsaß[1]) schienen Burgund bereits die Erwerbung der oberen Rheingrenze vorzubereiten; selbst die römische Königskrone dünkte Karl dem Kühnen, dem „neuen Alexander“, der trunkenen Mutes nach dem Höchsten griff, nicht unerreichbar zu sein.[2]) Aber der Verderben drohende Komet, dessen blutige Bahn Europa in banger, atemloser Spannung verfolgte, erlosch so plötzlich, wie er der Welt zum Schrecken erschienen war. Phaëton fiel durch die eigene Vermessenheit und auf den auseinanderstürzenden Trümmern seiner glänzenden Staatsschöpfung traten sich Habsburg und Valois als unmittelbare Nachbarn gegenüber. Beide warben eifrig um die vielbegehrte Hand der jungen burgundischen Erbin: der in sieghafter Kraft und Schönheit prangende Habsburger trug den hohen Preis davon. Ein folgenschweres Ereignis! Es war, wie Pierre Bayle urteilt, die Geburtsstunde eines mehr als zweihundertjährigen Ringens.[3]) Denn damit gingen zunächst auch Artois und Flandern in habsburgischen Besitz über, Frankreich sah die Ernte unermeßlicher Mühen und Kämpfe verloren, sich selbst

721 ff.; Vanderkindere, Hist. de la formation territoriale des principautés belges au moyen âge I (Brux. 1899). Vergl. die ausgezeichneten Bibliographien von Pirenne, Bibliographie de l'histoire de Belgique. Catalogue méthodique et chronologique (Brux., Gand 1902) und Leroux, a. a. O. 33 ff.

[1]) Vergl. über diese Stouff, Les possessions bourguignonnes dans la vallée du Rhin; in: Annales de l'Est, XVIII[e] année (1904) 1—86.

[2]) Pirenne, a. a. O. II 376, 380; Toutey, Charles le Téméraire et la Ligue de Constance (1902) 7 f.

[3]) Ähnlich äußerte sich Ludwig XV. angesichts des Grabmals Marias von Burgund: „Voilà le berceau de toutes nos guerres“; Dollot, a. a. O. 9.

in seiner nordöstlichen Begrenzung bis an die Somme zurückgeworfen.[1]) Hierdurch trat in das Verhältnis der beiden großen Reiche als besonders wirkungsvolles Streitmotiv ein ganz persönliches Element: die volle Kraft des Gegensatzes konzentrierte sich in den gekrönten Häuptern. Der Grenzstreifen der Niederlande wurde jetzt erst recht zum „point de contact" der todfeindlichen Häuser,[2]) deren Rivalität in zwei so eigenartigen Persönlichkeiten, wie Karl V. und Franz I. ihre höchste Höhe und ihren typischen Ausdruck gefunden hat.

Ob Frankreichs Könige gegen Niederlothringen vorstießen oder sich zu Herren über Oberlothringen zu erheben strebten, immer handelte es sich für sie darum, die Oriflamme an den Rheinstrom zu tragen. Aber auch das war nur der Teilgedanke eines weit umfassenderen Eroberungssystems, der Prätensionen Frankreichs nämlich, wie im Nordosten Rhein und Schelde, so im Südosten die Alpen, im Süden die Pyrenäen zu erreichen. Nicht nur im Maaß- und Moseltale, sondern noch auf ganz anderem Boden, und zwar hier mit schnellerem Erfolge für Frankreich, sind sich daher frühzeitig die Ansprüche der beiden ersten Mächte der Christenheit begegnet: im Rhonetal, im Kampfe um das Arelatum, wo sich bereits unter Ludwig VII. der französische Einfluß auszubreiten begann.[3]) In der Folgezeit hat dann Sully in seinen „Oeconomies royales" mit besonderem Nachdruck die Pyrenäengrenze, Savoyen, Franche-comté, Lothringen, die Niederlande, selbst Jülich und Cleve für Frankreich gefordert, bald darauf Richelieu, von geographisch-militärischen Gesichtspunkten ausgehend mit bestimmtester staatsmännischer Schärfe als politisches Programm die alte „doctrine

---

[1]) Du Cournau, a. a. O. Rev. du Monde Cath., CXXIII (1895) 246 ff.

[2]) Broglie, Le dernier bienfait de la monarchie. La neutralité de la Belgique; in: Rev. des deux Mondes CLVI (1899) 485.

[3]) Vergl. Lavisse, Hist. de France, III 1; 1137—1226, par Luchaire (1901) 60. Für die spätere Zeit s. bes. Sternfeld, Das Verh. d. Arelats zu K. u. R. vom Tode Fr. I. bis z. Interregnum (Berl. 1881); Heller, a. a. O. 82 ff., 101 ff.; O. Winkelmann, Die Bezieh. K. Karls IV. zum Königr. Arelat (Straßb. 1882); P. Fournier, Le royaume d'Arles et de Vienne (1891).

des frontières naturelles" aufgestellt.[1]) Diese Idee erhob er nicht nur zum Brennpunkt seiner eigenen, sondern als „klassisches System" auch zur Richtschnur einer ferneren Politik. Unzweifelhaft war hierbei für ihn in erster Linie das Bestreben maßgebend, dem Königreich eine in aller Zukunft unangreifbare Verteidigungsstellung zu sichern.

Wohl niemand wird bestreiten, daß vom Standpunkte der Pariser Politiker aus eine Erweiterung der französischen Grenzen vor allem im Norden gewünscht und angestrebt werden mußte. Ein

[1]) In seinem Testament hat er sein politisches Streben in die Worte gefaßt: „restituere Galliae limites, quos natura praefixit: reddere Gallis regem Gallum: confundere Galliam cum Francia et ubicumque fuit antiqua Gallia, ibi restaurare novam" (Ranke XII 191). Die Echtheit dieses Testaments R.'s kann durch Hanotaux als nachgewiesen gelten; vergl. dessen Maximes d'état du card. de R.; in: Collect. de doc. inédits sur l'hist. de France, Mélanges hist. III (1880) 705 ff. Ferner: Studien zum polit. Testam. R.'s. Der Streit um die Echtheit; von E. Boehm (Leipzig 1902), der noch weitere Untersuchungen über die Entstehung des Testaments in Aussicht stellt. Ähnlich wie im Testament äußert sich R. in seinen Memoiren. Die Auffassung Rankes über diese teilen Roscher und Hanotaux. Vergl. außerdem Fabre de Navacelle, Mémoires du cardinal Richelieu; in: Rev. de la Société des études historiques (1897) 36 ff. Über die Politik Richelieus vergl. neben dem veralteten Buche von Leclerc, Vie du card. de R., 2 Bde. (Col. 1694), Michelet (Hist. de France XI, XII), d'Avenel und Sorel, a. a. O.: Zeller, Rich. et les ministres de L. XIII de 1621 à 1624 (1880); Geley: Fancan et la politique de R. de 1617 à 1627 (1885); Dussieux, Le cardinal de R. (1886); Rich. Lodge, Richelieu (London 1896); vor allem Hanotaux, Hist. du cardinal de Rich. I, La jeunesse de Rich. (1585—1614); la France en 1614 (1893); II, Le chemin du pouvoir (1896), endlich das schon zitierte Werk: Tableau de la France en 1614 (1898). Hierzu Sorel in den Nouveaux essais de l'hist. et de critique (1898), La jeunesse de R., 173 ff., Le père Joseph, ebenda 187 ff., auch Baguenault de Puchesse, in: Rev. des quest. hist. LIV (1893) 573 ff. Neuerdings Zeller, Louis XIII., Marie de Medicis, Richelieu, ministre (1899). Für die Beziehungen zu Deutschland vergl. Fagniez, Richelieu et l'Allemagne; Rev. hist. XLV (1891) 1—40. Wir erfahren hier auch, daß dem Pater Joseph der große Gedanke der „natürlichen Begrenzung" durchaus fern gelegen hat (5 ff.). Vergl. ferner die Aufsätze Fagniez' in der Rev. hist. XXXVI (1888) — XXXIX (1889): Le Père Joseph et Richelieu. La préparation de la rupture ouverte avec la Maison d'Autriche et la résignation du père Joseph à la succession politique de Richelieu. Zusammengefaßt in

Blick auf die Karte lehrt uns, daß Paris nach dieser Richtung hin sicherer Deckung entbehrte. Daher bedeuteten die Niederlande in der Hand eines mächtigen Gegners für Frankreich eine tötliche Gefahr.[1]) Indem er die strategische Notwendigkeit betonte, durch die Erwerbung der Niederlande einen „boulevard inexpugnable“[2]) für die Hauptstadt zu schaffen, welcher diese erst recht eigentlich zum Herzen des Landes machen sollte, hat Mazarin jenem Bedürfnis den klassischen Ausdruck verliehen.[3])

---

dem Werke Fagniez', Le Père Joseph et Richelieu, 2 Bde. (1894). Über Pater Joseph vergl. auch Vivier, L'Influence politique du Père Joseph; in: Rev. des Quest. hist. L. (1891) 430—498; Desdouvres, Le Père Joseph polémiste, ses premiers écrits, 1623—26 (1895); Baguenault de Puchesse, Le Père Joseph et Richelieu; in: Rev. des quest. hist. LVI (1894) 535 ff.

[1]) Über den vorübergehenden Plan Heinrichs IV., die Niederlande als spanische Sekundogenitur von der spanischen Monarchie abzulösen, vergl. Bazin, Hist. de France sous Louis XIII et sous le ministère du Cardinal Mazarin 1610—61 (1846) I 69 f.; und unabhängig von diesem Philippson, Heinrich IV und Philipp III. Die Begründung des französischen Übergewichtes in Europa, 1598—1610 (Berlin 1876) III 126 ff. Ph. hat gegen Perrens, Les mariages espagnoles sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis (1868), bewiesen, daß, obwohl der Nuntius Barberini zuerst auf eine Vermählung des jüngeren spanischen Infanten Don Carlos mit der zweiten Prinzessin Frankreichs, Christine, hingedeutet, die daran geknüpfte Kombination, dem jungen Paare die Niederlande als unabhängiges erbliches Königreich zu überweisen, nicht von der Kurie, sondern von Heinrich IV. herrührte. Vergl. auch Ranke, S. W. XXXV/XXXVI 427.

[2]) Der ähnliche Ausdruck kehrt zwei Jahrhunderte später noch einmal wieder. Mitte Juli 1866 äußerte Bismarck zu dem Sekretär Benedettis, Lefebvre de Béhaine, Frankreich solle sich als Entschädigung für die geplanten preußischen Annexionen Belgien so fest angliedern, „que cette Monarchie devienne, au Nord, le véritable boulevard de la France rentrée dans l'exercice de ses droits naturels“; vergl. Ollivier, L'Empire libéral VII (1903) 463. Dazu Sybel, Die Begr. des Deutschen Reiches V (4. Aufl.) 281 f.; Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland II (4. Aufl.) 396, u. a.

[3]) Mazarin war es auch, der schon Lüttich dem französischen Einfluß gewonnen hatte; vergl. Huisman, Essai sur le règne du prince-évêque de Liége Maximilien-Henri de Bavière (Brux. 1899) 61 ff.

So ward eine Position geschaffen, günstig zu „Verteidigung und Abwehr, aber auch zu künftigen Angriffen".[1]) Ludwig XIV. hat wenigstens anfangs noch und in der Theorie an dem System der natürlichen Grenzen festgehalten. Vauban meinte, daß Frankreich nichts anderes wünsche, als „son pré bien carré."[2]) Sein großes Lebenswerk sah er darin, dieses Grundstück mit einem so furchtbaren Festungsgürtel zu umgeben, daß es kein Nachbar betreten könnte.[3]) Allein in eines Ludwigs Hand mußten die spanischen Niederlande noch eine ganz andere Bedeutung gewinnen; ihm sollten sie die Brücke bilden nach dem deutschen Norden sowohl wie nach den Niederlanden. So weitete sich die Frage um ihren Besitz zur Frage um die französische Weltherrschaft schlechthin,[4]) sie verschmolz mit dem Kampfe um das spanische

[1]) Vergl. Ranke, S. W. X 141.

[2]) Legrelle, der dieses Wort zitiert, behauptet, die Absicht Ludwigs sei überhaupt nicht die Eroberung der Niederlande gewesen, sondern nur „l'augmentation de la barrière" (La diplomatie française etc. II 443).

[3]) Vergl. Chotard, Louis XIV — Louvois Vauban et les fortifications du nord de la France (1890). Auch Ludwig und Louvois, ferner die großen Ingenieure Chazerat und Clerville erhalten ihren Anteil an der Befestigung der Grenzen zugemessen. Louvois gegenüber erscheint Vauban sogar in fast zu bescheidener Rolle (vergl. z. B. 47 ff.). Die Fürsorge der Verteidigung erstreckte sich auch auf die Seeküste. Richelieu, Colbert, Seignelay sind die hier bemerkenswerten Namen. Vergl. neuerdings Georges Toudouze, La défense des côtes de France, de Dunkerque à Bayonne, au XVII^{e} siècle (1900; zuerst erschienen in der Rev. maritime coloniale, Oct., Nov., Dec. 1899, Janv. Fév. 1900). Dazu de la Roncière, La défense de nos côtes au XVII^{e} siècle, in: Rev. des questions hist. LXX (1901) 254 ff. Vergl. auch Saint-Léger, La Flandre maritime et Dunquerque sous la domination française, 1659—1789 (1900) 59 ff. Über die Anf. der franz. Marine bis zum Zeitalter der Entd. s. de la Roncière, Hist. de la marine franç., 2 Bde. (1899, 1900).

[4]) Die Anschauung, daß Ludwig stets der angegriffene Teil gewesen sei, ist bei französischen Historikern noch heute nicht überwunden. Mit voller Schärfe hat sogar ein Mann von so weitem Blicke wie Fustel de Coulanges diese Auffassung in einer im Jahre 1872 zu Straßburg über Colbert gehaltenen Rede vertreten. Dieser in der Biographie F.'s von Guirand nicht erwähnte Vortrag ist von Lèon-G. Pélissier zum ersten Male publiziert worden. Vergl. Une conférence de Fustel de Coulanges sur Colbert; in: Rev. des quest. hist. LXVII (1900) 228 ff.

Erbe. In der Tat sind Luxemburg und Lüttich nach der einen, wie Metz und Straßburg nach der anderen Richtung hin nur Ausfallspforten für neue Angriffe geworden. Schon der große österreichische Diplomat Lisola sprach die Befürchtung aus, daß die letzten Pläne Ludwigs auf die Herrschaft über die Niederlande und Holland und damit auch über den Rhein gerichtet seien.[1]) Ähnlich weitausschauende Pläne sind auch noch in der Folgezeit erkennbar. Den Gedanken an die Erwerbung von Belgien wenigstens hat die französische Politik — von Ludwig XV. abgesehen, der es im Aachener Frieden leichten Herzens preisgab — beharrlich im Auge behalten.[2]) Dem Frankreich der Revolution und des ersten Kaiserreiches ist die Verwirklichung dieser Idee gelungen, sehr zum Unsegen für die belgischen Lande, die dann fast zwei Jahrzehnte in den Fesseln brutaler Gewaltherrschaft lagen.[3])

Die Vereinigung Belgiens mit Holland, Englands eigenstes Werk in Erfindung und Ausführung, schien das erstere für immer Frankreich entrückt zu haben, allein die gewaltsame Zerreißung des künstlichen Bandes ließ die alten Wünsche wieder aufleben. „La Belgique nous vient nécessairement, la force des choses l'amène à la France",[4]) urteilte damals der gewiegteste französische Staatsmann. Gewiß war Ludwig Philipp der eifrigste Ver-

---

[1]) Vergl. Pribram, Franz Paul Freiherr v. Lisola und die Politik seiner Zeit (Leipzig 1894) 537. Wie 1736 Kronpr. Friedr. schrieb, gelte es für Frankreich, um die untere Rheingrenze zu erlangen, „un petit duché de Luxembourg à envahir, un petit électorat de Trèves à acquérir par quelque traité un duché de Liége par droit de bienséance"; Oeuvres, VIII 1, 16 f.

[2]) Lonchay, La rivalité de la France et de l'Espagne aux Pays-Bas; in: Mém. cour. . . publ. par l'Acad. r. de Belg., LIV (Brux. 1896) 2 ff.

[3]) Lanzac de Laborie, La domination française en Belgique. Directoire. Consulat. Empire; 2 Bde. (1895). Auch Dollot, a. a. O. 473 ff.

[4]) Talleyrand à Mme de Vaudemont, 5 mars 1831; in: Rev. des deux Mondes CLXVII (1900) 281. Allerdings riet er grade deshalb, jeden Krieg um Belgiens willen zu vermeiden: „Unie aux puissances, la royauté est l'héritière de saint Louis. Faites la guerre: elle date d'hier." Ebenda

teidiger der belgischen Neutralität gewesen,[1]) aber doch nur, um Belgien vor Holland zu retten und zugleich lernte die französische Schuljugend aus ihrem Lehrbuche der Géographie historique de la France, daß die natürlichen Grenzen Frankreichs „der Rhein von seiner Quelle bis zur Mündung, die Alpen von der Rheinquelle auf dem St. Gotthardt bis zum Col de Cadibone" seien.[2]) Friedrich List prophezeite damals, daß sich Frankreich auch hierbei nicht beruhigen, sondern seine ehrgeizigen Aspirationen dann auf die Länder an der Ems, Niederweser und Niederelbe richten würde.[3]) Gewiß ist jedenfalls, daß auch dem zweiten Kaisertum der Gedanke an die Erwerbung Belgiens zeitweise nicht fern lag.[4]) Im Laufe von mehr als einem halben Jahrhundert hat aber das moderne Belgien, dem schon seit der burgundischen Zeit eine ganz eigenartige „personnalité politique" zugeschrieben werden will, der Welt bewiesen, daß es keine Augenblicks- und Verlegenheitsbildung ist, sondern trotz der mangelnden sprachlichen Einheit eine

---

[1]) Aus dem literarischen Nachlaß seines Vaters hat der berühmte Herzog von Aumale darauf hingewiesen, welches Verdienst diesem um die belgische Neutralität gebühre: „On ne saura jamais par quel mélange d'habileté et de ténacité, la neutralité de la Belgique a été imposé à l'Europe coalisée et malveillante." Vergl. Broglie, Le dernier bienfait de la Monarchie, La neutralité de la Belgique; in: Rev. des deux Mondes CLVI (1899) 482; auch selbständig erschienen (1902). Diese Auffassung ist wesentlich zu modifizieren. Der König nicht minder wie Talleyrand haben vielmehr, nachdem ihr Zweck, Loßreißung Belgiens von Holland erreicht war, sowohl mit dem Gedanken einer Annexion wie einer Teilung geliebäugelt. Am Widerstande Palmerstons sind sie gescheitert. Vergl. Lannoy, Les origines diplomatiques de l'indépendance belge. La conférence de Londres (1903) 303 ff.; Fourgassié, La neutralité de la Belgique (1902) 73.

[2]) Vergl. Honegger, Kritische Geschichte der französischen Kultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten (Berlin 1875) 3.

[3]) K. Jentsch, Friedrich List (Berlin 1901) 202.

[4]) Mit Interesse liest man neuerdings bei Ollivier, a. a. O. VII (1903) 466 f. in Übereinstimmung mit der alten Auffassung Gramonts, nicht Lefebvre de Béhaine — wie Sybel, IV (4. Aufl.) 214 f. darlegt —, sondern Bismarck habe im September 1865 zuerst von dem Rechte Frankreichs gesprochen, sich auszudehnen, „partout où on parle français dans le monde". Das letzte Wort in dieser Frage ist damit jedenfalls noch nicht gesprochen.

Schöpfung der höchsten historisch-politischen Notwendigkeit; ein Staatswesen, dessen Dasein und Zukunft auf den Grundprinzipien der Unabhängigkeit, Garantie und Neutralität basiert,[1]) Forderungen, die uns bereits in viel älterer Zeit, in wechselnder Gestalt und von verschiedenen diplomatischen Richtungen her entgegentreten.[2]) Und heute kann Belgien gradezu bezeichnet werden, „als das einzige katholische Volk auf der Welt, das wirtschaftlich blüht, gedeiht und vorwärts schreitet.[3])

„Alle entfernten Erwerbungen — sagt Friedrich der Große in seinem Exposé du gouvernement prussien — sind einem Staate zur Last; ein Dorf an der Grenze ist besser als ein sechzig Meilen abliegendes Fürstentum.“[4]) Von diesem Grundsatz von unbestrittener Richtigkeit ausgehend, möchte man über die Hartnäckigkeit staunen, mit welcher Spanien an dem damals überdies noch schwere finanzielle Opfer fordernden Besitz der spanischen Niederlande festgehalten hat,[5]) trotzdem es die begehrlichen Intentionen Ludwigs XIV. sehr wohl kannte, trotzdem es sich diesem völlig unterlegen wußte. Der Widerstand gegen den von Frankreichs Seiten mehrfach angeregten Austausch der Niederlande wäre gar nicht zu verstehen, wollte man die Sache nicht auch von einer

---

[1]) Vergl. Pirenne, Disc. sur l'hist. de Belg.; in: Compte rendu de la distrib. des prix du concours universitaire V (Brux. 1899) n. 1; Descamps, La constit. internat. de la Belg.; in: Bull. de l'Acad. royale de Belg., Lettres etc. 1901, n. 2, 6. Ders., La neutral. de la Belg. au point de vue hist., dipl., jurid. et polit. (Brux. 1902); Wilmotte, La Belg. mor. et pol., 1830—90 (Brux. 1902); Guillaume, L'Escaut depuis 1830, 2 Bde. (Brux. 1903); Dollot, a. a. O. 535 ff.

[2]) Daß bereits Richelieu an eine Neutralisierung Belgiens dachte, hat er in seinen Memoiren deutlich ausgesprochen. Er hätte sie jedenfalls einer Teilung vorgezogen, welche Frankreich zum Nachbar Hollands machte. Vergl. Waddington, La République des Prov.-Unies, la France et les Pays-Bas espagnols de 1630 à 1650 I (1895) 151 ff.

[3]) H. Delbrück in d. Preuß. Jahrb. CVIII (1902) 374.

[4]) Cit. bei Lehmann in Hist. Zeitschr. LXI (1889) 290 f.

[5]) Die Einnahmen betrugen etwa 3 Millionen, die erforderlichen Ausgaben wurden auf das doppelte berechnet: „non compris les malversations qui se faisaient dans la distribution de la dépense.“ Vergl. Pelet, Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV, I 16.

anderen Seite betrachten. Man hat Neapel und die Niederlande als die beiden Arme Spaniens bezeichnet und ähnlich verglich einmal Sully Spanien mit einem jener Staaten, „deren Beine und Arme stark und mächtig, deren Herz aber schwach ist.“ Doch mit dem Untergange der spanischen Marine waren auch jene Nebenländer gesunken, keines vielleicht tiefer als grade die spanischen Niederlande. Dennoch behielten diese vor allen anderen Provinzen ihren einzigartigen politischen Wert. Sie ganz allein setzten Spanien mit dem europäischen Zentrum in Verbindung. Spanien gab sich selbst oder wenigstens den letzten Rest ehemaliger Großmachtstellung auf, wenn es auf diese Provinzen verzichtete. So behaupteten sie für sein Ansehen auf dem Kontinent eine ähnliche Bedeutung wie die Besitzungen an der deutschen Ostseeküste für die Krone Schweden. Aus dieser Erkenntnis auf der einen, der erobernden Tendenz Ludwigs und der Wichtigkeit Belgiens, dieses „Stoßkissens zwischen Frankreich und Holland“, als militärisches Verbindungsland und natürlicher Stützpunkt der räumlich weit getrennten antifranzösischen Mächte auf der anderen Seite versteht es sich, daß sie in der zweiten Hälfte des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts zum Schlachtfeld Europas geworden sind.

Kapitel II.

Die welthistorische Bedeutung des Zeitalters der spanischen Erbfolgefrage.

Als Ludwig XIV. die Regierung übernahm, waren die Marschrouten für Frankreichs Heere bereits festgelegt. Ihre Endpunkte hießen Straßburg und Brüssel. Aber Mazarin hatte als verhängnisvolles Erbe noch eine andere unendlich umfassendere Aufgabe hinterlassen. Das stolze Gefühl unbedingter Überlegenheit konnte nicht deutlicher ausgedrückt werden, als durch die Art, wie Frankreich alle jene oben skizzierten Machtfragen und in der Vergangenheit gegebenen Bedingungen in einer einzigen neuen Frage wie in einem Brennpunkte sammelte und mit einem Schlage in dem ihm günstigen Sinne zu lösen unternahm. Alle diese komplizierten Fragen, die niemals isoliert, sondern in steter kausaler Wechselwirkung, mit neben oder nacheinander, in unterschiedlichen Verhältnissen und Stärkegraden wirksam gewesen: die Rheinfrage in ihrer weitesten Bedeutung, wie das Streben nach der Universalmonarchie, in freilich sehr gemindertem Maße auch nach der Kaiserkrone, der Kampf um die Hegemonie auf dem Festlande, wie um das dominium maris, die dynastische Rivalität zwischen Habsburg und Bourbon wie in gewissem Sinne der Rassenkampf germanischen und romanischen Wesens überhaupt, erscheinen in der spanischen Erbfolgefrage wie auf eine einzige Formel gebracht. Freilich war das kein Werk des Augenblickes. Vielmehr erkennen wir in dieser Ausgestaltung der Frage einen langwierigen Prozeß; bald langsamer bald schneller, mehr oder weniger innig, willig oder gezwungen fügen sich die anderen politischen Gegensätze dem großen Zusammenhange ein. Während zuerst noch ein

Komplex einzelner rivalisierender Bestrebungen besteht, erscheinen diese im letzten Jahrzehnt des alten, im ersten des neuen Jahrhunderts fast als eine in der spanischen Erbfolgefrage organisch verwachsene Einheit. Gewiß: die Frage um die spanische Erbschaft war in ihrem Ausgangspunkte keine von denen, welche, wie etwa der dreißigjährige Krieg oder der Dualismus zwischen Preußen und Österreich, aus inneren Konflikten der Völker, aus dem Gegensatze großer Prinzipien geboren, sich mit einer Art von Naturnotwendigkeit entwickeln und nur im Blitz und Donner der Schlachten gelöst werden können, sondern sie war eine künstliche Schöpfung politischer Berechnung und ehrgeizigen dynastischen Strebens. Als ursprüngliches Endziel war die Vereinigung der lateinischen Welt in einer Hand, die Gründung eines „Empire d'occident" oder, nach Sullys Ausdruck, einer „Monarchie occidentale" gedacht, eine Idee von unermeßlicher Weite, bis auf die weltumspannenden Pläne des ersten Napoleon der größte in Praxis gesetzte politische Gedanke, welchen Frankreich erzeugt hat.

Mit der Heirat seines jungen Königs dachte Mazarin das Schwerste vollbracht, in Wahrheit war es nur eingeleitet. Aber der Überblick über die letzten Konsequenzen entzog sich ihm ganz natürlich; er hat gewiß nicht im entferntesten geahnt, daß er damit dem französischen Volke eine der schwersten und gefährlichsten Aufgaben zuwies, die ihm jemals gestellt worden. Auf ihre Verwirklichung hat in der Folge Ludwig XIV. das System seiner Universalmonarchie gegründet. Für Jahrzehnte ist sie in der Tat der Angelpunkt der Politik Frankreichs geworden.[1]) Sie hat es in der

[1]) „Le pivot, sur lequel tourna presque tout le règne de Louis XIV"; Mignet, Négociations relatives à la succession d'Espagne, I, LII. Ähnlich Giraud, Le traité d'Utrecht (1847) 16; Ortolan, Des moyens d'acquérir le domaine international ou propriété d'état entre les nations (1851) 145; Paquier, Hist. de l'unité politique et territoriale de la France II (1880) 157; Norden, Der span. Erbfolgekr. I (Düss. 1870) 8 f.; Rambaud, Les Français sur le Rhin (1873) 17. Anders Chéruel, Étude sur la ligue ou alliance du Rhin (1884) 3: „La politique extérieure de Louis XIV pendant son gouvernement personnel a eu pour principal but le développement des deux traités de Westphalie et des Pyrenées." Über Chéruel

Periode seines Aufschwunges und seiner höchsten Entfaltung, dann auch in der des Niederganges begleitet.

So wenig wie in der Physik gibt es in den welthistorischen Zusammenhängen Wirkungen ohne Ursachen. Die Gründe für das Aufkommen Frankreichs erkennen wir in der persönlichen Bedeutung mehrerer aufeinander folgender Staatsleiter sowie der Ausdauer und Intelligenz der jungen, kraftvollen, wohlhabenden und selbstbewußten Nation, zweitens in der damaligen Schwäche Europas. Ebenso sind auch die Ursachen für den Niedergang Frankreichs innere und äußere; einmal der politische und wirtschaftliche Verfall Frankreichs, andererseits der Zusammenschluß der übrigen Staaten.

„In der Natur vorwaltender Mächte — sagt Ranke — liegt es nicht, sich selbst zu beschränken: Die Grenzen müssen ihnen gesetzt werden.“[1]) So erhob sich gegen Frankreich der Gedanke des europäischen Gleichgewichts, dessen Kraft darin bestand, daß er auf einer den gegenseitigen Verhältnissen des Staatensystems innewohnenden Notwendigkeit beruhte. Die Idee, daß jeder Machtüberschuß des einen Staates ausgeglichen und eingeschränkt werden muß durch das föderative Vorgehen mehrerer schwächerer war ja keineswegs neu, sondern schon das Kind früherer Zeitalter, wie Heeren urteilt, „die natürliche Frucht der politischen Kultur.“[2]) In der Praxis basierte darauf wohl mehr oder weniger von Alters her jede Politik. Zum System ist der Gedanke zuerst geworden, als sich in Italien im zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts jene

---

noch hinausgehend sagt Legrelle (La dipl. franç. I 2), das Ziel der Regierung Ludwigs sei gewesen „l'exécution complète et loyale des traités de Westphalie“. Das Richtigste dürfte es wohl sein, wenn man ganz allgemein das Streben nach der Rheingrenze als in der ersten, jenes nach der spanischen Erbschaft als in der zweiten Hälfte der Regierung Ludwigs vorwiegend betrachtet; vorbehaltlich der Erkenntnis, daß beide Fragen gelegentlich ineinander übergehen, und sich ebenso äußerlich gegenseitig beeinflussen, wie innerlich durchdringen.

[1]) Ranke, S. W. XI 1, XXXVIII 128, u. ders., Die großen Mächte XXIV 5 ff. Dazu M. Lenz, Deutsche Rundschau, CXX (1900) 74 ff., 279 ff., 422 ff.; Rachfahl, N. Jahrb. f. d. klass. Alt., Gesch. etc. V (1900) 703 ff.

[2]) Vergl. Handb. d. Gesch. d. Europ. Staatensystems I (Gött. 1822) 13 ff.

sechs großen Staaten ausbildeten, welche die Sicherheit der kleinen „raccommandati", wie Ferrara und Urbino verbürgten.[1]) Von hier ist er Anfang des 16. Jahrhunderts auf Europa übergegangen;[2]) in dem großen politischen Spiele zwischen Franz I., Karl V. und Heinrich VIII. hat er sich zum ersten Male wirksam erwiesen.[3])

Vor seinem hemmenden Widerstande sind in der Periode der kirchlich-politischen Reaktion zuletzt sowohl Karl V. wie Ferdinand III. zurückgewichen. Ähnliches wiederholte sich, als Karl X. Gustav durch die Gewalt seiner Waffen den Nordosten des Kontinents umzugestalten drohte.[4]) Auch juristische und staatsrechtliche Betrachtung hatte sich frühzeitig dieser Erscheinung zugewandt.

---

[1]) Nys, La théorie de l'équilibre européen; in: Rev. de droit international XXV 34 f.

[2]) Toutey, a. a. O. findet den Begriff des europ. Gleichgewichts bereits im Bündnis von Constance wirksam. Ein offenbarer Anachronismus. Die Ursache, an der Burgund unterging, war in erster Linie doch seine Lage; Ratzel, a. a. O. 326, 615.

[3]) „During that triumvirate of kings, there was such a watch kept, that none of the three could win a palm of ground, but the other two would straightways balance it, either by confederation, or if need were by a war: and would not in any wise take upe peace at interest"; so das politische Urteil Bacons in: Essays or counsels civil and moral, XIX, of Empire; Works I (Lond. 1846) 276. Um so auffallender ist es, daß noch im Jahre 1540 Karl V. im Gespräch mit dem Connétable zu Gent kaltblütig den Gedanken einer Vermählung Marias mit dem späteren Heinrich II. erörtern konnte. Das Königreich Flandern wollte er dann seiner Tochter als Mitgift geben. Er stellte dabei die Überlegung an, daß, wenn in beiden Häusern etwa die beiden ältesten männlichen Erben mit Tod abgehen sollten, „entonces vendran el duque d'Orliens y mi hija a ser los mayores señores del mundo; pues seran reyes de España, de Francia y Flandes: y de los demas mis reynos y señorios"; vergl. Mignet, a. a. O. I 24 ff., mit Berufung auf Sandoval. Ferner hat Roscher, Politik, a. a. O. 256, Anm. 1, darauf hingewiesen, wie geringem Widerstande die Vermählung Philipps II. mit der englischen Erbtochter begegnet sei.

[4]) Schon im Herbst 1655 hieß es in den diplomatischen Kreisen des Haag, daß „die balance Europas" bedroht sei; Droysen, Gesch. d. pr. Pol. III 2, 235.

Hierbei verfocht Grotius, „der Vater des Völkerrechts“,[1]) in seinem Werke de jure belli ac pacis das Prinzip, kein Krieg sei gerecht zu nennen, der nur geführt werde, um eine Entwickelung zu hemmen, die möglicher Weise gefährlich werden könnte. Allein in der Praxis ging man über ihn hinaus.[2]) Ende des Jahrhunderts gehörte der Gedanke vom europäischen Gleichgewicht, sowie von der Notwendigkeit der Bekämpfung einer in der Entstehung begriffenen Universalmonarchie zu dem Kapital staatsrechtlicher und politischer Ideen, welches jede Epoche besitzt und praktisch zu verwerten strebt.[3])

Die aus der jüngsten Vergangenheit gewonnenen Erfahrungen hätten Ludwig warnen können. Daß sie es nicht taten, dafür lag der letzte Grund in ihm selbst. Einem Politiker von weiser Beschränkung war die Möglichkeit geboten, dem Lande aus der unverkennbaren Gunst der Konstellation einen reellen Gewinn zu sichern. Ernstgemeinte Ansätze hierzu finden wir in der Tatsache der Teilungsverträge. Allein zuletzt siegte in Ludwig doch der dynastische Stolz über den nationalen, der Bourbon über den Franzosen; er gewann für sein Haus, was er für Frankreich verlor.[4]) So scheiterte er daran, daß er „sich Karl V. zum Vorbild wählte, statt Richelieu.“[5])

In aller Geschichte waltet das uralte Verhängnis, daß dem allmächtig Gewordenen die unentbehrlichen Eigenschaften des Maß-

---

[1]) Allerdings hat auch schon das Mittelalter zahlreiche Arbeiten über Völkerrecht hervorgebracht. Vergl. Nys, Le droit de la guerre et les précurseurs de Grotius (Brux. 1882); Rivier, Note sur la littérature du droit des gens avant la publication du Jus belli ac pacis de Grotius 1625 (Brux. 1883); Nys, L'Arbre des Batailles d'Honoré Bonnet (Brux. 1883).

[2]) Etwa gleichzeitig mit Grotius hatte bereits Bacon in seinen Considerations touching a war with Spain, Works, I (1846) 532—543, die Notwendigkeit betont, jeder Universalmonarchie schon in ihrer Bildung entgegen zu treten.

[3]) Vergl. Nys, Les origines du droit international (Brux. 1894) 164 ff.

[4]) Michelet, Hist. de France, XIV (1874) 124 f.

[5]) Lavisse, Hist. générale VI (1895) 141. Anders d'Haussonville, La duchesse de Bourgogne et l'alliance savoyarde sous L. XIV II (1901) 325; enth. auch Rev. des deux Mondes CLVIII (1900) 813.

haltens und der Selbstbescheidung verloren gehen. Daß Frankreich an der Idee des europäischen Gleichgewichts scheiterte, ist, wie gesagt, Ludwigs eigenste Schuld, sein persönliches Verbrechen an seinem Lande. Ich glaube daher, daß man vielfach auch heute noch den König als Politiker bei weitem überschätzt.[1]) Wie außer Lionne kein anderer Franzose kannte er die Personalverhältnisse der europäischen Höfe, bewundernswert verstand er sich auf alle Einzelheiten des diplomatischen Getriebes, allein obwohl als Diplomat aller kleinen und kleinsten Mittel Meister, fehlte ihm doch der weite umfassende Blick des Politikers großen Styles, fehlte ihm vor allem Beherrschung der eigenen Launen und Leidenschaften und die nötige Unzugänglichkeit gegenüber subjektiven Einflüssen. So gilt auch von ihm ein Urteil Jakob Kaufmanns, der einmal die Franzosen als „durchtriebene Diplomaten, aber miserable Politiker"[2]) charakterisiert hat. Doch nur selten steht seine Politik auf der Höhe der weitausgreifenden Pläne und Entwürfe, wohl aber bietet sie in der Überfülle ihrer Ziele eine Reihe der allerverhängnisvollsten Fehler. Hauptsächlich aus persönlichem Hasse — welches Motiv für einen nach den höchsten Zielen politischen Ehrgeizes strebenden König und Staatsmann! — sucht er Holland diesen widerwärtigen „Etat populaire" zu vernichten;[3]) weniger vielleicht aus

[1]) Noch in neuester Zeit hat Ludwig XIV. als Politiker bei Legrelle, La dipl. fr. etc., a. a. O., eine systematische Glorifikation erfahren, die nur noch durch Waldteufels Politique étrangère de Louis XIV, Conquête de Hollande (1898) oder Marchain, Le siècle de fer. Les distractions de La Fontaine (1898) überboten wird. Richtiger das Urteil bei Malet, L'histoire diplomatique de l'Europe aux XVII^e^ et XVIII^e^ siècles (1897) und bei d'Haussonville, a. a. O. II, 321 ff.; in der Rev. des deux Mondes CLVIII (1900) 815. Beachtenswert auch die scharfe Auffassung der neueren engl. Historiker. Vergl. Hassall, Louis XIV and the Zenith of the Monarchy (New York 1895); Mackinnon, The Growth and Decline of the French Monarchy (London 1902); Grant, The French Monarchy II (Cambr. 1900) 14 ff.

[2]) Vergl. Gustav Freytag, Aufsätze, Ges. Werke, XVI, 11.

[3]) Schon A. Smith (the Wealth of Nations, IV, Kap. II) erkannte, welchen Anteil andererseits die Handelsrivalität als Folge des Merkantilismus an dem Kriege gehabt hatte. Aber auch von diesem Standpunkte betrachtet, war er ein schwerer Fehler. Vergl. Clément, Hist. du système protecteur en France (1854) 9 ff.

souveränem Eigenwillen als aus der Konsequenz seiner ganzen Staatsauffassung greift er den päpstlichen Absolutismus an,[1]) und, wenigstens teilweise um diesen Fehler wieder gutzumachen, begeht er einen größeren mit der Aufhebung des Ediktes von Nantes, mit der Wiedererweckung des streitbaren germanisch-calvinistischen Geistes. Alles Maßregeln, aus der gleichen verhängnisvollen Subjektivität der politischen Anschauung geboren, welche ihm den Maßstab der eigenen Schätzung raubte. Welcher Rückschritt gegenüber der versöhnlichen Weisheit Heinrichs IV., der selbst da, wo er den intoleranten Anschauungen seiner Zeit nachzugeben schien, in Wahrheit doch immer nur von großen politischen Gesichtspunkten getragen wurde.[2]) Ludwig rühmte sich gern sein Enkel zu sein, und doch scheidet beide nicht weniger als eines Himmels Weite. „Henri IV fut un grand roi, Louis XIV fut le roi d'un beau règne."[3])

Es kommt uns ferner hier nicht darauf an, wie weit Ludwig mit seinen Reunionen das alte historische Recht beugte,[4]) aber welche fortdauernde unpolitische Herausforderung lag in seinem gesamten Auftreten dem Reiche gegenüber. Wenn sich gegen Ende des Jahrhunderts, trotz des immer noch im Wachstum begriffenen kulturellen Einflusses Frankreichs, in Deutschland Ansätze frischeren vaterländischen Empfindens entdecken lassen, wenn damals das

[1]) Im Gegensatz zu Michaud zeigt Immich, Papst Innocenz XI (Berlin 1900) 23, daß Innocenz kein Franzosenfeind war und sich durchaus in der Defensive befand.

[2]) Wenn er z. B. von Pfalzgr. Wolfg. Wilh. Duldung der katholischen Religionsübung in Jülich und Cleve forderte, so war das nur ein diplomatischer Schachzug gegen die Liga, die der Verteidigung des katholischen Interesses grade ihre Größe verdankte; Anquez, Henri IV et l'Allemagne (1887) 177. Daß er nie der Religion die Politik nachgestellt hat, dafür s. Philippson, Heinrich IV und die kath. Kirche; in: Hist. Zeitschr. XXXI (1874) 73 ff.

[3]) Wort Voisenons, zit. bei Pingaud, a. a. O., Rev. des quest. hist. XLVI (1889) 176.

[4]) Daß Ludwig auch hierbei auf Traditionen Richelieus fußte, bewies Kaufmann in seinem lesenswerten Aufsatz: Die Reunionskammer zu Metz: in: Jahrb. d. Ges. für lothringische Gesch. u. Altertumsk., XI (1899) 1—41. Bes. Kap. III, Die Vorreunionskammer von 1624, 25 ff.

Wort „Erbfeind" als Bezeichnung für den westlichen Nachbar aufkam und die Abneigung und Furcht gegen diesen in weiten Kreisen des Reiches ein Bindemittel bildete, so war es das ungewollte Verdienst König Ludwigs. Und was konnte ferner verblendeter sein, als durch die Reunionen auch den Besitzstand Schwedens in Deutschland anzugreifen und durch die Entfremdung dieses alten Allierten unersetzbare Beziehungen zu lösen oder wenigstens zu lockern.[1]) Um ein paar Städte hier, dort einige Landstriche zu gewinnen, stieß die französische Politik lang befreundete Elemente von sich, gab sie ein weit verzweigtes System der Allianzen auf, erleichterte sie das Emporkommen von Brandenburg und Savoyen; und das alles in einer Zeit, da man sich zu dem Kampfe um Welten rüstete![2]) Es war in der Tat, als wollte Ludwig sein eigenes Schicksal beschleunigen.

So griff er da an, wo er Frieden halten sollte; wo er aber hätte die gesamte Kraft in die Wagschale werfen müssen, geschah zunächst nichts und als etwas geschah, ist es zu spät gewesen. Es war vielleicht sein größter, jedenfalls folgenschwerster Fehler, daß er den Übergang Wilhelms nach England nicht hinderte oder wenigstens zu hindern versuchte, wie er doch vermocht hätte und wie jener ernstlich befürchtete.[3]) Wenngleich König Jakob alle Warnungen in den Wind schlug, was konnte und durfte ihn verhindern, das zu tun, was jener unterließ? Durch drei Dezennien hatte die überlegene französische Diplomatie England beeinflußt, um es jetzt mit einem Schlage und für immer zu verlieren. Und damit nicht genug.

---

[1]) Carlson, Geschichte Schwedens, V 171 ff. Die historische Auffassung Legrelles, Louis XIV et Straßbourg (1884) ist durch A. Schulte in seinem Ludw. Wilh. v. Baden als „Geschichtsfälschung" entsprechend gekennzeichnet.

[2]) Man halte dem gegenüber die weise politische Vorschrift Sullys; Oeconomies royales IX (bei Petitot) 33; zit. bei Sorel, a. a. O. I 267.

[3]) „Il n'a rien fait pour entraver une expédition que, dans l'opinion peu rassurée de Guillaume lui-même, la marche d'une armée française vers la Hollande aurait pu compromettre à tout instant." Van Praet, Essais sur l'histoire politique des derniers siècles II (Brux. 1874): Le traité d'Utrecht et les négociations antérieures de Louis XIV, 92 f. Vergl. auch ebenda I (Brux. 1867), Guillaume III, 401 ff.

Derselbe Augenblick, der dem furchtbarsten Gegner die Hilfsquellen des reichen England in die Hand warf, sieht Ludwig an dem selbstmörderischen Werke, durch den Überfall des deutschen Westens eine europäische Koalition gegen sein Frankreich ins Leben zu rufen.

Die höchste Maxime der politischen Praxis Machiavells ist „nur das wollen, was man vermag". Ludwigs Politik vor allem im neunten Jahrzehnt des Jahrhunderts erscheint wie eine einzige große Sünde dagegen. Indem er alle die gewöhnlichen Voraussetzungen einer großen und erfolgreichen Politik umstieß und die überlieferten Bahnen politischer Konsequenz verließ, hob er auf, was seine Vorgänger mühsam geschaffen, zerstörte er grade die Bedingungen, welche Frankreich groß gemacht hatten. Europa war ruhebedürftig, aber er verstand es, die Wogen des Streites zu erregen, bis dann mit Englands Abfall der letzte Anker riß und Frankreich dem Ozean wilder Stürme zutrieb.

An der Spitze einer stattlichen Gefolgschaft europäischer Bundesgenossen war Ludwig in die Politik des Kontinents eingetreten, einer nach dem anderen hat ihn auf seinem verhängnisvollen Wege verlassen. Mit stets unerträglicherem Drucke, als eine immerwährende Bedrohung lastete die Nachbarschaft Frankreichs auf den schwächeren Staaten; das damals entstandene Sprichwort Gallum amicum non vicinum[1]) gab dieser Stimmung berechtigten Ausdruck. So oft Ludwig die bewehrte Hand zum Angriff erhob, geschah es offiziell zur Verteidigung dessen, was er sein Recht nannte. So hat er seinen Thron zu einem Tribunal, seine Soldaten zu Richtern gemacht.[2]) Allein nach einem Ausspruch Spinozas hat jeder nur so viel Recht, als er die Kraft besitzt, es zu behaupten. Und diese Kraft hat Frankreich in den entscheidungsvollsten Waffengängen versagt. Es war in der Tat ein Kampf des „seul contre tous". Von den zahlreichen alten Allierten stand zuletzt nur das Haus Wittelsbach, durch anderthalb Jahr-

[1]) Zit. bei Lefèvre Pontalis, Jean de Witt I (1884) 252.

[2]) Ausdruck Lisolas im Bouclier d'état et de justice; zit. bei Erdmannsdörffer, I 515.

hunderte in Glück und Unglück Frankreichs Begleiter, an seiner Seite; es hatte Schicksal und Zukunft einem lecken Fahrzeug zu gefährlicher Fahrt anvertraut und ist mit ihm gescheitert.

In seinen 1670 erschienenen Bedenken von der Sekurität des Reiches stellte Leibniz fest, „daß der Kron Frankreich zum arbitrio rerum zu gelangen, zweierlei hauptsächlich nötig sei, sich stärken und andere teilen." Ludwig XIV. hat auch die erstere Kunst nicht verstanden.

Denn auch das gehört zum Wesen des Politikers, seine Mittel zur Durchsetzung des einen großen Zieles gesammelt zu halten. Mit welcher Sinnlosigkeit aber Ludwig zu verschwenden pflegte, weiß alle Welt. Colbert, dieser „représentant et type du travail" ist tatsächlich als ein verzweifelter Mann gestorben, der grade an diesen verhängnisvollen königlichen Launen sein Lebenswerk gescheitert sah.[1]) Die Flamme des neu auflodernden Kriegsfeuers hat dann grelle Lichter auf den inneren Ruin des Landes geworfen.

So traf die künstlich geschmiedete Waffe der spanischen Erbfolgefrage letzten Endes ihren eigenen Schöpfer. Ludwig wollte seine persönliche Gewalt über alle Gewalten der Welt erheben, zuletzt hat er — wir wissen es nicht erst durch Tocqueville und Taine — doch nur den finsteren Mächten der Revolution in die Hand gearbeitet. Indem derselbe Fürst, der theoretisch die höchste Auffassung seines Berufes bekundete,[2]) in der Praxis die äußersten moralischen Schranken seiner königlichen Macht überstieg, schuf

[1]) Vergl. Lavisse, Dialogues entre Louis XIV et Colbert; in: Revue de Paris, VI (1900) 677 ff. und bes. VII, 1. Jan. 1901. Vieles für die Geschichte des allseitig steigenden Luxus unter L. XIV. bietet d'Avenel, Hist. économique de la propriété des salaires, des denrées et de tous les prix en général depuis l'an 1200 jusqu'en l'an 1800, 2 Bde. (1894). Die deutlichste Sprache spricht jedenfalls die trockene Statistik Guiffreys, Comptes des bâtiments du roi sous le règne de L. XIV, I—III (1881—91).

[2]) Vergl. M. Landmann, Der Souveränetätsbegriff bei den französischen Theoretikern (Leipzig 1896) 107 ff. u. bes. Ssymank, in: Hist. Vierteljahrsschrift II (1899) 39 ff., bes. 57 ff. Über den Gegensatz zwischen Theorie und Praxis vergl. auch G. Koch, Das „unumschränkte" Königtum Ludwigs a. a. O. 7 ff.

er sich auch im eigenen Hause Gegner.[1]) Wenn Frankreich noch 1695 ob seines Wohlstandes und seiner inneren Ruhe gepriesen wurde, so traf das längst nicht mehr zu.[2]) Dadurch, daß Ludwig alles seiner „Gloire" opfernd,[3]) jede Individualität unterdrückte und durch eine in aller Geschichte einzig dastehende Zentralisation der Kultur[4]) das organische Leben erstickte, weckte er die sittliche Einsicht, daß seine Herrschaft keine nationale sei, sondern eine dynastische von ausgesprochenstem Egoismus, ohne Achtung vor dem eigenen und fremden Volkstum, vielmehr durchdrungen von jener Geringschätzung allen Völkerrechtes, die man als charakteristisch für das Streben der Universalmonarchie bezeichnet hat,[5]) bestimmt, den Glanz des Einen zu erhöhen, das Gemeinwesen zerstörend.[6])

[1]) An Aufständen, zumal in den entfernteren Provinzen, hatte es allerdings auch in den glänzendsten Zeiten der Regierung Ludwigs nicht gefehlt. Man erinnere sich an die 1662 ausgebrochene Empörung in der Gascogne unter Führung des Audijos. Vergl. Communay, Audijos, la Gabelle en Gascogne (1893); auch Beaulieu, Les faux sauniers sous L. XIV; in: Ann. de l'Est, 17e année (1903) 291 ff. Schlimmer noch verlief die von Sebastian de Balp geleitete „effroyable jacquerie" in der Bretagne; vergl. Lemoin, La révolte dite du papier timbré ou des bonnets rouges en Bretagne, en 1675; in: Ann. de Bretagne XII—XIV (1896—99). Anderen Ursprung und Ausgang hatte die Revolte der Stadt Hesdin; vergl. Boislisle, La rébellion d'Hesdin. Fargues et le premier président Lamoignon (1658—1668); in: Rev. des quest. hist. LXII (1897) 93—156, 411—465.

[2]) Vergl. Testament de Louvois; in: Rec. des test. polit. IV (Amsterdam 1749) 326 ff. Als Verfasser ist Sandraz de Courtilz nachgewiesen.

[3]) Vergl. Roscher, a. a. O. 275. Schon La Bruyère hat das erkannt: „il n'y a point de patrie dans le despotisme; d'autres choses y suppléent, l'intérêt, la gloire, le service du prince." Les Caractères (1878) 207. Das trat auch in der Kriegführung zutage. „L'honneur des armes du roi machte ungefähr die gute Hälfte aller strategischen Interessen aus," sagt Clausewitz, Hinterlassene Werke, IX (1837) 256.

[4]) Welcher beaufsichtigenden Leitung das literarische Leben auch in der Provinz unterlag, zeigt an dem Beispiele Dijons Jacquet, La vie littéraire dans une ville de province sous L. XIV (1886).

[5]) H. Preuß, Gemeinde, Staat, Reich als Gebietskörperschaften (Berlin 1889) 115.

[6]) Vergl. Koch, Beiträge z. Gesch. der Politischen Ideen und der Regierungspraxis, I Absolutismus und Parlamentarismus (Berlin 1892) Kap. V,

Mit dem Aufgehen dieser Erkenntnis kündete sich das sterbende Zeitalter Ludwigs XIV. an; sie bedeutet den Ausgangspunkt der ungeheuren Umbildung des monarchischen Frankreich zum revolutionären. Ludwig hat selbst die Axt an die Wurzel des französischen Königtums gelegt. Aus seiner Autokratie erhob sich als siegendes Prinzip „la haine de l'autorité". Boileau — so sagt Taine — führte zu Rousseau, Racine zu Robespierre. Die zunächst innerliche geistige Trennung der Nation vom Königtum hatte zur logischen Konsequenz die revolutionäre Absage.

Das Urteil über Ludwigs Fähigkeiten als Politiker wird nach alledem trotz seiner diplomatischen Virtuosität kaum scharf genug lauten können. Jedenfalls ist für das Land keine Persönlichkeit der neueren Geschichte verhängnisvoller geworden, als dieser „Patriarch der Könige", wie er von seinem großen Verteidiger, Friedrich II. von Preußen, rühmend genannt wurde, als der Mann, welcher das Frankreich Heinrichs und Richelieus zu dem Frankreich der Regentschaft erniedrigte, und damit das vielleicht reichste Erbe vergeudete, welches jemals ein Fürst des Occidentes übernommen hatte.

Wenn die französische Politik trotzdem ohne allzuschwere äußere Einbuße aus dem Riesenkampfe schied, das bourbonische Königtum in Spanien sogar behauptete und darüber frohlockte,[1]) so war diese unverhofft günstige Wendung des Geschickes nicht die Folge eigener Waffenkraft, sondern des Abfalls Englands von der Sache seiner Gegner.[2])

* * *

Literarische Opposition gegen das Regiment Ludwigs XIV., 85 ff. Daß Vauban nicht zu den Liberalen zu rechnen sei, beweist an seinen Pensées et mémoires politiques inédits (Journal des Économistes, 1882) Lohmann: Die Stellung des Marschalls Vauban in der Geschichte der Nationalökonomie und sein Reformplan; in: Schmollers staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen, XIII (Leipzig 1895).

[1]) Memoiren Torcys, Mich. et Pouj., S. III, VIII, 734 f.

[2]) So erniedrigt war Frankreichs Prestige allerdings nicht, daß nicht immer wieder im Laufe des Jahrhunderts die Befürchtungen vor seinem universalistischen Ehrgeize auftauchten. Das beste Zeugnis dafür sind Friedrichs Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe. Oeuvres

Wie bedeutende politische und wirtschaftliche Evolutionen haben sich im Zeitalter der spanischen Erbfolge vollzogen! Betrachten wir zunächst die ersteren, so erscheint uns als das neben der Schwächung Frankreichs wichtigste negative Ergebnis der Untergang der zweiten romanischen Vormacht, der alten spanischen Weltmonarchie, die, längst nur noch der Schatten einstiger Größe, nunmehr auch dem Namen und der äußeren Form nach aufhörte zu existieren. Um die Wende des 16. Jahrhunderts war Spanien erst in die Geschichte Europas eingetreten, jetzt zog es sich wiederum in die nur durch einige episodische Abenteuer unterbrochene Dunkelheit seines alten Sonderdaseins zurück. In der neuesten Zeit hat es dann mit den Resten kolonialer Größe auch das letzte Erbe einer weltumspannenden Vergangenheit verloren. Vielleicht zu seinem Segen, da es sich erst jetzt seinen wahren, auf dem Gebiete innerer Reorganisation gelegenen Aufgaben zuzuwenden vermag.

Doch die Epoche der Erbfolgefrage hat auch aus sich selbst heraus neue Verhältnisse von positiver und bleibender Kraft geschaffen. Der Mächtebund vom 7. September 1701 hatte sich ausdrücklich zum Ziele gesetzt, zu verhüten, „ut Gallia et Hispania se magis et magis inter se devinciant ad opprimendam Europae libertatem".[1]) Das war gelungen. Als mit dem Frieden ein Menschenalter erschütternder Kriege zu Ende gegangen war, sah die Welt in vielem anders aus als zuvor.[2]) Zwar waren noch

VIII 1, 3 ff. Ähnliche Befürchtungen bei Hume, Essays I (Newyork 1898) 355. — In seinem Mémoire vom 25. Nov. 1792 hat Talleyrand den Verzicht Frankreichs auf jede präponderierende Machtstellung gefordert: „Il ne s'agit plus d'adopter un système qui puisse rendre à la France la primatie qui lui est due, sous tous les rapports, parmi les puissances du continent." Pallain, Correspond. inédite du prince de Talleyrand et du roi Louis XVIII (1881) 438, Anm. 1 (auch Revue des deux Mondes, III[e] Période, XLIV, 764).

[1]) Der Wortlaut der Großen Allianz bei Dumont, Corps universel diplomatique, VIII 1 (1731) 89 ff.

[2]) „Quand tout ce fracas fut tombé, une Europe nouvelle apparut" Syveton, L. XIV et Charles XII; in: Rev. d'Hist. dipl. XII (1898) 161.

keine neuen politischen Kräfte am Werke, wohl aber erscheint das Verhältnis der alten zu einander von Grund aus verändert. Auch schon in früheren politischen Beziehungen hatte sich, wie bereits erwähnt, der Begriff des Gleichgewichts zur Geltung gebracht; es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, daß das Wort selbst offiziell zum ersten Male in den Akten des Utrechter Friedens erscheint.[1]) Und mehr als das: die Gleichgewichtsdoktrin erscheint von jetzt

---

Die Nachwehen dauerten allerdings noch bis zu den Stipulationen der Quadrupelallianz. Erst damit war, wie Legrelle (a. a. O. VI, XX) sagt: „la liquidation de la succession espagnole parachevée".

[1]) In den „sept bonnes paroles" der Königin Anna, welche, am 8. Oktober 1711 in London unterzeichnet, die Grundlage des späteren englisch-französischen Abkommens bildeten, ist der Ausdruck „Gleichgewicht" noch nicht enthalten. Hier erklärt Ludwig XIV. nur, auf die Vereinigung von Frankreich und Spanien zu verzichten, „étant persuadé que cet excès de puissance serait contraire au bien et au repos générale de l'Europe." Vergl. Legrelle, a. a. O. VI 44 f. Ebensowenig in den Erklärungen Philipps V. vom 3. und 8. Juli 1712 (Actes, mémoires et autres pièces authentiques concernant la paix d'Utrecht, II 54 ff., und Dumont, Corps univ. dipl. VIII 1, 305 ff.). Dagegen heißt es in der Bekanntmachung der Königin Anna an das Parlament vom 17. Juni im Hinblick auf jene: „ainsi il se trouvera une balance de pouvoir réellement établie en Europe" (Act., mém. etc. II 27 ff.). Ähnlich in der Urkunde des November 1712, durch welche Philipp V. offiziell auf den Thron Frankreichs verzichtete: er gebe seine Ansprüche auf, „para proceder a la general sobre la maxima de asegurar con perpetuidad el universal bien y quietud de la Europa en un equilibrio de Potencias, desuerte que unidas muchas in una, no declinase la valanza de la deseada igualdad"; der Verzicht abgedr. in den Actes, mémoires II, 164 (nebst franz. Übersetzung); ferner bei Abreu, Coleccion, XIII (1796) 142 ff.; Dumont, VIII 1, 310 ff., und (doch nicht ganz korrekt) bei Giraud, a. a. O. 167 ff. Über die Zeremonie der Verzichtserklärung am 5. Nov., zu der England den Lord Lexington entsandt hatte, siehe Baudrillart, Philippe V et la cour de France (1889) 507 ff. und Legrelle, La dipl. franc., a. a. O., VI (1900) 118; vergl. auch Courcy, Renonciation des Bourbons au trône de France (1889). Ähnlich wie in dem Verzichte Philipps V. heißt es dann in dessen Frieden mit Anna von England (2./13. Juli 1713), man habe sich geeinigt, „ad firmandam stabiliendamque Pacem ac Tranquillitatem Christiani Orbis, justo Potentiae Aequilibrio"; abgedr. in den Actes, mémoires etc., V 136 ff., Dumont, VIII 1, 393 ff.

an als Postulat aller Politik.[1]) Neben Frankreich stehen nunmehr etwa gleichstark England und Österreich. Wenden wir uns zunächst dem letzteren zu, so hat sich dessen Machtstellung auch spezifisch umgewandelt. Am Ende des 17. Jahrhunderts entschied sich der innere Scheidungsprozeß Österreichs vom Reiche, „dessen Anfänge man selbst bis in die vorhabsburgischen Zeiten zurückverfolgen kann";[2]) es begann die eigentliche Gründung des modernen Österreich mit seinem Schwerpunkte in der Donau- und Theißebene, mit entschiedener Frontstellung gegen den Orient. In innerster Abhängigkeit davon zeigt auch die ganze orientalische Frage ein sich allmählich veränderndes Antlitz. Der Siegestag auf dem Kahlenberge vor den Toren der Kaiserstadt, den man als Geburtstag der modernen österreichischen Monarchie bezeichnete, könnte fast der Sterbetag der türkischen Großmacht genannt werden. Hornick durfte in jenen Tagen bereits die Demütigung und Vernichtung der Osmanen als die Aufgabe des Hauses Österreich bezeichnen.[3]) Waren die Mächte des Kontinents bisher in dem Streben zusammengetreten, sich dem reißenden Strome der die ganze Res publica christiana bedrohenden Aggressive entgegenzuwerfen, so begann sich diese Flut jetzt allmählich zu verlaufen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts drängten bereits Österreich und Rußland als Eroberer vor, versuchten sich sogar über eine Teilung der europäischen Türkei zu einigen,[4]) bis sich im 19. Jahrhundert für Europa das Bedürfnis ergab, die oft bekämpfte Pforte in ihrem Besitzstande zu erhalten.

Trotz des unfruchtbaren und unsicheren Besitzes der Niederlande erscheint Habsburg infolge dieser Wandlung den politischen Kreisen Westeuropas mehr als bisher entfremdet und damit erfährt auch seine innerdeutsche Stellung wesentliche Minderung. Die nächsten anderthalb Jahrhunderte charakterisiert sein politisches

[1]) Vergl. Gareis, Institutionen des Völkerrechts (2. Aufl., Gießen 1901) 16.

[2]) Vergl. Erdmannsdörffer, I 29 f.

[3]) In seiner „Franco-Germania, d. i. H. G. D. C. Francopolitae Wahres Frankreich oder Bericht von dem Königreich Germanien"; bei Hölscher, a. a. O. 61.

[4]) Vergl. Sorel, La question d'Orient au dix-huitième siècle (1878).

Streben, den alten Einfluß im Reiche gegenüber Preußen, seinen im Utrechter Frieden neu erworbenen und verstärkten Einfluß in Italien gegenüber Savoyen zu behaupten, beziehungsweise wieder zu gewinnen. Nördlich wie südlich der Alpen ist es hierbei der machtvollen nationalen Strömung unterlegen, die mit der Gewalt einer Naturkraft alle künstlichen Dämme durchbrach. Auf den Schlachtfeldern von Solferino und Königgrätz liegen die Hoffnungen des Hauses Österreich begraben, aber beide Namen bezeichnen zugleich den stolzen und verheißungsvollen Ausgangspunkt neuer, machtvoller Bildungen.

Die Folgen des Utrechter Friedens für England werden wir bald in anderem Zusammenhange zu berühren haben. Hier sei nur noch auf die durch den nordischen Krieg hervorgerufenen, fast gleichzeitigen Veränderungen des nordöstlichen Staatensystems kurz hingewiesen. Sie sind durch den Erbfolgekrieg allerdings nur in geringem Grade beeinflußt worden, wohl aber „hatten die Begebenheiten eine gleichartige Tendenz". Daß Schwedens Kräfte bereits engagiert waren, als Ludwig den riesigen Streit um die Weltherrschaft aufnahm, gereichte diesem zu schwerer Sorge. Und andererseits ist auch der schwedische Kriegerstaat auf den Kampffeldern von Deutschland und Belgien erlegen. Zwar mißglückten die nicht minder arglistigen wie schmeichelhaften Versuche Ludwigs, Karl XII. durch Antragung einer Intervention in die eigene Streitsache zu verstricken;[1]) allein als der Stern des Schwedenkönigs in dem wilden Verzweiflungskampfe auf dem Felde von Pultava jäh erlosch, wurde diese weltgeschichtliche Katastrophe doch auch in den Versailler Kreisen als schwere Niederlage des eigenen Systems schmerzlich empfunden. Um so mehr, da Frankreichs Kraft damals bereits gelähmt war. So wenig es sich seiner Gegner zu erwehren vermocht hatte, so wenig fühlte es sich mehr fähig, alten Freunden zu helfen. Zweimal, zu Oliva und zu St. Germain en Laye, hatte es Schwedens Besitzstand im Reiche gerettet: in den

[1]) Vergl. Stamp, The meeting of the Duke of Marlborough and Ch. XII at Altranstadt; in: Transactions of the Royal Historical Society; New Series XII (1898) 103 ff.; Syveton, L. XIV et Ch. XII. Au camp d'Altranstaedt, 1707 (1900).

Konferenzen aber, die zum Frieden von Stockholm und Nystad führten, blieb jeder Versuch von seiner Seite erfolglos, dem harten Schicksale Schwedens eine günstigere Wendung zu geben. So sah sich dieses nach kurzem Traume künstlicher Größe auf ein sehr bescheidenes Maß politischer Geltung zurückgeführt. Der wertvollste Teil seiner pommerschen Seeküste, die bereits im Jahre 1644 Oxenstierna als die Bastion der schwedischen Krone bezeichnet hatte,[1]) ging ihm verloren. Über dem letzten Akt des Schauspiels der französisch-schwedischen Vorherrschaft und der Seemächtigkeit der skandinavischen Völker sank der Vorhang.

In die durch das Ausscheiden Schwedens entstandene Lücke trat als sehr anspruchsvoller, bald immer größere Berücksichtigung erheischender Faktor Rußland ein, das bisher seine eigenen oft absonderlichen Wege gegangen war.[2]) In der letzten Phase des schwedischen Krieges hatte es sich durch ebenso rücksichtsloses wie planmäßiges Vordringen gegen den Westen bereits so weit über den ihm durch seine Lage zugewiesenen Interessenkreis des Ostens erhoben, daß Friedrich Wilhelm I. voll banger Sorge vor dem allzustarken Freunde dem Zaren die wohlgemeinte Warnung zurief, er möge nicht gegen sich die Eifersucht Europas entfesseln, „wie sie hiebevor gegen Ludwig XIV. gewesen ist". Durch den Frieden

[1]) Janssen, Frankreichs Rheingelüste, a. a. O. 42.

[2]) Die ersten Berührungen Rußlands mit dem Westen waren handelspolitischer Natur gewesen. So mit England 1553; vergl. Herrmann, Gesch. des russ. Staates (Hamb. 1846) 389, Schiemann, Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrh. II (Berl. 1887) 266 f., 395 ff., Bonnassieux, Les grandes compagnies de commerce (1892) 82 ff.: La compagnie de Moscovie. So ferner mit Frankreich durch dessen Gesandten Pierre Ragon; vergl. Schreiben des Zaren Feodor Iwanowitsch an Heinrich III., Okt. 1586; abgedr. bei L. Paris, La chronique de Nestor, I (1834) 381 ff. Die erste politische Anknüpfung war die Anrufung des päpstlichen Schiedsgerichts 1581; vergl. Pierling, Un arbitrage pontifical au XVI^e siècle. Mission diplom. de Possevino à Moscou; in: Rev. des quest. hist. XXXVII (1885) 168 ff. S. ferner Leger, Les premières ambassades russes à l'étranger; in: Bibl. univ. et Rev. suisse, XXXVI (1887) 449 ff.; Brückner, Beitr. z. Kulturgesch. R.'s im 17. Jahrh. (Leipz. 1886); Tcharykow, Une ambassade russe à Rome au dix-septième siècle (Rom 1903). Die gänzlich bedeutungslosen russischen Gesandtschaften an den Hof L.'s XIV. schildert mit

von Nystad sprengte Rußland definitiv die ihm längst drückend gewordenen Fesseln des Binnenstaates, der bisher nur das Kaspische und Weiße Meer berührt hatte. Was so lange als Endziel der russischen Politik gegolten, das „ouvrir une fenêtre sur l'Europe", war erreicht:[1]) in breiter Linie drang das Slavenreich an die Ostränder des Baltischen Meeres vor, wuchs damit kulturell und politisch in das alte Europa hinein und nahm sofort in den Bereichen der Ostsee, mehr zum Schaden der Niederlande, die ihm „den Dreizack in die Hand gedrückt" hatten, als Englands,[2]) den kommerziellen Wettlauf mit den westlichen Seemächten auf.[3]) Durch dieses ganz überraschend plötzliche Aufkommen einer vierten Großmacht neben Österreich, Frankreich, England wurden die Grundlagen der durch den Utrechter Frieden geschaffenen Neuordnung der europäischen Dinge erweitert; zu dem germanischen und romanischen Element trat das slavische, frühzeitig seine innere Zusammengehörigkeit als einheitliche Rasse betonend.[4]) Zar Peter aber nahm in bewußter und gewollter Anknüpfung an das alte oströmische Imperium, nach dem einst schon die warägisch-russischen Großfürsten ihre begehrliche Hand ausgestreckt hatten,

---

offenbarster tendenziöser Übertreibung ihrer Wichtigkeit Le Glay, Les origines hist. de l'alliance franco-russe, I (1897). Neuerdings s. Vassileff, Russ.-franz. Politik 1689—1717 (Gotha 1902) 2 f.

[1]) Vergl. Roger Roux, Politique extérieure de Pierre le Grand 1699 à 1721; in: Rev. d'Hist. diplom. XVII[e] année (1903) 182—215.

[2]) Vergl. Droysen, Ein hist. Beitrag z. Lehre von den Kongressen; in: Abhandlungen, I (Leipzig 1876) 204. Genauere Mitteil. bei Pringsheim, Beitr. z. wirtschaftl. Entwickelungsgesch. der vereinigten Niederlande im 17. u. 18. Jahrh.; in: Schmollers Forschungen X, 3 (Leipzig 1890) 23 f.

[3]) Bezeichnend für die stürmische und vorwärtsdrängende Energie, mit der Peter an die Erbauung einer Ostseeflotte herantrat, ist der Bericht eines englischen Zeitgenossen bei Bridge, Hist. of the Russian Fleet during the Reign of Peter the Great; in: Public. of the Navy Records Society, XV (London 1899).

[4]) Vergl. das Memoire des Kroaten Jouri Krijanitsch bei Pierling, Un protagoniste du panslavisme au XVII[e] siècle; in: Rev. des quest. hist. LIX (1896) 186 ff.

den Kaisertitel an[1]) und stellte damit sein geschichtsloses Reich auf den Boden einer stolzen Tradition.

In den kausalen und chronologischen Zusammenhang mit den staatlichen Umwälzungen und Neugruppierungen Anfang des 18. Jahrhunderts fällt auch die Vorbereitung Preußens zur deutschen und europäischen Großmacht. Durch den Kampf um das spanische Erbe war die Erwerbung der preußischen Königswürde, dieses für die fernere Entwickelung der Nation entscheidungsvollste und wirksamste Faktum der Epoche, wesentlich gefördert und erleichtert, wenn auch gewiß nicht erst ermöglicht worden. Noch für mehrere Jahrzehnte freilich beruhte Preußens europäische Bedeutung weit mehr als auf dem frischen Glanze der Krone, dem Zielbewußtsein und der Energie seiner Politik, sowie den natürlichen Hilfsmitteln des Landes auf jener merkwürdigen und in die Zukunft weisenden geographischen Situation, infolge deren der junge Staat seinen Fürsten das „corriger la figure de la Prusse" als zwingendes Pflichtgebot zuzurufen und gewissermaßen den Kontakt zwischen der slavischen und romanischen Welt herzustellen bestimmt schien: „Una manu orientem, altera occidentem tangit." Uns heute will es besonders bedeutungsvoll erscheinen, daß Preußen durch seine auf dem von ihm als wahrem „Mehrer des Reiches" erworbenen alten deutschen Kulturlande errichtete königliche Würde über alle anderen Reichsstände hinausgehoben wurde und zwar nur wenig später, nachdem mit dem vielbeklagten Verluste der wertvollen Grenzländer des Westens dem Reiche in der Rückeroberung dieser Avulsa Imperii die Aufgabe der Zukunft gewiesen worden war. Unter Friedrich dem Großen, der die unermeßlich reichen sittlichen Kräfte, die er in sich selber trug, den Schatz der freudigen Arbeit und selbstbescheidenden Pflichttreue, der kräftigen Initiative und heldenhaften Aufopferung seinem Volke zu eigen gab und dieses damit erst wahrhaft zur einheitlichen Nation bildete, wurde Preußen nicht nur der erste paritätische Staat des Festlandes und

[1]) Schon Zar Alexej hatte den Titel Majestät pretendiert. S. die Mitteilungen über die russische Gesandtschaft des Schotten Mentzis an den päpstlichen Hof 1673, bei Tcharykow, Une ambassade russe à Rome au dix-septième siècle (Rom 1903).

der „Protector Germaniae", sondern es erzwang sich auch den Beitritt zu dem Staatenkonzert der vier Mächte und trat damit als jüngste Großmacht neben Rußland. Beide Länder haben sich dann von dem Augenblicke an, da sie räumlich in ein fast nachbarliches Verhältnis traten, auch politisch in meist freundlichen Berührungen, in einem Continuum selten unterbrochener Erfolge entwickelt.

Mit der neuen Stellung Preußens war der historische Prozeß beendet, dessen Grundlinien bereits durch den Utrechter Frieden entworfen worden: Europa hatte durch die Pentarchie im wesentlichen das Aussehen gewonnen, welches ihm noch heute eigen ist; eine Mehrzahl ebenbürtiger Staaten, deren jeder seine besondere, scharf ausgeprägte Individualität besaß, bildet in inniger Verflechtung das modern politische System. In der Aufrechterhaltung dieses mühsam erkämpften „Equilibrium Europae", als dessen berufenen Hüter Graf Hertzberg später einmal Preußen bezeichnete,[1]) wurzelte in der Folge die gesamte kontinentale Politik. Es war eine Frage, die alle Mächte gleichmäßig interessierte,[2]) im 19. Jahrhundert zur Neutralisierung schwächerer Staaten und jener viel-

[1]) Indem er ihm zuwies, „le rôle glorieux d'arbitre de la destinée et de la balance de l'Europe"; Droysen, Preußen und das System der Großmächte; in: Abhandlungen I (Leipzig 1876) 140: In der Tat hat Friedrich diese Rolle mehrfach durchgeführt. So wenn er Österreich weder Frankreich noch später Rußland aufopfern wollte, andererseits Bayern vor den Annexionsgelüsten Kaiser Josephs II. errettete.

[2]) Wenn Noorden, a. a. O. I, 44 meint, daß im 17. Jahrhundert „bis zum Überdruß zwei bis drei Generationen vom europäischen Gleichgewicht geredet" hätten, so ist das doch wohl etwas zu viel gesagt. Der damaligen Flugschriftenliteratur ist der Gedanke jedenfalls noch wenig geläufig. In dem wohl bedeutendsten Erzeugnis der antifranzösischen Publizistik der Zeit, Lisolas Bouclier d'état et de justice, erscheint er bezeichnenderweise nur ein einziges Mal (p. 199). Um so häufiger wird der Kampf gegen die Universalmonarchie gepredigt. Anders im 18. Jahrhundert. Wie intensiv sich dieses mit der Gleichgewichtsfrage beschäftigte, dafür vergl. Ompteda, Literatur des Völkerrechts II (Regensb. 1785) 485 ff. und die Fortsetzung dazu von Kamptz (Berlin 1817) 97 ff. Im Reiche äußerte sich der Gleichgewichtsgedanke in der Form des Dualismus. So wollte auch Fleury weder Österreich völlig zertrümmern, noch Preußen und Bayern zu

berufenen Politik der Inventionen und Kompensationen führte,[1]) in jedem Falle ein Prinzip, welches den einheitlichen Charakter der europäischen Politik verstärkte und ihr eine wenigstens ideell gültige Rechtsbasis schuf.[2]) Mehr als zuvor suchte der Kontinent von jetzt ab die Angelegenheiten und Streitigkeiten der partikularen Mächte auf gemeinsamen, internationalen Kongressen zu erledigen und zu schlichten.[3]) „Le traité d'Utrecht — urteilt Giraud — fixa le principe fondamental du droit des gens chez les modernes". So hat der Friede für seine Zeit eine ähnliche Bedeutung gewonnen, wie hundert Jahre später der Wiener Kongreß, der es im Sinne des ersten Pariser Friedens unternahm, die Ruhe Europas zu gründen „sur une juste repartition des forces".[4]) In fast allen wichtigeren völkerrechtlichen Abmachungen des 19. Jahrhunderts tritt uns dann der gleiche Gedanke entgegen.[5]) Wie mächtig aber der Eindruck der von fast allen Staaten Europas beschickten Utrechter Verhandlungen auf die utopistischen Hoffnungen der Zeitgenossen gewirkt hat, zeigt am klarsten die seltsame Tatsache, daß in der Zeit des Friedensschlusses der Abbé St. Pierre in offenbarer Fortbildung der angeblichen Ideen Heinrichs IV., darüber hinaus wohl auch in Erinnerung an die ganz ähnlichen Träumereien Pierre

---

groß machen; sein Ideal war nach Friedrichs richtiger Erkenntnis die Aufstellung mehrerer sich balanzierender Kleinkönige („reguli"); vergl. Koser, Friedrich der Große I (Stuttg. 1893) 142 f., 148.

[1]) Vergl. Die europäische Pentarchie (Leipzig 1839, ohne Angabe des Verf.) 26 ff.

[2]) Vergl. Giraud, Le traité d'Utrecht (1847) 1 ff.

[3]) Als den ersten derartigen Kongreß will man bereits die umfassenden Verhandlungen von Arras 1435 betrachten; so Nys, La notion et le rôle de l'Europe en droit international; in: Rev. de droit internat., II[e] Série, V (1903) 111. Ähnlich Pirenne, Gesch. Belg. II (1902) 289.

[4]) Auch Talleyrand selbst betonte in seinem Mémoire vom Juni 1815, daß der Pariser Vertrag bezwecke, „à établir en Europe un équilibre réel et durable"; Pallain, a. a. O. 445 (auch Revue des deux Mondes, a. a. O. 769). Ebenda, Anm. 2, eine interessante „définition de l'équilibre européen".

[5]) Vergl. Bucher, Über politische Kunstausdrücke; in: Deutsche Revue XII, 3 (1887) 338 ff.; Heffter-Geffcken, Das europäische Völkerrecht der Gegenwart (8. Aufl. Berlin 1888) 12.

Dubois bereits die Periode des ewigen Friedens nahe wähnte, über den eine „Diète Européenne" als höchstes Tribunal wachen sollte.[1])

War es möglich, sich gründlicher zu täuschen? Wie weit war die Welt von diesem Ziele des ehrlichen Träumers entfernt. „Ewiger Friede"! Ein Wort, das Leibniz über dem Eingang zur Ruhestätte der Toten an seinem Orte fand, aber unmöglich als Leitsatz für die historische Entwickelung lebender und daher kämpfender Geschlechter. Wohl hatten die müden Staaten, aus tausend Wunden blutend, die stumpfgewordenen Waffen gesenkt, es folgten wie nach dem Westfälischen und Wiener Frieden ein paar kurze Jahrzehnte äußerer Ruhe, aber das war doch nur die bereits von vereinzeltem Wetterleuchten und dem Grollen entfernter Donner unterbrochene Stille vor neuen schweren Gewittern. Der Geist des zum „allgemeinen Staatsgrößenwahn" und zu härtester Willkür ausgearteten dynastischen Machtstrebens war durch wohlgemeinte menschheitsbeglückende Schwärmereien gewiß nicht zu bannen. Damals weniger als je. Immerhin hatte er wenigstens in einem Punkte einen Fortschritt bedeutet.

Das 16. Jahrhundert war in seiner Entwickelung durch religiöskirchliche Ideen bestimmt worden; im folgenden sehen wir die Flamme des eifernden religiösen Geistes, der so Großes erzeugt und so Großes zerstört hat, allmählich schwächer werden, der fanatische Glaubenseifer verblaßte vor der zwingenden Gewalt neuer politischer Gegensätze. Sowie der geschleuderte Stein an Kraft verliert infolge der ihm entgegenstehenden physischen Widerstände. Auf den Friedenskongressen von Osnabrück und Münster war das Papsttum zum ersten Male als politischer Faktor ausgeschaltet worden. Seitdem traten die dynastischen Bestrebungen mehr und mehr als maßgebende Elemente an die Oberfläche des wogenden politischen Lebens; bald bildeten sie sich

[1]) Vergl. sein Projet de traité pour rendre la paix perpétuelle (Utrecht 1713); die erste Auflage erschien 1712 anonym; s. Droysen, a. a. O. Abhandl. I 205 ff., und Holtzendorff, Die Idee des ewigen Völkerfriedens; in: Samml. gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausg. von Virchow u. Holtzendorff, Heft 403/404 (Berl. 1882) 17 ff.; Heffter-Geffcken, a. a. O. 20 f., Anm. 16.

ihre eigene Politik von ganz besonderem Gepräge, die sich zur Norm und Basis aller staatsrechtlichen Vereinbarungen die harte ratio status, wie der holländische Kunstausdruck lautete, den Begriff des Staatsinteresses setzte, worunter allerdings zumeist der egoistische dynastische Vorteil verstanden war. Je mehr sich gerade unter dem Einfluß der Gleichgewichtstheorie die rein wissenschaftlichen Untersuchungen über Rechte und Pflichten der Völker mehrten und vertieften,[1]) um so heftiger kollidierten die als Ergebnis gewonnenen Theorien mit der Praxis der Regierenden, denn hart im Raume stoßen sich die Sachen. Jeder Einzelne war ein eifriger und leidenschaftlicher Verfechter des europäischen Gleichgewichts, sobald es durch andere gefährdet schien, aber dabei gingen doch aller Wünsche auf eigene Machterweiterung. Wenn Torcy einmal von Karl VI. urteilte, er betrachte alle Länder als usurpiert, die nicht ihm gehörten, so charakterisierte der französische Staatsmann mit dieser naiven Selbstsucht die ganze Generation. Und eine wenigstens ähnliche Gesinnung verriet das bekannte schriftliche Wort der Kaiserin Katharina II. an Grimm: „Celui qui ne gagne rien, perd". War schon früher, so vor allem von Jean Bodin, über die beginnende moralische Verwilderung der Diplomatie Klage geführt worden, so verlor diese im 17. und 18. Jahrhundert, Zeiten, die sich nicht genug tun konnten im literarischen Porträt des idealen Fürsten,[2]) so sehr sie an rein äußeren, sich in den zahllosen „Questions de préséance" befehdenden Formen und übertriebenem Zeremoniell gewann, innerlich den letzten Rest von Treu und Glauben.[3]) Dabei ist es weniger die

[1]) Nys, La notion etc., a. a. O. 117.

[2]) Vergl. Holtzendorff, Prinzipien der Politik (Berlin 1879) 20.

[3]) Sorel, L'Europe etc., Chap. I. Les moeurs politiques et les réformes, 9—90. Wenn aber S. diese Zeit mit den Worten charakterisiert: „La raison d'État dirigeant toute la politique, l'intérêt de l'État fait toute la sûreté des engagements", so hat er damit eigentlich doch nur die Politik aller Zeiten und aller Länder gekennzeichnet, den Grundsatz, daß eine politische Verpflichtung einseitig gelöst werden dürfe, wenn die Bedingungen aufgehört haben zu existieren, auf Grund und auf Veranlassung deren sie geschlossen wurde, oder wenigstens dann, wenn veränderte Umstände ihren Fortbestand als direkte Gefahr für den Staat erscheinen lassen, hatte in der Praxis

Tatsache der sich allerdings gerade in dieser Zeit häufenden Fälle von Vertragsverletzungen, welche uns von jener Epoche einen in

einer kräftigen und daher notwendiger Weise rücksichtslosen Politik fast stets gegolten. Das Gleiche hat Machiavell im Prinzipe (ähnlich Discorsi, II 13) und, mit Einschränkungen, Spinoza im Tractatus politicus gefordert; vergl. Mohl, Die Gesch. u. Literatur der Staatswissensch. I (Erlangen 1855) 236. Im allgemeinen freilich betonte die philosophische Spekulation vielmehr das ethische Moment der Unverletzlichkeit der Verträge, indem sie der Praxis die sittliche Verpflichtung des Fürsten gegenüberstellte, an dem gegebenen Worte festzuhalten. Jean Bodin hat, wie nach ihm Tholosanus und Reinkingh, alle Verträge unter das jus naturale eingereiht, welches nach seiner bekannten Auffassung über dem Herrscherwillen stand. Vergl. Baudrillart, Bodin et son temps, a. a. O. 271 ff.; Hancke, Bodin a. a. O. 30 ff.; Landmann, a. a. O. 48 ff. So betonte auch, um hier nur die bedeutendsten Stimmen des 17. Jahrhunderts zu hören, Hugo Grotius die Verbindlichkeit gegebener Versprechungen, so konstatierte Bossuet die ethisch-religiöse Verpflichtung für die Staaten, „de garder la foi des traités" (Politique VII 5, 17), so faßte Hobbes, der Verteidiger des schrankenlosesten Absolutismus, im Buche „de Cive" seine Lehre in die Worte zusammen: „Frustra essent pacta, nisi illis staretur". Durchaus auf dem Boden des Wortes „Pacta sunt servanda" steht die moderne Völkerrechtslehre. Die einseitige Aufhebung des Vertrages wird als der Heiligkeit der Verträge widersprechend grundsätzlich verurteilt, eine Scheidung von Privat- und Staatsmoral — ausgenommen etwa von Jellinek, Die rechtliche Auffassung der Staatsverträge (Wien 1880) 50 und ders., System der subjektiven öffentlichen Rechte (Freib. 1892) 300 f. — nicht anerkannt. Vergl. Geßner in Holtzendorffs Handbuch des Völkerrechts III (Hamburg 1887) 80 ff.; Heffter-Geffcken, Das Europäische Völkerrecht der Gegenwart (8. Aufl., Berlin 1888) 182 ff.; Nippold, Der völkerrechtliche Vertrag (Bern 1894) 191 ff.; Heilborn, Das System des Völkerrechts (Berlin 1896) 306 ff.; Ullmann, Völkerrecht (Freiburg 1898) 25 f., 150 ff., 175 ff.; Rivier, Lehrb. des Völkerrechts (2. Aufl., Stuttgart 1899) 320 ff.; Gareis, Institutionen des Völkerrechts (2. Aufl., Gießen 1901) 206 ff.; Liszt, Das Völkerrecht (2. Aufl., Berlin 1902) 166 ff. — Andererseits wird aber doch davor gewarnt, die verpflichtende Kraft der Verträge zu überschätzen. Wenn Liszt (a. a. O. 167) zum Beweise seiner Behauptung, niemand sei zu einseitiger Vertragskündigung berechtigt, darauf hinweist, daß die Londoner Konferenz Rußlands eigenmächtige Aufhebung der Neutralisierung des Schwarzen Meeres als völkerrechtswidrig verurteilt habe, so ist nichts bezeichnender für die Ohnmacht solcher theoretischen Erklärungen gegenüber realen Machtverhältnissen als die Tatsache, daß jener Protest ohne alle praktischen Wirkungen blieb. Die Hauptgefahr dafür, daß die Praxis

so hohem Grade unerfreulichen Begriff gibt — denn jene sind in vielen Fällen durch höhere Rücksichten zu rechtfertigen —, sondern

unbekümmert um alle theoretischen Widersprüche verfährt, liegt eben darin, daß es keinen Zwangsschutz rechtlicher Art, keine Exekutivgewalt über dem Staate gibt, der stets sein eigener Richter bleibt. Daher gilt die sehr dehnbare Klausel „rebus sic stantibus", auch wo sie nicht ausdrücklich beigefügt ist, in der Praxis doch mehr oder minder für alle Abkommen; was freilich von der wissenschaftlichen Definition nicht zugegeben werden kann. Über der Vertragstreue wird jedem Staatsmann nach der antik-römischen Auffassung als suprema lex stets die salus publica stehen müssen, die Allianzwechsel und Vertragsbruch aus der Pflicht der Selbsterhaltung, ja auch schon der Benutzung sich darbietender Vorteile heraus gebieterisch fordern kann. Nur werden die Ansichten darüber, wann der Moment eingetreten ist, welcher bei weiterem Festhalten an einem Vertrage die Möglichkeit einer Gefährdung des Staatswesens selbst in sich schließt, zwischen dem verantwortlichen Handelnden und dem unverantwortlichen, nachträglichen Beurteiler natürlich stets und weit differieren. Zugegeben, daß „noch kein Staat gewagt, die Rechtsverbindlichkeit der von ihm abgeschlossenen Konventionen zu negieren" (Jellinek, Die rechtliche Auffassung der Staatsverträge, 58), so ist doch mindestens ebenso unbestreitbar, daß stets nur Rücksichten des Vorteils und der Zweckmäßigkeit, nicht rechtliche Grundsätze die Politik geleitet haben; vergl. Hagens, Staat, Recht und Völkerrecht (München 1900) 37. Jedenfalls haben sich gerade die großen Staatsmänner in ihren politischen Aktionen durch rein theoretische Erwägungen von Recht und Unrecht das Herz am wenigsten beschweren lassen. Dabei sind sie, wie begreiflich, in ihren Taten stets weit unbedenklicher als in ihren Worten. Wenige verstiegen sich bis zu der zynischen Offenheit jenes französischen Diplomaten, der an Karl IX. schrieb: „Choses d'état permettent ou du moins souffrent le déshonnête" (Heffter-Geffcken, a. a. O. 20, Anm. 14). Aber allen stand das Staatsinteresse über den Staatsverträgen. Ludwig XIV. erklärte in seinen, obwohl doch vor allem auf den äußeren Eindruck bedachten Memoiren, daß Abmachungen keinen anderen Wert haben, als den unerläßlicher Komplimente (Ssymank, a. a. O., Hist. Vierteljahrsschrift II 70, dazu 58). Bemerkenswert ist ferner das Urteil August des Starken in seiner „Regel pour la posterité" (Haake, Ein politisches Testament König August des St.; in: Hist. Ztschrft. LXXXVII, 1901, 9). Darnach müsse ein Vertrag gehalten werden, außer wenn nur das Entgegengesetzte Rettung bringe; „en ce cas l'amour propre commence de soi-même". Ähnlich die Auffassung des Fürsten Kaunitz, der meinte, „kein Vertrag binde länger als das Verhältnis dauere, unter dem er geschlossen sei" (vergl. Koser, Friedrich d. Gr., II 627), und Friedrich d. Gr. selbst, der in der Einleitung seiner Histoire de mon temps gleichsam den Verfasser des Antimachiavell

die hinterhältige Verschlagenheit im Gebrauche kleinlicher Mittel, die unheimliche Gewandtheit in der Ausübung einer listigen Politik, die vor allem groß war in der Übervorteilung anderer, das Behagen an verlogener Intrigue um ihrer selbst willen und der traurige Mangel großer sittlicher Zwecke bei eifrigstem Bestreben, den täuschenden Schein des äußeren formalen Rechtes zu wahren. Mag der Franzose mit Laplace das 17. Jahrhundert als eine Zeit bezeichnen, die der Menschheit Ehre macht, wer die Moral der politischen Staatenwelt ins Auge faßt, hat jedenfalls gar keine Veranlassung, dieses Diktum zu unterschreiben.

Im innersten Zusammenhang mit dieser „Kabinettspolitik" gewannen die fürstlichen Ehen ihre besondere Bedeutung. Indem die Dynastien sich dadurch unter einander näherten, nahmen sie um so weiteren Abstand von den Völkern. Andererseits freilich entsprang gerade diesen verwandtschaftlichen Beziehungen die Reihe jener Erbfolgefragen, -streitigkeiten und -kriege, welche vom mantuanischen bis zum bayrischen Erbfolgekriege volle anderthalb Jahrhunderte ausfüllten. Der spanische bedeutet den Höhepunkt.

Man weiß nicht recht, soll man es zu den Ursachen oder den Folgen dieser Verwickelungen rechnen, daß auch die fürstlichen Frauen in der politischen Welt mehr als früher hervortraten. Als Tatsache erscheint jedenfalls, daß jene Epoche besonders reich an markanten und eigenartigen politischen Frauencharakteren gewesen ist. Es sei hier nur hingewiesen auf die Maintenon und die beiden Königinnen Maria Anna von Spanien, auf Sophie von Hannover und Adelheid von Bayern. Daß es auch in Polen, dem gelobten Lande zügelloser Frauenherrschaft, an leitenden weiblichen Einflüssen nicht gefehlt hat, versteht sich dabei von selbst.[1])

---

widerlegt hat. Wie endlich Bismarck über diesen Punkt dachte, lesen wir in seinen Gedanken und Erinnerungen an mehr als einer Stelle (vergl. bes. II, 258 f.).

[1]) Über den maßgebenden Einfluß der Gemahlin Johann Casimirs, Louise Marie von Gonzaga, vergl. Grauert, Über die Thronentsagung des Königs Johann Casimir von Polen und die Wahl seines Nachfolgers; in: Sitzungsber. d. k. k. Akad. d. Wiss. VI (1851) 351 ff. Am ausführlichsten hat uns über die diplomatische Tätigkeit dieser bedeutenden Frau der Franzose de Lumbres unterrichtet. Vergl. G. Fr. Preuß, Die Memoiren des Marquis de

Indem wir die mit der spanischen Erbfrage in innerer Berührung stehenden politischen Prinzipien des 17. und 18. Jahrhunderts betrachten, drängt sich uns noch eine weitere Wahrnehmung auf. Der Wunsch, das Gleichgewicht der Staaten möglichst ungestört zu erhalten, begünstigte in der Politik das Emporkommen einer sehr mechanischen Anschauung und Weltauffassung, welche wie einst im Mittelalter[1]) Länder und Völker zum Gegenstande kaltblütiger Berechnung nahm und nach den Grundsätzen politischen Übereinkommens, dem „sublime droit de convenance",[2]) teilte. So verwerflich und unmoralisch uns heute ein Verfahren erscheint, welches den Volksbegriff als persönlichen Rechtsbegriff der Dynastien handhabte und in der Frage über Sein und Nichtsein der Staaten und Nationen nur eine Privatsache der regierenden Häuser erblickte, so geläufig war diese Theorie schon der Zeit Richelieus.[3]) Im Westfälischen Frieden sind ihr zu Liebe zum ersten Male uralte Rechte praktisch geopfert worden. Dem gleichen Geiste des „esprit compartageant" entsprang später die Aufteilung der Länder Spaniens unter die Staaten des europäischen Westens, jener der schwedischen Krone an den baltischen Gestaden unter die beiden aufstrebenden Mächte des Ostens.

Wenn dagegen später auch die polnische Adelsrepublik das Opfer rein dynastischer Berechnungen geworden ist, so war das doch eine von höheren staatlichen Gesichtspunkten immerhin zu rechtfertigende Tat, die „conditio sine qua non für Preußens

---

Lumbres, I 1646—1660 (Breslau 1904). Eine ähnliche Rolle spielte Marie de la Grange d'Arquien, die Gemahlin Sobieskys, zugleich „sein erster Minister". Vergl. Waliszewski, Une française reine de Pologne; in: Le Correspondant, XXV (1885) 201 ff., und ders., Marysienka, Marie de la Grange d'Arquien, reine de Pologne, femme de Sobieski, 1641—1716 (1898).

[1]) Heffter-Geffcken, Das Europäische Völkerrecht der Gegenwart (8. Aufl., Berlin 1888) 26.

[2]) Ausdruck des Merc. hist. et pol., zit. bei Droysen, a. a. O., Abhandlungen, I 205.

[3]) „Les Princes commandent aux Peuples et l'interest commande aux Princes"; vergl. Rohan, De l'interest des Princes et Estats de la Chrestienté (1634).

Größe".[1]) Diese höhere Idee des modernen Staatsbegriffes fehlte durchaus bei Napoleon, dem rücksichtslosesten Repräsentanten jener Theorie. Gerade infolge der Überspannung aller Verhältnisse ist der französische Usurpator, der noch einmal den vollendeten Typus des antiken Soldatenkaisers repräsentierte, an der übermächtig und als etwas ganz Eigenartiges und Neues ins Leben tretenden organischen Weltanschauung des nationalen Geistes[2]) ebenso gescheitert, wie später sein Gegenspieler Metternich mit der vielgepriesenen reaktionären Maxime der „conservation de toutes les choses légalement existantes".

* * *

Allerdings war im Bunde mit der nationalen Strömung noch ein zweiter welthistorischer Faktor bei dem Untergange der gewalttätigen napoleonischen Schöpfung wirksam gewesen. Wir kommen

---

[1]) Was selbst ein Gentz verkannte, wenn er den „bösartigen Charakter" der Tat geißelte. Vergl. Fragmente aus der neuesten Geschichte des polit. Gleichgewichts in Europa (2. Aufl., St. Petersb. 1806) 19 ff. Heute gestehen auch unfreundlichere Beurteiler der Politik Friedrichs die Notwendigkeit der Teilung zu. Vergl. Nicolas Karéiev, Causes de la chute de la Pologne; in: Rev. hist. XLV (1891) 256. Friedrich seinerseits hat die Teilung Polens besonders hervorgehoben als „le premier exemple d'un partage réglé et terminé paisiblement entre trois puissances". Als „ein unerhörtes, aber ein notwendiges Ereignis" wird sie von Fr. Preuß bezeichnet; vergl. die erste Teilung Polens und die Memoiren Friedrich d. Gr.; in: Zeitschr. f. Preuß. Geschichte u. Landeskunde XI (1874) 238. Hingewiesen sei hier übrigens auf den seltsamen ersten Vorschlag einer Teilung Polens, welchen 1589, nur wenige Jahre später, nachdem Bathory den Gedanken der Eroberung Moskaus erwogen hatte (Pierling, La Pologne, le S^{t}-Siège et la Russie 1582—87; in: Rev. des quest. hist. XXXV [1884] 167—215) die Wiener Hofburg Rußland gemacht hat; vergl. Herrmann, a. a. O. III 389 f.; ferner auf die Teilungsprojekte während des nordischen Krieges, vergl. Bernhardi, Gesch. Rußlands, II 2 (Leipzig 1875) 27 ff.; sowie auf den späten Versuch einer Art Neutralisierung Polens in dem preuß.-österr. Vertrage vom 25. Juli 1791; s. Martens, Rec. des principaux traités d'alliance etc., V (1826) 238 f.

[2]) Vergl. Richert, Das Nationalgefühl als psychologisches Phänomen; in: Preuß. Jahrb., CVIII (1902) 193 ff.

damit auf England zu sprechen. Jede große Idee schafft sich selbst die Kräfte zu ihrer Durchführung. So auch der Gedanke des Widerstandes gegen die Universalmonarchie. Als sein konsequentester Vertreter war England emporgekommen, durch die Gunst der insularen Lage fast geräuschlos und nur von wenigen beachtet. Einst hatte Heinrich VIII., auf den gigantischen Kampf zwischen Franz I. und Karl V. hinblickend, die Weltlage mit dem stolzen Worte: „cui adhaereo praeest“ [1]) charakterisieren können. Indem das England der jungfräulichen Königin die Armada Philipps II. vernichtete, rettete es nicht nur den bedrohten Protestantismus, sondern auch die Freiheit Europas.

Die Geschicke der Welt — urteilt Ranke — lagen damals auf der Wagschale. So durfte auch Camden, der zeitgenössische Biograph Elisabeths, in seinen Annales rerum Anglicarum England das Zünglein der europäischen Wage nennen; so wies wenige Jahre nach dem Ableben Gustav Adolfs, welches der ganzen Lage ein anderes Aussehen zu geben drohte, der englische Staatssekretär Coke auf die Notwendigkeit hin, das Gleichgewicht zu erhalten.[2]) Hochgesteigertes Selbstgefühl war den Engländern schon damals eigen. „Britannien ist eine Welt für sich,“ läßt Shakespeare in gehobenem vaterländischem Stolze die Königin in „Cymbeline“ sprechen,[3]) und Cromwell durfte das englische Volk in seinem

[1]) Das Wort bildet die Umschrift einer auf die Zusammenkunft zu Guines zwischen Heinrich VIII. und Franz I. geprägten Denkmünze mit dem Bilde eines englischen Bogenschützen; s. Nys, Les origines du droit international (Brux. 1894), 169.

[2]) „. . . . . che le cose restino in fine del proprio equilibrio e che la bilancia non prepondero nè dell' uno nè dell' altro canto“; Bericht Gussinis, des venetianischen Gesandten in London, 16. Mai 1634; Bucher, a. a. O. 334 (unkorrekt); Heffter-Geffcken, 12.

[3]) Zit. bei Zimmermann, Shakespeare und die Anfänge der englischen Kolonialpolitik; in: Deutsche Rundschau, XXX (1904) 119. In denselben Tagen schrieb ein venetianischer Gesandter: „Sie scheinen zu denken, daß es außer ihnen keine Menschen gibt und keine andere Welt außer England“; zit. bei R. Ehrenberg, Hamburg und England im Zeitalter der Königin Elisabet (Jena 1896) 19. Einem merkwürdig ähnlichen Urteile gab Wilhelm III. in seinem Briefe an Heinsius, 15./25. Februar 1698 Ausdruck: „One would

Verhältnis zu Gott „as the apple of His eye" bezeichnen.[1]) Und in den Wechselfällen der „großen Frage" rief Wilhelm dem House of Commons zu: „Jetzt wird man erkennen, ob Ihr ernstlich wollt, daß dies England die Wage der Welt in Händen halte und an der Spitze der protestantischen Christenheit stehe."

Ganz ähnlich bezeichnete es Charles Davenant am Wendepunkte zweier Jahrhunderte als die rühmliche Aufgabe seines Vaterlandes „to hold the balance of power",[2]) und im selben Jahre hat Jonathan Swift aus der Betrachtung der Ständekämpfe in Athen und Rom und ihren politischen Folgen eine ähnliche Nutzanwendung für die innere wie äußere Politik Altenglands gezogen.[3])

---

say, either that this island is the only thing on the face of the earth, or, that it has nothing to do with the rest of the world"; Grimblot, Letters of William III and Louis XIV, I (London 1848) 184.

[1]) Rede vom 23. Januar 1657; bei Carlyle, Cromwell's Letters and Speeches III (London 1846) 256. In der weiteren Rede nennt er das englische Volk „a People of the blessing of God; a People under His safety and protection", und ruft ihm zu: „you have of this no parallel; no, not in all the world". Von Cromwell selbst galt das berühmte Wort, daß er die Schlüssel des Kontinents an seinem Gürtel trage, und sein Zeitgenosse, der Lyriker Edmund Waller, „the best of poets", wie ihn Denham nannte, „inter poetas sui temporis facile princeps", wie ihn die Inschrift seines Monumentes rühmt, feierte die eigenartige Bedeutung Englands in den Worten:

„Haev'n that has plac'd this island to give law
To balance Europe and her states to awe"

(zit. bei Bucher, a. a. O. 336).

[2]) Davenant, Essays; Upon the Balance of Power (London 1701) 1—101.

[3]) A Discourse of the contests and dissensions between the nobles and the commons in Athens and Rome; with the consequences they had upon those States (1701); in: Works, III, Miscellanies in Prose (London 1765). „It will be an eternal rule in politics among every free people, that there is a balance of power to be carefully held by every state within itself, as well as among several states with each other" (S. 11). Vergl. auch ebenda die Ursachen des Kampfes Englands gegen Frankreich und das Lob Wilhelms III. (S. 71 f.). In den Miscellaneen Swifts, Bd. IV (London 1751) 142 finde ich ferner ein interessantes, offenbar in die Zeit nach dem Utrechter Frieden gehöriges Epigramm mit der Überschrift The Balance of Europe und dem Wortlaut:

„Now Europe's balanc'd, neither Side prevails,
For nothing's left in either of the Scales."

Während aber England nur in selbstloser Vertretung des Gleichgewichtsgedankens zu handeln schien, hat es in dieser Epoche bereits, wie es innerlich in Staatsleben und Verfassung zu seiner vollen Eigenart heranreifte, auch seine spätere Weltmachtstellung eingeleitet und neu begründet. Bei dem Wettlauf der kontinentalen Nationen hatte es sich gleichsam in Reserve zurückgehalten, indem es jetzt seine volle Kraft in die Konflikte warf, nahm es die Führung. Wilhelm, dessen Stärke nach Ranke darin bestand, „daß er sich gleichsam persönlich zum Ausdruck der Notwendigkeit, die in den Dingen liegt, gemacht hat",[1]) stellte das Inselreich sehr gegen dessen Neigung[2]) in die große Politik ein und zwar sofort als Sieger.[3]) „Wer — so urteilt Hegel — was seine Zeit will, ihr sagt und vollbringt, ist der grosse Mann der Zeit." Das paßt auf wenige besser, als auf den Oranier, „the world's great patriot", wie ihn Addison nannte, den Fürsten, der als „die tiefsinnigste Herrschernatur Englands neben Alfred dem Großen und Cromwell"[4]) bezeichnet worden ist.

Blinde spanische Überhebung spottete über das Volk der Krämer und Emporkömmlinge noch in verhängnisvoller Stunde, in der Zeit der Teilungsverträge, da England bereits die düsteren

---

Gleichzeitig hat Swift allerdings die Bestrebungen der englischen Politik, in der nordischen Krise die Balance zu halten, durch eine besondere Schrift scharf verspottet; vergl. Law is a Bottomless Pit. Or, the History of John Bull; in: Works V (1765): auch Defoe hat einen Traktat „the Balance of Europe" geschrieben (1711).

[1]) SW. XX 9.

[2]) Am bezeichnendsten für die Indifferenz des englischen Volkes gegenüber Wilhelms Kontinentalpolitik sind die Briefe, in denen dieser zur Zeit der Teilungsverträge gegen Heinsius sein Herz ausschüttet. So vom 11./21. Jan. 1698: You cannot form an idea of the indifference with wich all foreign affairs are now considered"; Grimblot, Letters a. a. O. 148. Ähnlich 11./21. Februar, ebenda 176 f., oder 15./25. Februar: „The people here are now so foolishly engrossed with themselves, that they do not pay the least attention, to what is going on in foreign countries;" ebenda 184.

[3]) Vergl. John Seeley, The Growth of British Policy, an historical essay I (Cambr. 1895) 404.

[4]) Brosch, Gesch. von England VIII (Gotha 1893) 103.

Schicksalslose der dem Untergange geweihten spanischen Weltmonarchie in wägenden Händen hielt.[1]) Zwar lange nicht alles, was einige Jahre hindurch zu erreichen möglich schien, wurde später im Utrechter Frieden wirklich erlangt,[2]) und die Whigs beeilten sich in begreiflicher Schadenfreude von einer Niederlage der Regierung zu sprechen, aber doch stand damit das neugeschaffene Inselreich Großbritannien am Anfangspunkte seiner welthistorischen Entwickelung. Voll Genugtuung konstatierte man in den leitenden Kreisen von St. James den gewinnbringenden Abschluß einer großen und rühmlichen Kriegsepoche. „Ich gratuliere Euch — schrieb Lord Oxford an Darmouth — daß wir am 4. Mai 1713 einem Kriege ein Ende gemacht haben, der am 4. Mai 1689 begonnen worden ist.“[3])

* * *

Wir haben bisher nur die kontinental-politischen Folgen des gigantischen Machtkampfes zwischen Bourbon und Habsburg erwähnt, bedeutsamer noch sollten die universellen und wirtschaftlichen werden. Schon Ranke hat darauf hingewiesen, daß der spanische Erbfolgekrieg nicht so sehr ein Krieg der politischen als vielmehr der Handelsfragen gewesen sei, dessen, was die holländische Publizistik als „Navigatie ende Commercie“ zu bezeichnen pflegte. In wohlberechneter Absicht war in der großen Allianz

[1]) Vergl. The diplomacy of Louis XIV and William III; in: The Edinburgh review or critical journal, LXXXIX (Edinburgh 1849) 127: „The Spanish ambassador had the inconceivable impudence to entertain the drawing-rooms of Vienna with contemptuous parallels between the august legitimacy of the continental monarchies, and the mushroom mercantile establishments at London and the Hague.“

[2]) Zur Beurteilung der Ergebnisse des Friedens für England s. Ranke, SW. XI 211 f.; Lecky, Gesch. Englands im 18. Jahrh. I (übers. Leipzig 1879) 131 ff.; Weber, Der Friede von Utrecht (Gotha 1891) 390 ff.; Brosch, a. a. O. VIII 184; Michael, Englands Gesch. im 18. Jahrh. I (Hamburg 1896) 274 ff.

[3]) Schreiben vom 4. Mai 1713, bei F. Salomon, Gesch. des letzten Ministeriums Königin Annas von England (1710—1714) und der englischen Tronfolgefrage (Gotha 1894) 198.

gesagt worden, daß Frankreich und Spanien nicht nur an der Unterdrückung der europäischen Freiheit gehindert werden sollten, sondern auch „ad tollendum Commerciorum usum", das heißt, an der Emanzipation des spanischen Mutterlandes und seiner Kolonien von der wirtschaftlichen Ausbeutung der Seemächte. Mehr noch als das sollte England gelingen: es hat nicht nur den alten Gegner Frankreich besiegt, sondern auch, und weit vollständiger, seinen Verbündeten Holland.

Wie die schwedische Macht, so waren auch die Generalstaaten im Zeitalter der Religionskriege und gerade durch diese emporgekommen. Der glaubens- und kampfeseifrige Geist des Genfer Reformators war ihren Kriegsscharen gegen den Hispanier vorangezogen. Für die Entwickelung der Niederländer ist nach ihrem eigenen historischen Urteil der Kalvinismus das gewesen, „wat het licht voor ons oog, de lucht voor onze longen is". Aber ihre unnatürliche Großmacht stand und fiel mit der Blüte ihres Handels. Die Holländer wußten wohl, warum sie aller Welt in Wort und Vorbild den unbedingtesten Freihandel, sowie den Grundsatz „frei Schiff, frei Gut" predigten und das Mare liberum gegen das Mare clausum zu verteidigen bemüht waren.[1]) Nun wäre Frankreichs Gegnerschaft zur See noch erträglich gewesen, gefährlicher erwies sich ein anderer Nebenbuhler.

Man wird sagen dürfen, daß England sehr frühzeitig seine wahre Bestimmung und die Bedeutung seiner insularen Lage gleichsam als ozeanischer Vorposten des Kontinents erkannt hat. Schon Edward III. hörte sich gern den König der Meere nennen. Ein moderner englischer Historiker bezeichnet bereits für das Zeitalter Elisabeths das Gold als die nationale Gottheit seiner Landsleute.[2]) In seinen handelspolitischen Beziehungen mit England 1587 hielt

[1]) Vergl. außer Treitschke, a. a. O., Laspeyres, Gesch. der volkswirtschaftl. Anschauungen der Niederländer (Leipzig 1863) 159 ff.; Pringsheim, Beitr. z. wirtschaftl. Entwickelungsgesch. der vereinigten Niederlande im 17. u. 18. Jahrh.; in: Schmoller, Forschungen, X (1890) 10 ff.; (Michael), Die Entwickelung, die Blüte und der Verfall der holländischen Seemacht; in: Nauticus, V (1900) 148 ff.; Lamprecht, Aus den Zeiten holländ. Größe und ihres Verfalles; in: Neue Jahrbüch. f. d. klass. Altert., V (1902) 459 ff.

[2]) Hubert Hall; zit. bei Ehrenberg, a. a. O., 21.

es Boris Godunow für notwendig, die Königin Elisabeth daran zu erinnern, „daß der Ozean der nicht zu versperrende, aller Welt offenstehende Weg Gottes sei".[1]) Unter Jakob I. und Karl I. blieben allerdings die kolonialen Bestrebungen fast ausschließlich der privaten Initiative überlassen. Als der erste englische Herrscher, der systematisch die Kräfte des Landes auf die koloniale Ausdehnung hinleitete, nicht am wenigsten dadurch, daß er die Grundlagen zu der modernen Konstitution der Ostindischen Kompagnie geschaffen hat, gilt uns daher heute erst Cromwell,[2]) „the most typical Englishman", wie ihn Gardiner genannt hat. Dem Lord Protector gebührt auch das weitere Verdienst, dem englischen Handel in den ersten Seeplätzen dreier Königreiche, in Kopenhagen, Stockholm und Lissabon den maßgebenden Einfluß gesichert zu haben.

Das alles war nicht möglich ohne schwere Reibungen mit der größten damaligen Handelsmacht, mit Holland. Cromwell erkannte, daß das Verhältnis der beiden Staaten nur geregelt werden konnte durch engstes Bündnis oder kriegerische Auseinandersetzung. Er hat im Jahre 1653 sehr ernsthaft das erstere Projekt erwogen,[3])

[1]) Vergl. Herrmann, a. a. O., III 386. Für die Geschichte der ersten überseeischen Gründungen Englands unter Elisabeth s. Beazley, Exploration under Elizabeth; in: Transactions and Reports of the Historical Society; N. S. IV (1895) 119—65.

[2]) Vergl. Seeley, Hist. of the British Policy, II 63; William Wilson Hunter, A History of British India II (London 1900) 133 ff.; Firth, Oliver Cromwell (London 1900) 390; Gardiner, Oliver Cromwell (München 1903) 168 ff.

[3]) Danach sollte Holland das den Portugiesen zu entreißende Brasilien sowie den asiatischen Handel als Monopol erhalten; das übrige Amerika sollte England zufallen; Thurloe, State Papers, II 125 ff., zit. bei Beer, Cromwells Economic Policy; in: Political Science Quarterly XVI (Newyork 1901) 601. Bezeichnend sind die Worte Cromwells an den holländischen Unterhändler Beverningh: The interests of both nations consisted in the welfare of commerce and navigation; . . . The world was wide enough for both; if the two peoples could only thoroughly well understand each other their countries would become the markets of the world would dictate their will to Europe and put everything as regards commerce on a good footing"; vergl. Gardiner, Hist. of the Commonwealth and Protectorate, II (London 1897) 343 f.

offenbar beeinflußt durch den in englischen Kreisen weitverbreiteten chimärischen Gedanken einer völligen Verschmelzung der beiden Staaten.[1]) Schließlich ergab sich ihm doch aus seinem eigenen politischen System als einzige Lösung die Notwendigkeit der Schwächung Hollands, das er dann dauernd durch die Besetzung Dünkirchens zu bedrohen gedachte,[2]) welches ihm gewissermaßen als Sprungbrett nach dem Kontinent dienen sollte; ähnlich wie, wenn wir Kleines mit Großem vergleichen dürfen, Pommern den Schweden und später Hannover den königlichen Welfen. Der Anlauf, England zur Kontinentalmacht zu erheben, war nicht von dauerndem Erfolge, allein dadurch, daß Cromwell seine ganze revolutionäre Kraft und leidenschaftliche Energie in den Kampf gegen die Generalstaaten warf, und in der Navigationsakte die „magna charta des englischen Seewesens“[3]) gab, hat er zugleich der späteren Politik Englands mit ihrer Losung: Hollandia delenda est, die große bestimmende Richtung gewiesen. In den „Duellen um den Bestand der englischen Schiffahrtsakte“, wie Noorden treffend das gewaltige Ringen der beiden seemächtlichen Rivalen charakterisiert hat,[4]) behielt England die Oberhand. Mit der Thronbesteigung Wilhelms III. wurde Holland, um mit Friedrich dem Großen zu reden, für ein Vierteljahrhundert die Schaluppe im Schlepptau der englischen Fregatte. Über der Ausfechtung des ihm durch England aufgenötigten, seinem ganzen Wesen fremden Landkrieges gegen Ludwig XIV. hat es an jenes definitiv seine maritime Hegemonie verloren[5]) und damit als ganz natürliche, durch die Erfahrung aller Jahrhunderte bestätigte Folge allmählich

---

[1]) Vergl. Ranke, SW. XVII 120.

[2]) Vergl. Gardiner, Cromwell and Mazarin in 1652; in: The English Historical Review, XIb (1896) 479—509; ders., Commonwealth, a. a. O., II 97 ff.; ders., Cromwell, 211.

[3]) Ausdruck des zeitgenössischen Nationalökonomen Child; zit. Nauticus, V (1900) 162.

[4]) Der span. Erbfolgekr., a. a. O., I 43.

[5]) Schäfer, Was lehrt uns die Geschichte über die Bedeutung der Seemacht für Deutschlands Gegenwart (München 1900), 19.

auch seine einst unbestrittene Handelsherrschaft.[1]) In demselben Jahre, da Englands furchtbarster Krieger, Robert Clive, durch den Sieg von Plassey die britische Macht in Ostindien begründete, beriet der holländische Staatsrat darüber, ob es nicht besser sei, die eigene Seemacht gänzlich aufzulösen!

Die veränderte und erhöhte Weltstellung Englands war, wie wir sahen, die Folge jenes scheinbar ungefährlichen und selbstlosen Prinzips, immer dem schwächeren Teile beizuspringen und das Gleichgewicht Europas aufrecht zu erhalten. In Wahrheit jedoch bildete jene Idee stets nur den Vorwand und gleichsam die neutrale Flagge, unter der England seinen eigenen Vorteil zu bergen und zu fördern wußte. Es steckte als eifriger Hüter des Gleichgewichtsgedankens den politischen Trieben anderer die Grenze, behielt sich aber selbst freie Hand in der energischen und unbeirrten Verfolgung seiner großartigen kolonialen Ziele.[2]) So

[1]) Laspeyres, a. a. O., 133; Rodenberg, Seemacht in der Geschichte (Stuttgart 1900) 13; D. Schäfer, a. versch. O.; (Michael), Die Entwickelung, die Blüte und der Verfall der holländischen Seemacht; in: Nauticus, V (1900), 160 ff. Über die Ursachen des Niederganges des holländischen Handels mit Japan s. Nachod, Die Bezieh. d. Niederl.-Ostind. Kompagnie zu Japan im 17. Jahrh. (Leipzig 1887) 435 ff. — Pringsheim, a. a. O., 11 ff. weist gegen die obige Ansicht polemisierend darauf hin, daß gerade während des spanischen Erbfolgekrieges der holländische Handel eine beispiellose Entwickelung erreicht habe. Erst der Krieg 1780 bis 1783 habe ihm den Todesstoß versetzt. In der Tat ist ja nicht zu leugnen, daß sich Hollands Commercium noch Jahrzehnte nach dem Utrechter Frieden annähernd auf der alten Höhe hielt. Das bestätigt uns auch Hume, „The Dutch make not such a figure in political transactions as formerly; but their commerce is surely equal to what it was in the middle of the last century;" Of the Jealousy of Trade; in: Essays I (Newyork 1898) 348. Darin liegt aber gewiß keine Widerlegung jener Auffassung, daß Verfall der Seemacht auch Niedergang des Handels nach sich zieht. Holland ist im 18. Jahrhundert nur noch eine Handelsgroßmacht von Englands Gnaden gewesen.

[2]) Das verkannte selbst Friedrich der Große, wenn er meinte, der Utrechter Frieden sei gleichzuachten nicht einem Allianzbruch, sondern einer Erfüllung der Allianz, die dem europäischen Gleichgewichte galt und vom Kaiser gegen dasselbe ausgebeutet werden wollte; Schreiben an Pitt, 1761; Pitts Corresp. II 108, zit. bei Brosch, Bolingbroke (Frankf. 1883) 62.

hatte es die Zukunft für sich. Auf den fremden Kontinenten spielte sich während des 18. Jahrhunderts Englands eigentliche Geschichte ab. Nie ist klarer geworden, wie sehr wirtschaftliche und politische Größe durch einander bedingt sind. Indem der neue großbritannische Einheitsstaat über Europa hinauswuchs, Ostindien unterwarf und in Nordamerika die imposanteste Kolonisation der Geschichte vollführte, gründete er eine neue Weltmacht von ganz anderem Umfange, wie es jene Frankreichs gewesen, die doch nur vom Gesichtspunkte der damals noch enger begrenzten räumlichen Bühne als solche bezeichnet werden konnte.[1]) „Nur das Meer kann wahre Weltmächte erziehen."[2])

Dazu kam noch ein anderes. Bisher waren die überseeischen Länder, abgesehen von ihrem reichen Inhalt an Edelmetallen, wirtschaftlich geringe Wertobjekte gewesen. Zwar hatte sich die spanische Herrschaft nicht wie die der Portugiesen mit Handelsplätzen an der Küste begnügt, sondern auch die weiten Hinterländer in staatliche Verwaltung genommen und in der Indianerschutzgesetzgebung sowie den Verordnungen für die Encomiendas Grundsätze von reinster Menschlichkeit proklamiert,[3]) allein von einer tiefgehenden und fruchtbringenden Kolonisation konnte trotz der Bergwerkskolonien, denen Südamerika seinen spanischen Charakter vorwiegend zu verdanken hat,[4]) doch kaum die Rede sein

[1]) Innes, Britain and her Rivals in the 18th Century (Lond. 1895).

[2]) Ratzel, Das Meer als Quelle der Völkergröße (München 1900) 40. An anderer Stelle bemerkt R., daß zur Durchsetzung einer wahren Weltmachtpolitik die „Verbindung der kontinentalen und ozeanischen Motive" gehöre (Polit. Geogr., 724). Das ist gewiß nur sehr cum grano salis zu verstehen. Im Siebenjährigen Kriege ist Frankreich an dieser seine Kräfte übersteigenden Aufgabe gescheitert. Für England haben die Nachteile seiner dynastischen Vereinigung mit Hannover, welches es seinerseits aus dem inneren deutschen Zusammenhange herausriß, stets überwogen. Am besten ist England gefahren, wenn sich seine Verbindungsmittel mit dem Kontinent auf merkantilistische und föderative beschränkten.

[3]) Vergl. Roscher u. Jannasch, Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung (Leipzig 1885) 130 ff.; Zimmermann, Die Kolonialpolitik Portugals und Spaniens (Berlin 1896) 309, u. a.

[4]) Häbler; in: Hist. Ztschrft. LXXX (1898) 155. Dieser spanische Charakter hat allerdings längst begonnen, sich zu verflüchtigen. Möchte sich

bei einer Regierung, die das Interesse des Kaufmanns stets dem des Fiskus nachstellte, bei einem Volke, dem nur der Ruhm des Kriegers anstand, jede wirtschaftliche Betätigung und produktive Arbeit unwürdig erschien und ehrsame Gewerbe als officios viles y baxos galten.[1]) So sahen sich die Kolonien fast ausschließlich auf die unzulängliche Produktion des Mutterlandes angewiesen, welches dadurch seinerseits gezwungen wurde, für die eigenen Bedürfnisse ausländische Waren zu importieren.[2])

Auch die Holländer hatten mit einziger Ausnahme vom Kaplande keine Kolonien aufzuweisen.[3]) Hier lag die Veranlassung im Mangel an Menschenmaterial. Die finanzielle Stärke Hollands bestand überhaupt nicht in dem überseeischen Handel der großen Kompagnien[4]) sondern in seinem europäischen Commercium.

In ähnlichen Bahnen bewegte sich die Überseepolitik Frankreichs. Die ersten von der Regierung ausgehenden Anfänge fran-

---

die Annahme richtig erweisen, daß den Germanen eine zweite Kolonisation vorbehalten sei; vergl. Handb. d. Staatswissensch., V (2. Aufl., 1900) 164 f.

[1]) Vergl. u. a. Zimmermann, Der Ausgang des spanischen Kolonialreichs und seine weltgeschichtliche Bedeutung; in: Weltpolitisches (Berlin 1901) 188 ff.

[2]) Ich folge hier Bonn, Spaniens Niedergang während der Preisrevolution des 16. Jahrhunderts (Stuttgart 1896); in: Münchener volkswirtschaftliche Studien, XII 187 ff. Nach Oppel, Entstehung und Niedergang des spanischen Weltreiches und seines Kolonialhandels; in: Samml. gemeinverständl. wissensch. Vorträge, N. F. XII. Serie (Hamburg 1897) 547 (35), hätte umgekehrt Spanien sich selbst versorgt, dagegen die für die Kolonien bestimmten Industrieartikel vom Auslande bezogen.

[3]) Laspeyres, 99 ff., auch Bonnassieux, Les grandes compagnies de commerce (1892) 49.

[4]) Die Totaleinfuhr der ostindischen Kompagnie überstieg jährlich nie 11 Millionen Gulden; vergl. Pringsheim, a. a. O. 14 ff. Schon in den 30er und 40er Jahren des 17. Jahrhunderts wurde daher in Holland heftig über die Frage gestritten, ob Kompagnien schädlich oder nützlich seien; Laspeyres, 80 ff. Auch Roscher, a. a. O. 278 bezeichnet die meisten großen Handelskompagnien, als Ganzes betrachtet, als keine gute Spekulation. Ähnlich die Beurteilung bei Bonnassieux, a. a. O. 494 ff. Viel zu weit aber geht darin doch Chambalu, Die Holländ.-Ostind. Gesellsch. (1602—1798); im Progr. des Königl. kath. Gymn. an Aposteln zu Köln (Köln 1891).

zösischer Kolonialmacht fallen bereits unter die Regierung Franz I. Heinrich IV. hat sie von neuem aufgenommen. In seinem Testament wies Richelieu auf die günstige Lage Frankreichs hin; es scheine als wolle diesem die Natur selbst die Herrschaft über die Wogen anbieten. Richelieu war es auch, der zuerst die Notwendigkeit betonte, Schiffe nach dem Indischen Ozean zu senden, um daselbst Kontore und Kompagnien zu gründen.[1]) Unter Colberts Leitung erwarb dann Frankreich einen Kolonialbesitz in der ungefähren Größe von Europa. Trotzdem Neigung und Verständnis der breiten Volksmassen für überseeische Unternehmungen, abgesehen von der seekundigen und schiffahrtsfrohen Küstenbevölkerung, nur gering waren! Um die Bewohner des inneren Landes zur Kapitalseinlage bei den neugegründeten Kompagnien zu veranlassen, mußte Colbert oft harte Maßregeln ergreifen, über die Auvergne beispielsweise wahre Dragonaden verhängen. Die Beamten wurden mit sanftem Zwange zur Abnahme von Aktien genötigt.[2]) Allein gerade die große Zahl der Unternehmungen stand deren Entwickelung entgegen. So haben sie alle bei der geringen Teilnahme der Bevölkerung, dem Mangel an Kapitalien zuletzt das gleiche Schicksal genommen.[3]) Nur in Kanada ist die Gründung einer Ackerbaukolonie geglückt, die aber unter den schlimmen Einflüssen einer feudal-jesuitischen Herrschaft,[4]) des französischen Handelsmonopols und der trotz ausgesetzter Prämien[1]) geringen

[1]) D'Equilly, L'influence française à Madagascar 1643—1895; in: Rev. des quest. hist. LVII (1895) 465 f.

[2]) v. Brandt, Beitr. z. Gesch. der französ. Handelspolitik von Colbert bis zur Gegenwart (Leipzig 1896) 15.

[3]) Vergl. Bonnassieux, a. a. O. 169 ff., 175 ff.; Pauliat, L. XIV et la Comp. des Indes orientales de 1664 (1886). Die interessante Liste der Subskribenten und ihrer Beiträge in der ersten Generalversammlung der ostindischen Kompagnie (20. März 1665) findet sich bei St.-Yves et Chavanon: Documents inédits sur l'administration de la comp. franç. des Indes orientales; in: Rev. des quest. hist., LXXIV (1903) 462 ff.

[4]) Hopp, Bundesstaat und Bundeskrieg in Nordamerika (Berlin 1886) 98 ff.

[5]) Vergl. Anton, Die Entwickelung des französischen Kolonialreiches; in: Jahrb. der Gehe-Stiftung zu Dresden, II (Dresden 1897) 9.

Einwanderung schwer zu leiden hatte.[1]) So haben die freien Ackerbauniederlassungen Neuenglands das absolutistische Neufrankreich aus dem Felde geschlagen.[2]) Zuletzt war es freilich doch Frankreichs europäische Politik, die seine überseeische Macht vernichten sollte.[3]) Im Kampfe um den Besitz der spanischen Weltmacht hat das Reich Ludwigs XIV. die erste schwere Einbuße an dem eigenen Kolonialbesitz erlitten. Kanada verlor durch den Utrechter Frieden seine drei Bastionen.[4])

So war alles in allem der Handel mit den neuen Welten in den ersten zwei Jahrhunderten nach den Entdeckungen nur gering. „Es ist sicher, daß der ganze transozeanische Verkehr von Europa im 17. Jahrhundert nicht entfernt an den der Nord- und Ostsee herangereicht hat.“[5]) Daher war die Frage um die Herrschaft des Baltischen

---

[1]) Roscher und Jannasch, a. a. O. 269; Hopp, 100 ff. Wie anders wären die Schicksale Neufrankreichs gewesen, wenn Ludwig den auswanderungslustigen Hugenotten die Besiedelung gestattet hätte!

[2]) Der Gedanke, durch die Vereinigung von Kanada und Louisiana die englischen Kolonien von ihrem Hinterlande abzuschließen und dadurch matt zu setzen (wie es einst mit den portugiesischen Besitzungen geschehen war), erscheint uns gewiß bewundernswert. Woran ist er gescheitert? Selbst Rambaud gibt zu: „ni le Canada ni surtout la Louisiane n'étaient assez fortement colonisés“. Der Engländer kolonisierte eben mit dem Pfluge, der Franzose eroberte mit dem Schwerte. „Es lag in der Natur der französischen Kolonisation detachierte strategische Punkte zu erfassen, ohne eine ackerbauliche Basis zu schaffen“; Hopp, 110, der sehr klar den systematischen Unterschied der beiderseitigen Kolonisation charakterisiert.

[3]) Poiré, L'émigration française aux colonies (1897) 334; Anton, Französ. Agrarpolitik in Algerien (Leipzig 1893) 36, u. a.

[4]) Vergl. Rambaud, Les colonies françaises (6. Aufl., 1893) 20.

[5]) Rodenberg, Seemacht in der Geschichte (Stuttgart 1900) 10. D. Schäfers Verdienst ist es, zuerst die vielverkannte Tatsache betont zu haben, daß die Entdeckung Amerikas keineswegs einen sofortigen Umschwung und Aufschwung der handelspolitischen Verhältnisse gebracht hat, daß vielmehr bis tief ins 17. Jahrhundert Amerika Europa nichts, Ostindien nicht allzuviel gegeben hat. Noch 1666 steckten dreiviertel des Kapitals der Amsterdamer Börse im Ostseehandel; vergl. Schäfer, Gesch. und Kulturgeschichte (Jena 1891) 30 ff.; ders., Das Zeitalter der Entdeck. und die Hansa; in: Hans. Geschichtsblätter (Leipzig 1897) 3 ff.; Was lehrt uns die Gesch. über die Bedeutung der Seemächte für die Gegenwart? (München 1900) 14; Kolonialgesch. (Leipzig, Göschen 1903) 53.

Meeres oder wenigstens um den freien Zugang durch den Sund von so einschneidender Wichtigkeit gewesen.[1])

Das 16. Jahrhundert kann gewissermaßen als das Jugendzeitalter der zur Seeherrschaft bestimmten Völker bezeichnet werden; der Atlantische Ozean begann im Leben der Menschheit nur allmählich die Bedeutung zu erlangen, welche bisher Ostsee und Mittelmeer behauptet hatten. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts war bereits von sehr lebhaften handelspolitischen Interessen erfüllt. Dabei erscheint der friedliche Wettstreit der Völker kaum minder erbittert, als der kriegerische; „die Völker bekämpften sich durch Tarife noch wirksamer als durch Kanonen."[2]) Denn wie Macaulay sagt, „Eifersucht in bezug auf Handel ist so erfinderisch und unvernünftig als die Eifersucht der Liebe."[3]) Fast stets wurden in den Verträgen, welche kontinentale Kriege abschlossen, wie besonders dem Pyrenäischen, dem Aachner, dem Nymweger Frieden auch wichtige Fragen handelspolitischer Natur nachdrücklich besprochen und erledigt. Jener englisch-holländische Vertrag vom 12. August 1689, welcher Frankreich boykottierte und fast als Vorläufer der napoleonischen Kontinentalsperre bezeichnet werden könnte, hat das Reich Ludwigs XIV. mit dessen eigenen Waffen bekämpft und niedergerungen. Dem englischen Kaufmann darf sein Anteil an diesem Resultat nicht verkürzt werden. Bei den Seemächten hatte auch zuerst die berufliche Ausübung des Handels aufgehört, für persönlich erniedrigend zu gelten, immer weitere Kreise, selbst solche des Adels, wandten sich ihm zu. In England ist aber auch am frühesten ein freiheitlicherer Handelsgeist erwacht. Gegen die engen Vorurteile und die tyrannische volkswirtschaftliche Anschauung des Merkantilismus hatten schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts einzelne weitsichtige Männer,

---

[1]) Die große Bedeutung des Friedens von Röskilde für die seefahrenden Nationen lag gerade darin, daß die Dänen aufhörten, die Herren von beiden Ufern des Sundes zu sein. „It secured the neutrality of the Baltic"; vergl. Beer, Cromwells Economic Policy; in: Political Science Quarterly, XVI (Newyork 1901) 58.

[2]) Hist. u. polit. Aufs., II 519.

[3]) Engl. Geschichte, XI 80.

Child und Davenant an der Spitze,[1]) energisch angekämpft, und einer freieren Auffassung des kommerziellen Verkehrs das Wort geredet. Von der Theorie suchte man zur Praxis überzugehen. Der französisch-englische Handelsvertrag vom 11. April 1713 hätte in das alte System der Monopole breite Bresche geschlagen, wäre er nicht an dem Unwillen der kurzsichtigen Massen des englischen Volkes gescheitert.[2]) Allein die Lehre von der alleinseligmachenden Kraft des Merkantilismus war doch erschüttert, von Davenant,

---

[1]) Schorer, Der englisch-französ. Handelsvertrag vom Jahre 1713; in: Hist. Jahrb., XXI (1900).

[2]) Schorer, a. a. O., 738 ff. Über die Gegner des Colbertismus in Frankreich vergl. Clément, Hist. du système protecteur en France (1854) 36 ff. Sch. hat auch die Übereinstimmung dieses Vertrages mit dem von 1786 betont und damit eine Brücke zu dem modernen Handelssystem Europas konstruiert. „Das rein historische Interesse am Handelsvertrage von 1713 wird zum aktuellen" (ebenda, 355 ff.). Doch übersieht Sch. den unten zitierten Aufsatz von Ashley (Quarterly Journal of Economics, XI 335—371), der den Zusammenhang der Torys mit den Vertretern des Freihandels seit 1673 aufdeckt. — Wenn England und Frankreich in dem Vertrage übereinkamen (Art. VIII, IX) sich kommerziell gegenseitig auf dem Fuße der „amicissima gens" („nation étrangère la plus favorisée") zu betrachten, so ist doch diese Meistbegünstigungsklausel („the most favoured nation clause") keineswegs, wie Melle, Handels- und Schiffahrtsverträge; in: Handb. des Völkerrechts, III (Hamburg 1887) 204 meint, als neues wirtschaftliches Prinzip aufgekommen. Ihr Ursprung leitet uns vielmehr zu dem französisch-türkischen Vertrage von 1535. Später erscheint sie 1642 in dem englisch-portugiesischen, 1659 im pyrenäischen Vertrage; Handwörterb. d. Staatswissensch., IV (1. Aufl., 1892) 352, 358 ff.; ausführlicher: zweite Auflage IV (1900), 1073, 1080 ff.; ferner Schraut, System der Handelsverträge und der Meistbegünstigung (Leipzig 1884). — Zu dem berühmten Assientovertrage mit Spanien vom 26. März 1713 (der Vertrag abgedr. in Actes, mém. a. a. O., V 72 ff.; Dumont, VIII 1, 331 ff.; Abreu, Coleccion de los tratados de paz, comercio etc. XIII [1796] 99—124; Calvo, Rec. des traités de tous les Etats de l'Amérique latine, II [1862] 78 ff.) sei bemerkt, daß derselbe durchaus nicht, wie Bonnassieux, a. a. O. 158 urteilt, für England „une source abondante de bénéfices" gewesen ist. A. Smith hat ihn ebenso, wie fast ausnahmslos die übrigen englischen Nationalökonomen, aufs schwerste verurteilt (Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations, V 1). Vergl. auch Ehrenberg, Handwörterb. d. Staatswissenschaften, I (2. Aufl., 1899) 21.

„the most considerable of all the Tory advocates of free trade",[1]) führte der Weg über Defoe[2]) weiter zu Hume und Smith, der jener toten Lehre endlich das Grab grub und alle produktiven Kräfte zu freiem und lebendigem Wettbewerbe aufrief.[3])

So traten nach dem Utrechter Frieden und durch diesen veranlaßt, vielfach neue Kräfte und Prinzipien ins Spiel.[4]) Indem England, welches im Gegensatze zu den anderen Nationen schon im 16. Jahrhundert einen gewissen Überfluß an Menschenmaterial besessen hatte,[5]) die Schöpfung seines großen Kolonialreiches begann, fing auch Europa erst an, den ganzen noch heute kaum zu ermessenden Gewinn aus den fernen Erdteilen zu ziehen. Anspruchsvoller als bisher traten diese in das Bewußtsein der Völker und erlangten erhöhte Geltung infolge des mächtig aufblühenden transozeanischen Handels. Damit steigerte sich die Bedeutung des großen Wirtschaftslebens, mehr als früher erscheint der Fortschritt auf real-ökonomische Interessen, auf das verwickelte System kommerzieller Wechselwirkungen begründet. Schon im 18. Jahrhundert setzten die bescheidenen Anfänge jenes umbildenden Prozesses ein, den man kürzlich als für die Gegenwart charakteristisch bezeichnet hat: Die europäische Kultur beginnt zur Weltkultur zu

---

[1]) Vergl. Ashley, The Tory origin of Free Trade Policy; in: The Quarterly Journal of Economics, XI (Boston 1897) 368.

[2]) Vergl. A Plan of English Commerce (1. Aufl., 1728, 2. Aufl., 1730).

[3]) Vergl. Hasbach, Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von Quesnay und Smith begründeten politischen Ökonomie; in: Staats- und sozialwissensch. Forsch., X (1891), u. a.

[4]) d'Ussel, Essai sur l'esprit public dans l'histoire (1877), 249 ff. Bezeichnend ist ferner die Umgestaltung des diplomatischen Verkehrs. Bisher hatte auch in kommerziellen Verhandlungen der von dem Merkantilisten Justi proklamierte Grundsatz gegolten, den anderen unter allen Umständen zu dupieren; Melle, Handels- und Schiffahrtsverträge; in: Handbuch des Völkerrechts, III (Hamb. 1887) 143 ff. England hat zuerst erkannt, daß die alte Schule der höfischen Diplomatie den neuen Forderungen seines handelspolitischen Interesses nicht mehr genügte und danach gehandelt. Vergl. Holtzendorff, Politik, 241.

[5]) Nach einem Ausspruch Bacons; Hopp, Bundesstaat und Bundeskrieg in Nordamerika (Berlin 1886) 13; Roscher u. Jannasch, a. a. O., 181.

werden.[1]) Im ruhelosen Hinausstreben über den zu eng gewordenen Raum Europas, im Kampfe um verkehrspolitische Interessen und um die Märkte der Weltwirtschaft begegneten sich die rivalisierenden Nationen vor allem jenseits der Ozeane. In erhöhtem Grade wurden seit dem 18. Jahrhundert wirtschaftliche und koloniale Streitfragen zu Ursachen kriegerischer Auseinandersetzungen. Früher waren die Kriege der europäischen Mächte nach den Kolonien übertragen worden, jetzt traf es sich gelegentlich umgekehrt, daß die Streitigkeiten von dort ausgingen und die alte Welt in Flammen setzten. In diesem Sinne kann der im Jahre 1739 ausgebrochene englisch-spanische Krieg als „der erste eigentliche Kolonialkrieg"[2]) bezeichnet werden. Je zahlreicher dabei die örtlichen Berührungspunkte der auf dem Ozean kämpfenden Mächte waren, um so weniger ließ sich naturgemäß der Seekrieg lokalisieren. Veranlassung genug für die neutralen Staaten, sich zusammenzufinden, um die Rechte ihrer neutralen Flagge zu schützen.[3])

Der das 17. Jahrhundert beherrschende Gegensatz zwischen Habsburg und Bourbon war zu Lande ausgefochten worden; das 18. Jahrhundert dagegen erhielt seine Signatur vorwiegend durch den Weltmachtkampf zwischen England und Frankreich, dessen größte Entscheidungen auf offener See, an entlegenen Küsten oder in den Kolonien fielen. Der spanische Sukzessionskrieg bildete den Übergang des einen Zeitalters zum anderen, indem er jene

---

[1]) Schnürer, Über Periodisierung der Weltgeschichte (Freib. 1900) 8.

[2]) Handwörterbuch, I 21.

[3]) Am berühmtesten ist die bewaffnete Neutralität von 1780, die sich unter Rußlands Ägide gegen England richtete. Vergl. Bergbohm, Die bewaffnete Neutralität, 1780—83 (Berlin 1884); Martens, Rec. des traités conclus par la Russie, VI 288 ff.; Ulmann, Preußen, die bewaffnete Meeresneutralität und die Besitznahme Hannovers im Jahre 1801; in: Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswissensch., VIII (1898) 245 ff. Doch war sie keineswegs die erste. Außer der von 1756 hatten sich bereits während des Orleansschen Krieges, 1691 und 1693, die skandinavischen Staaten in ähnlicher Tendenz zusammengefunden; vergl. Bajer, Le système scandinave de neutralité pendant la guerre de Crimée et son origine historique; in: Rev. d'Hist. dipl., XII (1900) 258—88.

beiden Systeme in sich vereinigte. Von da an ist die Fragestellung der großen Politik eine andere geworden.

Frankreich hat das zu seinem Schaden zu spät eingesehen. Nach dem Vertrage vom 8. Oktober 1711 entließ Oxford am 12. Oktober den französischen Gesandten Mesnager mit dem Ausspruch: „ex duabus igitur faciamus gentem unam amicissimam“.[1]) Das Wort sollte im Utrechter Frieden und der Haager Tripelallianz weitere Bestätigung finden. Erst Fleury erkannte, wie verderblich es gewesen war, die französische Flotte verfallen zu lassen, und stellte sich wieder das von Frankreichs Standpunkte aus gewiß heilsame Programm: „ôter aux Anglais toute occasion de reprendre la balance de l'Europe“.[2]) Selbst ein so mäßiger Kopf wie André Deslandes betonte die Notwendigkeit einer starken Flotte, die mit Wucherzinsen alle Ausgaben lohnen würde.[3]) So begann ein neuer hundertjähriger Krieg mit England, der diesmal, anders als im Mittelalter, mit Frankreichs Zusammenbruche enden sollte. Der Friede von Aachen — der Witz der Boulevards hat ihn in dem Worte: „bête comme la paix“ gegeißelt — war nur ein mit teuren Opfern erkaufter Waffenstillstand, der Pariser Friede eine schwere Niederlage. Frankreich verlor an England Kanada und Indien „durch sein Unvermögen, seine Macht weithin über See geltend zu machen“.[4]) Seit dem Tage von La Hogue bildet das maritime Ringen der beiden Staaten eine lange Reihe englischer Triumphe; in den Gewässern von Trafalgar ist nach einem Ausspruch des französischen Admirals Réveillère das Glück Napoleons versunken. So erntete England die Früchte seiner frühzeitigen Einsicht, daß eine wahrhaft universale Stellung nur noch der Nation zu erringen und zu behaupten möglich sei, welche die See beherrscht. Ludwig XIV. hatte sein Spiel verloren, weil er

---

[1]) Mesnager an Torcy, 13. Oktober 1711; bei Legrelle, a. a. O., VI 46.

[2]) Lavisse, Hist. générale, VII 97.

[3]) Essai sur la marine et le commerce (Paris 1743) 134 ff.

[4]) Mahan, Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte (Berlin 1896) 351.

diese Umwandlung nicht in ihrer vollen Bedeutung und Stärke erkannte, Napoleon, der sie erkannte, scheiterte daran, daß er diese maritime Überlegenheit nicht zu erlangen vermochte.

Und damit ist noch nicht alles gesagt. Wir dürfen es heute aussprechen: im Zeitalter der spanischen Erbfolge oder durch dieses wenigstens veranlaßt, vollzog sich wirtschaftlich und politisch der Rücktritt des romanischen Elementes von seiner bisher behaupteten prädominierenden Machtstellung.[1]) Damit gelangt eine große weltgeschichtliche Entwickelung zum Abschluß, eine andere größere setzt ein, oder deutet sich wenigstens an. Mit dem Aufsteigen Englands zur Herrschaft über die Meere geht die Führung der politischen, kommerziellen und moralischen Welt an die germanische Rasse über. In diesen großen Zusammenhang gestellt, gebührt selbst den beiden napoleonischen Epochen nur episodischer Charakter.[2])

Von einem Abschluß dieser Bewegung kann heute weniger als je die Rede sein. Zwar widmet sich Frankreich bereits seit sieben Jahrzehnten mit wachsendem Eifer in offener oder geheimer, aber fast stets innerlich empfundener Rivalität zu England[3]) der Aufgabe, ein neues Kolonialreich von gewaltigen Dimensionen zu gründen, und ist zumal während der dritten Republik von Erfolg zu Erfolg geschritten, allein wie weit Umstände und Anlagen ihm gestatten werden, diese Gebiete wirtschaftlich recht nutzbar zu machen, bleibt abzuwarten.[4]) Andererseits hat sich in Amerika aus der englischen Ackerbaukolonie eine neue Nation angelsächsischen Charakters herausgebildet, welche, abseits liegend von den Konflikten des

[1]) Roscher setzt etwas später ein. Für ihn hat sich erst durch den 1739 beginnenden Krieg „für immer die Frage entschieden, ob in der Kolonialwelt die germanischen oder die romanischen Stämme herrschen sollten".

[2]) Wenn J. Bernays, Weltalter und Weltreich; in: Deutsche Revue, VIII 1 (1883), zwei Weltepochen unterscheidet: die griechisch-römische bis zur Völkerwanderung, die französische bis 1870; so heißt das bezüglich des zweiten Punktes die Dinge doch gar zu sehr von dem engen europäischen Gesichtspunkte aus betrachten.

[3]) Darcy, France et Angleterre. Cent années de rivalité coloniale (1903).

[4]) Über diese Frage an anderer Stelle.

europäischen Kontinents, aber doch eine stete Bedrohung für dessen Besitzungen in Amerika bildend, außerdem durch Lage und natürliche Hilfsquellen zum Welthandel berufen, dieselben Vorteile genießt, die einst England über die Mächte der alten Welt erhoben hatten. Um das Zehnfache hat sich im Laufe von 80 Jahren Amerikas Handel gesteigert. Und einen ganz analogen Aufschwung nahm seit der Gründung des Reiches die kommerzielle Entwickelung Deutschlands, das, mit weitem Abstand in den Wettlauf der Kolonialmächte eingetreten, sich heute anschickt, die Schwelle einer neuen, in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvollen Ära seiner Geschicke zu überschreiten.

Mehr und mehr treten damit in der Gegenwart die einst für das Festland maßgebend gewesenen Elemente und Streitfragen zurück hinter denen einer wahren Weltpolitik. Es beginnt sich zu erfüllen, was Friedrich List bereits vor 60 Jahren forderte: Die Großen müssen größer, die Kleinen kleiner werden. Innerlich Verwandtes sucht sich fester zusammenzuschließen. Wir sind Zeugen einer panslavistischen und alldeutschen, einer englisch-imperialistischen und latinisch-unionistischen Bewegung.[1]) Erscheinungen, an die noch vor zwei Jahrhunderten kaum ein Mensch zu denken wagte, wie sehr sie eigentlich auch in der natürlichen Tendenz der damals anhebenden Entwickelung lagen. Das System mehrerer sich balancierender Kräfte ist dabei noch immer die Grundlage aller Politik. Jetzt wie einst. Aber auf einen unendlich größeren Schauplatz übertragen. In Europa war das Gleichgewicht durch die Utrechter Verträge und ein Jahrhundert später durch den Wiener Kongreß festgelegt worden. Heute sind die Streitobjekte größere geworden; es gilt, so weit möglich, das Gleichgewicht auf dem Erdball herzustellen.

* * *

Wir haben zuerst die kontinental-politischen Folgen des Zeitalters der spanischen Erbfolge, danach die universell-politischen

[1]) Bekanntlich ist auch bereits in der Theorie das Projekt einer europäischen Union gegen die amerikanische Gefahr erwogen worden. Vergl. Novicow, La fédération de l'Europe (1903).

und wirtschaftlichen darzulegen unternommen. Es bleibt noch der begreiflicherweise weit geringere Anteil zu bestimmen, der jener Epoche in der Fortbildung rein geistiger und kultureller Ideen gebührt. Auch hier sei gestattet, im einzelnen weiter auszuholen.

Einst war dem Umsichgreifen des Imperiums durch die junge germanische Kraft Halt geboten worden. Diese hat dann die römische Welt zerschlagen, auch England germanisiert. Dem Papsttum gebührt der Ruhm, und es hat damit eine seiner großartigsten Leistungen vollbracht, beide Länder durch friedliche Eroberung in den Kreis des christlichen Europas und seiner Kultur eingeführt zu haben. Von Deutschland geht später der übermächtige Angriff gegen die alte Kirche aus. Mit der Reformation setzte jene unablenkbare Grundströmung ein, welche die sittliche Befreiung des Individuums von dem despotischen Zwange des theokratisch-autoritativen Systems als vornehmstes Ziel erkennt. Man hat hierin das größte Geschenk Luthers an die Nation erblickt. Allein zunächst erwies sich Deutschland doch unfähig, die reifen Früchte des Baumes zu pflücken, der auf seinem Boden und aus seiner besten Kraft erwachsen war. „Die Versenkung des gläubigen Gemüts in Gott — sagt Treitschke — führte zur Tatenscheu, zur Abkehr von den Kämpfen des Lebens", politisch vollends ist die Reformation zunächst nur — um mit einem Ausdruck Himlys zu reden — „un nouveau ferment de désunion" geworden. Den Zeiten der Flut folgte der Tiefstand des 17. Jahrhunderts. Trotz des ziel- und selbstbewußten Emporstrebens der jungen brandenburgischen Staatsbildung ist nichts unrichtiger, als, wie jüngst geschehen, diese trostlose Zeit als eine Epoche des Aufschwunges zu betrachten. Von einem zweckbewußten nationalen Zusammenfassen der politischen Machtfaktoren war man in dieser Blütezeit des sich autokratisch gebärdenden Kleinfürstentums ebenso weit entfernt, als von einer der Gesamtheit zugute kommenden Auslösung individueller sittlicher Kräfte. Statt dessen gewannen auf allen Gebieten des Lebens fremde der deutschen Volkstümlichkeit feindliche Einflüsse die Herrschaft.

So war der individualistische Gedanke von dem deutschen Mutterboden ins Ausland geflüchtet; zuerst nach Holland — „der

Niedergang der deutschen Reformation erklärt den Aufgang der niederländischen Republik“ [1]) — dann über den Kanal nach England. Hier traf er in der längst bestehenden freien Auffassung vom Staatswesen und -leben günstige Vorbedingungen an. Dem angeborenen Streben des Angelsachsen nach scharfer Definition und Formulierung des persönlichen Rechtes entgegenkommend, durchdrang er das gegenseitige Verhältnis von Staat und Individuum. Sich selbst unbewußt gingen hier zwei Ideenkreise ineinander über. Die schicksalsschwere Folge war die Erhebung der religiösen und politischen Individualität gegen die autoritative Stellung des Königtums, bis zur letzten tragischen Verwirklichung des Zwinglischen Wortes: „Cum deo potest deponi“. Den friedlichen Abschluß brachte dann das glorreiche Jahr 1688 und daran anschließend die neue Umbildung der Geister. Der sozialen Revolution folgte die moralische.[2])

Daß die individualistische Unterströmung über die absolutistischen Tendenzen der königlichen Gewalt siegte, hat das Streben Englands nach der maritimen Herrschaft sehr wesentlich gefördert, oder sogar seine Realisierung überhaupt erst ermöglicht. In dem individuellen Streben zu selbständiger freier Ausgestaltung der Persönlichkeit dürfen wir vielleicht den größten Vorsprung erblicken, den die angelsächsische Rasse vor der im 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts mehr als je dem Autoritätsprinzip gehorchenden französischen und spanischen Nation voraus hatte, als sie an die Aufgabe einer Kolonisation allergrößten Stiles herantrat. In jedem Falle hat jenes Moment erfolgreich beigetragen, der germanisch-protestantischen Kulturidee den voraussichtlich dauernden Sieg über die romanische zu sichern.

Etwa gleichzeitig mit der glorreichen Revolution, welche die Errungenschaften der ersten Revolution erweiterte und befestigte, setzte die Rückströmung dieser Ideen nach dem Kontinent ein. Dabei war die praktische politische Einwirkung zunächst nur gering. Die Institutionen des staatlichen Organismus waren zu

[1]) Treitschke, Histor. u. polit. Aufs., II 418.
[2]) Vergl. Taine, Histoire de la littérature anglaise, III (1863) 5 ff.

eng mit der Geschichte und dem eigentümlichen Geiste Altenglands verwachsen, um auf dem Kontinent sofort tieferem Verständnis zu begegnen.

Empfänglicheren Boden fanden die staatsrechtlichen Theorien, in denen John Locke die Erfahrungen des englischen Verfassungslebens verallgemeinerte. Zuerst und am meisten in Frankreich, wo sich die führenden Geister, dann die Organe der öffentlichen Meinung mit steigender Leidenschaft auf die Beschäftigung mit den politischen Wissenschaften, vor allem mit den natürlichen Grundlagen des Staates warfen. Das letzte Ende war auch hier die freilich viel radikaler durchgeführte Revolution.

Auch am deutschen Geiste ist die von England am Ausgang des 17. Jahrhunderts ausstrahlende Aufklärung nicht spurlos vorübergeschritten. Nur liegen hier die Wirkungen auf anderem Gebiete: nicht dem allgemein politischen, sondern philosophischen Empfindens.

Unter den starken Einwirkungen englischer und französischer Geistesentwickelung sind die Deutschen „das weltbürgerlichste aller Völker" geworden. Ein gefährlicher Ruhm, der ihnen zeitweise die beste Kraft ihres Volkstums gekostet hat. Der Charakter des deutschen Volkes — erklärt Lessing — besteht darin, daß es keinen Nationalcharakter besitzt. So gänzlich hatte sich alles infolge der Vaterlandslosigkeit der letzten Jahrhunderte von der Politik abgewandt, daß noch am Anfang des 19. Jahrhunderts unseres Volkes größter Genius sagen konnte, da es den Deutschen versagt sei, eine Nation zu gründen, sollten sie sich desto mehr individuell zu Menschen bilden. Wir wissen, daß Goethe, indem er so sprach, die politische, nationale und moralische Kraft verkannte, welche Friedrich der Große in seinem Preußen geschaffen hatte. Noch dasselbe Jahrhundert erbrachte den Beweis, daß dem deutschen Geiste beides möglich sei: in dem großen politischen Ganzen aufzugehen und doch seine sittliche Eigenart immer freier auszugestalten. So ist es für Treitschke „das reichste der neuen Geschichte" geworden, da es „die Saat des Zeitalters der Reformation erntete".

Der innere Prozeß jener Umwandlungen im Reiche der Ideen und Anschauungen, wie er sich während des 18. Jahrhunderts vollzog, hat in seinem Ausgangspunkte mit der politischen Frage der Erbfolge doch mehr als nur chronologische Verwandtschaft. Er wurde erleichtert und beschleunigt eben dadurch, daß Wilhelm die englische Nation als einheitliches Ganzes in die Politik einfügte, und hiermit zugleich, wenn auch gewiß absichtslos, dem geistigen Gesichtskreis des Festlandes näherte. Daß er aber jenes that, war wiederum das Ergebnis der von ihm am klarsten und tiefsten empfundenen Notwendigkeit, die Hegemonie Frankreichs zu brechen oder wenigstens einzuengen. Insofern besteht wohl auch hier ein allerdings bedingter, aber doch ursächlicher Zusammenhang.

Dasselbe dürfen wir von einer anderen geistigen Bewegung sagen.

Als ein Religionskampf auf Leben und Tod hatte sich der Dreißigjährige Krieg mit der gewaltsamen Gegenreformation angekündigt. Doch in dem gleichen Grade, als das Kriegsfeuer um sich griff, verlor sich dieser ursprüngliche Charakter. In der Zeit, da der „Löwe aus Mitternacht" eine neue, die an Großtaten reichste Phase des Kampfes eingeleitet hatte, wurden da und dort Religionskonvente abgehalten, um die kirchliche Spaltung zu beseitigen oder wenigstens die Grundlagen für den friedlichen Fortbestand der Bekenntnisse zu gewinnen. Allein sofort mit der Verbreitung jener auch durch Hemming, den „praeceptor Daniae" und Hugo Grotius beeinflußten vermittelnden Vorschläge seitens der Helmstedter Synkretisten unter Georg Calixt erhob sich in beiden Lagern eine erbitterte Opposition dagegen.

Nach dem Frieden wandte man sich der Frage mit erhöhtem Nachdruck zu. Männer wie Johann Philipp von Mainz und Boyneburg griffen sie auf, Leibniz und Molanus folgten nach.[1])

Wir kennen die eifrigen, mit einer gewissen Hartnäckigkeit wiederholten, vermittelnden Bemühungen des Bischof Rojas, des-

[1]) Vergl. G. Preuß, Die kirchlich-politischen Wiedervereinigungsbestrebungen im 17. Jahrhundert; Vossische Ztg. 1896, Nr. 263, 264, Sonntagsbeilage 23, 24; auch für das Folgende.

gleichen die häufigen Versuche Leibniz', auch Frankreich in die allgemeinen Bestrebungen hineinzuziehen. Wenn sich Leibniz hierbei selbst an Bossuet wandte, den Mann, der damals allen als das überragende Haupt des französischen Klerus galt, geschah es gewiß nicht, wie dessen Biograph, de Bausset annimmt, aus Verlangen nach dem Ruhme einer literarischen Fehde mit dem großen gallikanischen Bischof.[1]) Noch weniger teilte er den Standpunkt eines Justus Lipsius, der von sich selbst bekannte: Omnis religio et nulla sunt mihi unum et idem. Ihm wie allen Beteiligten ist es heiliger Ernst gewesen; „für die tieferen und ernsteren Geister war Kirchenfriede und Union die Sehnsucht des Zeitalters.“[2]) Allein mit Ludwigs unerhörtem Angriff auf den französischen Protestantismus wurden die Versuche, den versöhnlichen Tendenzen der Helmstedter Schule durch Schrift und Rede zum Siege zu verhelfen, wieder weitab vom Ziele verschlagen, und als sie dann von neuem aufgenommen, ihre Fäden sogar nach England spannen, ergab sich zuletzt doch, gerade aus der besseren Erkenntnis der gegenseitigen Anschauungen, ihre unvereinbare Divergenz. Mit aller Klarheit erkannte man, daß durch gelehrte theologische Traktate dem Kern der Sache nicht beizukommen war. Die Gedanken an jene Einigung flackern in der Folgezeit hier und da zwar immer wieder empor, allein vielleicht nie wieder sind sich die Bekenntnisse so nahe getreten.

Für die Idee gegenseitiger Duldung waren jene theoretischen Bestrebungen nicht umsonst gewesen, so sehr sie sich auch hinter den großen Weltbegebenheiten verloren. Hierzu trat die sich immer nachdrücklicher aufzwingende praktische Notwendigkeit, die große Politik nach anderen Gesichtspunkten als dem der Gemeinsamkeit theologischer Dogmen zu betreiben.

---

[1]) Der Briefwechsel L.'s mit Bossuet hierüber befindet sich in den Werken L.'s, herausgeg. von Foucher de Careil (2. Ausg., 1867), vollständiger, aber nur bis 1695 reichend, in der Ausgabe von Klopp, Bd. VII (1873). Vergl. jetzt auch die allerdings ganz ausschließlich französisches Material benutzende These von Saint-Martin, Essai sur la correspondance entre Bossuet et Leibniz ou tentative de réconciliation entre catholiques et protestants (Nimes 1902).

[2]) Vergl. Erdmannsdörffer, I 500.

Roscher[1]) hat den höfischen Absolutismus Ludwigs in Gegensatz gestellt zu dem konfessionellen Philipps II., eine Auffassung, die nicht ohne sehr gewichtigen Widerspruch geblieben ist.[2]) Wenn wenigstens die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Staatsleitung Frankreichs einen gewissen Fortschritt in der Durchbrechung jenes politischen Systems aufweist, welches in dem konfessionellen Gegner ohne weiteres auch den politischen erblickte, war es das Verdienst der drei großen Männer, die vor Ludwig des Landes Geschicke geleitet und im wohlverstandenen eigenen Interesse Frankreich zu einem „avocat de la tolérance“[3]) gemacht

---

[1]) Zum ersten Male findet sich seine, von ihm und anderen oft wiederholte Dreiteilung der absoluten Monarchie in Schmidts Allgemeine Zeitschrift für Geschichte, VII (Berlin 1847): Umrisse zur Naturlehre der drei Staatsformen, 450 ff.

[2]) Vergl. Koser, Die Epochen der absoluten Monarchie in der neueren Geschichte; in: Hist. Zeitschr., LXI (1889) 246 ff. In Übereinstimmung damit die treffenden Bemerkungen bei Schmidt, Allg. Staatslehre, II 2, 620, Anm. 1. Von Interesse ist der Hinweis bei Matter, Hist. des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles, II (1836) 329 ff., auf die Übereinstimmung der Instruktion Ludwigs XIV. mit jener Karls V. und Philipps II. An anderer Stelle (II 150) urteilt Matter sogar, „L. XIV est le type de l'art de régner renouvelé de Phil. II.“ Noch in seiner Politik etc. a. a. O., Cap. III 250 ff.: Hauptarten der absoluten Monarchie, hat Roscher die alte Dreiteilung beibehalten.

[3]) „Henri IV, Richelieu, Mazarin, n'étaient ni des théologiens, ni des philosophes: la pensée de soumettre la politique de l'État à un dogme ou à un principe abstrait répugnait absolument à leur pensée;“ Sorel, a. a. O. I 282. — Über Heinrichs IV. Religionspolitik s. neuerdings Faurey, Henri IV et l'édit de Nantes (Bordeaux 1903). Den zeitgenössischen Gegnern galt Richelieu, der Verbündete Hollands und der deutschen Protestanten, als „der Papst der Hugenotten und der Patron der Atheisten“. Kein Geringerer als Cornelius Jansen hat deshalb im zweiten Buche seines Mars Gallicus (s. o. S. 4 Anm. 3) die Politik Richelieus angegriffen. Die Holländer seien Rebellen gegen ihren König (Cap. III S. 207 ff.). Ihr Krieg gegen Spanien sei ein Religionskrieg (X, 249 ff.), ebenso wie jener der Protestanten und Schweden (XII, 266 ff.). Ludwig XIII. müsse daher die mit ihnen geschlossenen Allianzen brechen, sei es auch zum Nachteil des Staates (XVI, 289). Weit richtiger erfaßte Rohan die politische Situation, wenn er in seinem oben zitierten Essay De l'interest des Princes etc., als erstes Interesse Spaniens den Kampf gegen den Protestantismus, als erstes Interesse

hatten. Heinrich IV. hatte ohne religiöse Skrupel die Allianz mit den deutschen Protestanten aufgerichtet. Während des Dreißig-

Frankreichs aber den Kampf gegen Spanien bezeichnete. — Über R.'s religiöse Auffassung und deren Einfluß auf seine Politik herrscht noch heute wenig Übereinstimmung. Hanotaux sieht in ihm „un vrai prêtre, croyant comme tout le monde l'était en ce temps-là" (a. a. O. I 7), der dabei allerdings auch den Politiker zu Worte kommen ließ. Ähnlich urteilt d'Avenel; auch Grant, a. a. O. I 205. Hauser nennt ihn „ni sceptique ni foncièrement intolérant" (Grande Encycl. XXVIII, 644). Für Roscher (Politik, 267 f) ist er vor allem der Mann der Toleranz. Am weitesten geht Perrens, Les libertins en France au XVII^{e} siècle (1896), der ihm (p. 94 ff.) eigentlich alle religiöse Überzeugung abspricht, ihn aber dafür als „apôtre de tolérance" rühmt (p. 99 ff.). Den entgegengesetzten Standpunkt vertritt Fagniez, der R.'s Politik mit Vorliebe Motive des Glaubens unterlegt, vor allem im Kampfe gegen die Hugenotten. Hier wird er schwerlich viel Zustimmung finden. R. hat allerdings die äußerlichen Religionsübungen mit Gewissenhaftigkeit innegehalten (vergl. seine Mém. I, bei Petitot X, Not. 102). Aber für seine Politik beweist das nichts. Die Hugenotten bekämpfte er jedenfalls, wie schon oben (S. 4, Anm. 3) bemerkt, als politisch nicht als religiös opponierende Partei. Vergl. auch den geistvollen Aufsatz von Praet, Le cardinal de Richelieu; in: Essais, a. a. O. I, 279—357, bes. 308: „Ce qui lui importait, c'était de détruire l'hérésie en France comme opposition". . . . „Le politique et même le guerrier l'emportaient chez lui sur l'homme d'Église, l'ambitieux sur le croyant." Er selbst hat betont, daß die Regierung keinen Unterschied zwischen Hugenotten und Katholiken mache (Ssymank; in: Hist. Viertelj. II 63), und an anderer Stelle den Kampf gegen die ersteren ausdrücklich mit den Worten charakterisiert: „Il n'est pas question de religion, mais de pure rébellion." Ihre Religion wollte R. nicht antasten. Über seine tolerante Gesinnung besitzen wir schon aus seinen jungen Jahren Zeugnisse, die wir doch nicht verwerfen dürfen. So in seiner Rede als Bischof von Luçon an die Etats Généraux 1614. Hier verurteilt er gewalttätiges Vorgehen gegen die Protestanten, sofern sie selbst Frieden halten. „Nous ne pensons à eux que pour désirer leur conversion et l'avancer par nos exemples, nos instructions et nos prières qui sont les seules armes avec lesquelles nous les voulons combattre." Und später schrieb er in seinen Instructions à Schomberg (1617): „En matière politique un Français huguenot vaut mieux qu'un Espagnol catholique." Vergl. Parrot, Fancan et Richelieu. Le problème protestant sous Louis XIII (Montbéliard 1903) 13 ff., 18. Nur scheint mir Parrot die Gefahr, welche die hugenottische Selbständigkeit für eine starke französische Staatsgewalt in sich schloß, zu unterschätzen (vergl. p. 77 ff.). Bezeichnend für R.'s Auffassung ist noch eine andere Äußerung wohl aus

jährigen Krieges ist es in der Tat „ein paradoxes Schauspiel gewesen, die Hugenotten im Bunde mit den ultramontanen Spaniern, den Kardinal Richelieu im Bunde mit dem Protagonisten des Protestantismus Gustav Adolf zu sehen".[1]) In der Folgezeit sind Richelieu wie Mazarin die getreuen Verbündeten des protestantischen Holland gegen die spanischen Glaubensgenossen gewesen; der erstere hat mehrfach die Hand über den Kanal England entgegengereicht und die Bewerbung des protestantischen Prinzen von Wales um Henriette Maria von Bourbon, die Schwester Ludwigs XIII., begünstigt,[2]) der letztere sogar sich mit dem „Königsmörder" Cromwell in einer sehr bedeutsamen Allianz geeinigt.[3])

---

seiner großen Zeit, „daß nur zuweilen bei den Völkern, nie bei den Regierenden religiöse Sympathien das bestimmende gewesen sind". Ich finde das Wort so zit. bei Erdmannsdörffer, Zur Geschichte und Geschichtschreibung des Dreißigjährigen Krieges; in: Hist. Ztschrft., XIV 1 (1865) 16 f. — Über die Aufnahme des Ediktes von Nantes im französischen Volke vergl. übrigens Frank-Puaux, Les précurseus français de la tolérance au XVII^{e} siècle (1881).

[1]) Vergl. Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, II (München 1901) 849; Matter, a. a. O., II 245, weist noch auf das Bündnis Karls I. mit den Hugenotten von La Rochelle hin, bezeichnet allerdings alle diese Tatsachen als „honteuses aberrations des trois premières puissances de l'époque".

[2]) Vergl. Vivier, La question de l'alliance anglaise sous le ministère de R. Ambassade extraordinaire du marquis de Sennesterre à Londres (April 1635 — August 1637); in: Séances de l'Acad. des sciences mor. et polit. CXXI (1884), 243—67, 557—73; und ders., La politique extérieure du cardinal de R. Projets d'alliance avec l'Angleterre; in: Rev. des quest. hist. XLV (1889) 481—528.

[3]) Hassal, Mazarin (London 1903) 135 nennt die englische Allianz „one of the master strokes of Mazarin's policy". — Cromwell ist um derselben Allianz willen bekanntlich oft und bitter getadelt worden, weil er dadurch das Machtstreben Frankreichs gefördert habe. Ist er aber zu diesem Bündnis und überhaupt zu seiner äußeren Politik mehr durch einseitigen religiösen Eifer und Haß gegen das katholische Spanien oder durch großartige Kolonialpläne veranlaßt worden? Ranke, SW. XVII 146 (ähnlich 204) meint, in C.'s Politik sei der protestantische Gedanke maßgebend gewesen für Krieg und Frieden. Nicht ganz so weit geht Stern, Gesch. der Revol. in England (Berlin 1881) 276 ff. Darüber hinaus Harrison, Oliver Cromwell (London 1890) 280: „Cromwell's foreign policy had one consistent aim: to form a great Protestant Alliance"; ähnlich bezeichnet Seeley, Hist. of the British Policy, II

Auch hier bedeutet die Epoche Ludwigs wahrlich keinen Fortschritt. Mit der Aufhebung des Ediktes von Nantes hatte Ludwig den Schatten eines sterbenden Zeitalters heraufbeschworen und sich wieder „auf die Bahn der spanischen Ideale begeben". Uns

(1896) 46 die protestantische Union unter Englands Führung als Hauptprinzip der gesamten Politik. Mit großer Entschiedenheit tritt dieser Ansicht Beer entgegen: „Cromwell's economic policy"; in: Political Science Quarterly XVI (Newyork 1901) 582—611; XVII (1902) 46—70. Er resumiert: „The fundamental motives for his policy were economic, and only to a minimum degree were his actions influenced by the Protestant Interest" (ebenda XVII 47). Diese Auffassung geht gewiß viel zu weit. Vielmehr sind offenbar beide Momente, sich gegenseitig beeinflussend, bald vorwärts treibend, bald hemmend, in C. mächtig gewesen. Das religiöse beherrschte sein Herz, das wirtschaftliche seinen Verstand; jenes gehörte einer überwundenen Vergangenheit, dieses einer hoffnungsvollen Zukunft an. So war er durchaus ein Mann der Übergangszeit mit allen ihren uns heute schwer begreiflichen Widersprüchen, und es ist daher keineswegs so paradox, wie es scheint, wenn Mitsukuri (a. a. O. 92) sagt: „Obwohl Fanatiker, war C. ein durchaus praktischer Kopf." Vortrefflich hat diese seltsame Doppelseite seines Wesens Firth charakterisiert: „Looked at from one point of view, he seemed as practical as a commercial traveller; from another, a Puritan Don Quixote"; Oliver Cromwell (London 1900) 389. Auch Firth bezeichnet dabei aber doch als die kräftigere Richtung bei C., „to maintain and to spread the Protestant religion" (S. 370; vergl. auch ders., Diction. of Nat. Biogr. XIII 177 f., 180, 183). Ebenso Morley, Oliver Cromwell (London 1900) 455. Auch C.'s bedeutendster Biograph, Gardiner, betont aufs stärkste die Vermischung religiöser und wirtschafts-politischer Motive, ohne zu verkennen, daß in letzter Zeit die letzteren im Steigen begriffen waren. C. stand „as a mediator between them" (Hist. of Commonwealth and Protectorate II (London 1897) 87 (vergl. auch ders., C.'s place in History; London 1897). Der strenge puritanische Standpunkt hat C. vielfach den richtigen Einblick in die Strömungen der festländischen Politik geraubt. Er übersah, daß der Westfälische Friede das Zeitalter der Religionskriege beendet hatte. So ist seine Unionspolitik in der Tat ein Anachronismus gewesen. Daraus ergaben sich ihm dann die praktischen Irrtümer seiner Politik. Vergl. Gardiner, O. Cromwell; in: Histor. Bibliothek XVII (Münch. 1903) 188 ff., 193 f., 212 ff. S. auch Bischoffshausen, Die Pol. des Prot. O. Cr. in d. Auffassg. d. Staatssekr. Thurloe (Insbr. 1899), 17 ff., 36 f., 58 ff., 79 f. — Auf die Kenntnis des mir nicht zugänglichen Aufsatzes von F. W. Payn: Cromwell on foreign affairs. Together with four essays on international matters (London 1901) darf nach den Mitteilungen darüber in der Rev. crit. LIII (1902) 313 f. füglich verzichtet werden.

erscheint es heute wie der Versuch einer historischen Rückwärtsbildung. Allein der Pfeil prallte auf den Schützen selbst zurück, die Wirkungen der Maßregel für das innere Leben Frankreichs sind weltbekannt. Sie wurden kaum weniger verhängnisvoll für seine äußere Machtstellung. Ludwigs Vorgehen gegen die Protestanten hat die katholische Welt nur noch weiter von ihm entfernt. Man sah ein, daß diese Tat nicht aus katholischem Glaubenseifer, sondern aus jenem Geiste der Überhebung und Gewalttätigkeit geboren worden war, der immer unverhüllter als das eigentlich Charakteristische des französischen Königtums hervortrat. Um so mehr als inzwischen der Gedanke der Toleranz in der Politik mächtig fortgeschritten war.

Jean de Witt äußerte gelegentlich im Jahre 1667, die Spanier — die damals noch am zähesten an der überwundenen mittelalterlichen Denkungsweise festhielten — wollten lieber von den Katholiken vergewaltigt, als von den Protestanten gerettet werden.[1]) Schritt für Schritt, ganz in dem gleichen Verhältnis, als es in Frankreich seinen Todfeind erkennen lernte, hat Spanien diesen Standpunkt aufgegeben. Die Allianz des Jahres 1673 darf als das erste große europäische Bündnis zwischen katholischen und protestantischen Mächten bezeichnet werden. Als später der Oranier nach Britannien übersetzte, um das katholische Königtum zu stürzen, ließ der spanische Gesandte im Haag Messen lesen für das Gelingen dieser gewaltigen Tat,[2]) in sieben schweren Kriegsjahren haben dann spanische Regimenter unter Wilhelms Führung gegen den allerchristlichsten König gestritten. Man weiß, welchen harten inneren Kampf es noch der Bigotterie Kaiser Leopolds gekostet hat, ehe er sich zu den Verträgen mit den protestantischen Seemächten entschließen konnte.

So half der Streit um „das größte Erbe, das jemals zur Erledigung gekommen war", die Brücke schlagen zur politischen Verständigung der heterogensten religiösen Elemente. Glaubens-

[1]) Vergl. Noorden, a. a. O. I 13.

[2]) So berichtet wenigstens J. Macpherson, Original papers containing the Secret History of Great Britain I (London 1775) 301.

fragen hörten auf, das vornehmste Ziel der Völker und Fürsten zu sein. Wo die politischen Interessen zusammenstimmten, traten die religiösen Unterschiede allmählich völlig in den Hintergrund. Man griff nach der unterstützenden Hand, ohne lange zu fragen, ob sie einem Glaubensgenossen gehöre.

Auf der Schwelle des 18. Jahrhunderts erhebt sich die Idee der Toleranz.

Hatte man bisher mit Vorliebe religiöse Fragen erörtert, so war das in dem Jahrhundert nach der Reformation nur natürlich. Die Flut war zu hoch gegangen, als daß sich die Brandung anders denn ganz allmählich verlieren konnte. Zudem hatte Glaubenssachen jeder mit seinem Gewissen abzumachen, Kriege führen dagegen und Verträge schließen galt als die Aufgabe der Herrschenden. Für ein todeswürdiges Verbrechen hat es Thomas Morus in seiner Utopia erklärt, Staatsangelegenheiten in der Öffentlichkeit abfällig zu beurteilen.

Das wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wesentlich anders.

Mit der sich sehr allmählich, aber unwiderruflich vorbereitenden Entscheidung von gar nicht zu übersehender Tragweite fällt das Anwachsen eines anderen Faktors zusammen, der sich ein Jahrhundert später zu einer internationalen Großmacht der Massen erheben sollte.

Man hat die „bleuets“ und „livrets“, jene interessanten Pamphlete und Einzelzeitungen aus der Zeit Richelieus, die, obwohl zumeist polemischen Inhalts, doch auch gelegentlich bereits Relationen über große Weltbegebenheiten enthielten und vielfach in ganz unaufgeklärter Weise bis in die Gemächer des Königs drangen, als die französischen Vorläufer der periodischen Zeitungen bezeichnet,[1]) deren erste, die bekannte Gazette de France, welche

[1]) Vergl. Fagniez, L'opinion publique et la polémique au temps de Richelieu; in: Rev. des quest. hist. LX (1896) 422—484, mit Literaturangabe über die livrets. Auch die beiden Männer, die nacheinander das Vertrauen R.'s genossen, der unglückliche Fancan und Pater Joseph, haben sich publizistisch auf das regste in Angriff und Verteidigung betätigt. Für

Ludwig XIII. selbst unter ihre gelegentlichen Mitarbeiter zählte, seit dem Jahre 1631 erschien.[1])

Viel weiter zurück als in Frankreich reichten die Anfänge der Presse, und zwar zunächst der handschriftlichen Wochenblätter in Deutschland. Man hat sogar von einer politischen Zeitungskorrespondenz und -industrie während der Reformation gesprochen und als die bedeutendsten Repräsentanten Männer wie Scheurl, Camerarius den Älteren und Melanchthon bezeichnet.[2]) Während aber Holland, das Zentrum und die Seele der europäischen Diplomatie, das Refugium aller um ihrer Religion oder Politik willen verfolgten, das Land, wo „ein jeder seine herzliche Meinung ungescheut heraussagte, gedenkende, daß man in einer freien Republik auch eine freie Zunge haben müßte",[3]) im Laufe des 17. Jahrhunderts in seinen Gazetten von Rotterdam, Leyden, Amsterdam und anderen bereits Zeitungen von weiter Verbreitung gründete und unterhielt,

---

des ersteren schriftstellerisches Wirken vergl. Gelley, Fancan et la politique de R. (1884); Parrot, Fancan et Richelieu. Le problème protestant sous Louis XIII (Montbéliard 1903); für letzteren Desdouvres, Le Père Joseph polémiste, ses premiers écrits 1623—26 (1895) und ders., Le Père Joseph diplomate: I, le Mercure d'Estat ou recueil de divers discours d'Estat, 1634; in: Rev. d'Hist. dipl. XII (1898) 80 ff., und II, Mém. de quelques discours politiques escrits sur diverses occurences des affaires et guerres etrangères, ebenda 317 ff. Vergl. auch Fagniez, a. a. O.; in: Rev. d'Hist. dipl. XIV (1900).

[1]) Das Erscheinungsdatum der ersten Nummer ist nicht bekannt; Hatin, Hist. polit. et littéraire de la presse en France, I (1859) 72 hat dafür den 30. Mai berechnet.

[2]) Vergl. Grasshoff, Die briefliche Zeitung des 16. Jahrhunderts (Leipzig 1877) 10 ff. Dazu das immer noch sehr lesenswerte Werk von R. Prutz, Geschichte des deutschen Journalismus, I (Hannover 1845); Droysen, Zur Quellenkritik d. deutsch. Gesch. d. 17. Jahrh.; in: Forsch. z. deutsch. Gesch., IV (1864) 15 ff.; Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse; in: Arch. f. Gesch. d. deutsch. Buchhandels, III (Leipzig 1879); Stieve, Über die ältesten halbjähr. Zeit. etc.; in: Abh. d. hist. Klasse d. k. b. Ak. d. W. XVI, 1 (1881) 177 ff.; Salomon, Gesch. d. deutsch. Zeitungswesens, I (Oldenb. 1900); Stieve, Die Entwickelung des Zeitungswesens; in: Abhandl., Vortr. u. Reden (Leipzig 1900) 52 ff.

[3]) Valckenier, Das verwirrte Europa, I 355; zit. bei Haller, Die deutsche Publizistik in den Jahren 1668—74 (Heidelberg 1892) 6.

blieben auch die gedruckten Wochenblätter in Deutschland infolge der harten Zensur fast ausschließlich Blätter lokalen Charakters. Trotzdem wäre es ganz irrig, daraus etwa auf ein geringeres Interesse des deutschen Volkes an den großen Zeitereignissen zu schließen. Ein scharfsichtiger Beurteiler des 17. Jahrhunderts sprach vielmehr sein Erstaunen über dessen Neugier aus, zu erfahren, was der König in Frankreich, der Papst und der Sultan mache; „obwohl sie dies so wenig angeht, als zu wissen, ob in dem Monde Menschen oder Geister wohnen".[1]) Aber die Zeitungen brachten infolge der Zensur, dann wohl auch, weil ihren Herausgebern das erforderliche Maß politischer Einsicht mangelte, nur die einlaufenden Neuigkeiten in dürftiger Aufzählung ohne jede persönliche Reflexion. Kritik und tendenziöse Auslegung der Ereignisse blieben den viel mehr verbreiteten und gelesenen Flugschriften überlassen, deren Anonymität oft die bedeutendsten europäischen Staatsmänner verdeckte.

Gerade die Epoche Ludwigs XIV. ist naturgemäß besonders reich an derartigen Erzeugnissen. Eine wahre Flut von Deduktionen und Traktaten, Pamphleten und Manifesten, offenen oder versteckten literarischen Verteidigungen und Angriffen schlägt dem Betrachter dieser Zeiten entgegen. Am höchsten gingen die Wogen in den letzten zwei Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, besonders nach der zweiten Revolution in England.[2]) Großes war damals bereits geschehen, größeres wähnte man bevorstehend. Mit bisher nur bei wenigen politischen Fragen gleich lebhaft hervorgetretenem Interesse wandten sich die breiten Volkskreise der Betrachtung und Beurteilung der spanischen Frage zu. „Ganz Europa — sagt Macaulay — war in die französische, die österreichische und die bayerische Partei geteilt. Die Streitigkeiten dieser Parteien wurden täglich an jedem Orte erneuert, wo von Stockholm bis Malta und von Lissabon bis Smyrna Menschen zusammenkamen."[3]) Das ist sicherlich sehr starke rhetorische Übertreibung.

[1]) Opel, a. a. O. 266.

[2]) Vergl. Holtzendorff, Wesen und Wert der öffentlichen Meinung (München 1879) 23.

[3]) Gesch. von England, XI 141.

Allein in dem immer lauter und leidenschaftlicher geführten Kampfe der Ansichten, in Widerspruch und Zustimmung ist ein mächtiges Anschwellen der öffentlichen Meinung, wachsende Anteilnahme an auch räumlich ferner liegenden politischen Begebenheiten unverkennbar. Ein Grund dafür lag schon in der Größe und Beschaffenheit des Objektes, um welches der Streit entbrannt war. Dasselbe Reich, mit dem man bereits seit Generationen den höchsten Begriff von Macht und Reichtum zu verbinden gewohnt war, lag hilflos am Boden, gigantisch selbst noch in seinen Trümmern, und die Welt haderte um das Erbe. Gewiß ein außerordentliches Schauspiel, voller Tragik und menschlicher Teilnahme wert.

Da die spanische Frage im Vordergrunde des allseitigen Interesses stand, kamen Presse und Flugschriften dem Bedürfnis der Leser nach neuen Informationen hierüber entgegen, indem sie aber andererseits allen ihnen zukommenden Gerüchten und Mitteilungen, Verhandlungen und Projekten breiten Raum gewährten, steigerten sie den inneren Anteil der Völker an der Lösung der auf Europa lastenden Aufgabe. Das Verhältnis war also ein natürlich reziprokes.

Ehedem hatte die Türkenfrage den wichtigsten Inhalt der Relationen und Korrespondenzen gebildet.[1]) Sie verlor an Interesse im selben Grade, als sie aufhörte, das Abendland unmittelbar zu bedrohen, und zu einer lokal österreichischen Angelegenheit herabsank. Das im Westen aufsteigende Gewitter bewegte in seinen fabelhaften Dimensionen die Herzen naturgemäß weit mächtiger und unmittelbarer, als wenn weit hinten in der Türkei die Völker aufeinander schlugen. Mit der ganz allgemeinen, menschlich so begreiflichen und natürlichen Anteilnahme an dem Ungewöhnlichen und Großen verband sich die mehr individuelle Sorge um die Zukunft; voll unruhiger Spannung harrte die Welt kommender Dinge.

In tausendfältiger Wechselwirkung erhob sich im 17. und 18. Jahrhundert die öffentliche Meinung auf das Niveau der großen politischen Tat. Nur dem späteren Beobachter sichtbar, vollzog sich die Entstehung und allmähliche Verdichtung jener undefinier-

[1]) Grasshoff, a. a. O. 26; Stieve, Abh. d. Ak., a. a. O. 235.

baren Kraft, welche Sorel einmal als die „atmosphère européenne“ bezeichnet hat. Auch im Fortgange dieses Prozesses bedeutete das Zeitalter der spanischen Sukzession eine wichtige Etappe. Am Vorabend der großen Revolution konnte dann Necker ahnungsvollen Geistes bereits von der öffentlichen Meinung als der unsichtbaren Macht sprechen, die ihre Gesetze bis in die Paläste der Könige gibt.

* * *

Alles in allem genommen erscheint uns heute die Erbfolgefrage als Kernpunkt eines historischen Gesamtvorganges, welchem sich oft sehr gegensätzliche Faktoren und Motive, die einen ganz, die anderen zum Teil, entweder sofort oder in ihren späteren Folgen ein- und nebenordnen. Neue Entwickelungsgänge eröffnen sich, alte Streitfragen, auf die breitere Basis dieses großen Zusammenhangs gestellt, gewinnen andere Formen. So vielseitig ist der Reichtum der Elemente, daß die „große Frage“ jene in wechselnden Kombinationen scheinbar willkürlich bald aufgreift, bald fallen läßt. Ursprünglich ein sehr künstlich und fein gesponnenes Werk ehrgeizig berechnender Staatskunst, gewann sie allmählich eine ganz eigentümliche Kraft und Fähigkeit, sich aus sich selbst heraus weiter zu entwickeln und zur Geltung zu bringen. Gerade in dem ihr ganz unwillkürlich innewohnenden Bestreben, alles andere in ihre Kreise zu ziehen, charakterisiert sie sich als welthistorische Epoche. Große Probleme hat sie gelöst, für andere, deren Erledigung der Zukunft vorbehalten blieb, den Anstoß gegeben. So gleicht sie der durch den ins Wasser geschleuderten Stein erzeugten Wellenbewegung mit der Tendenz, sich immer weiter und weiter auszudehnen. Unterstützt wurde diese Tendenz der Verbreiterung, wie wir sahen, durch die dispositionelle Energie der Zeit, dem einer Bekämpfung der französischen Universalmonarchie überall günstigen Stimmungsuntergrund der europäischen Kabinette. Selbst die Bedeutung des größten Ereignisses dieser Zeit, des Sturzes der „divine viceregency“ durch die glorreiche Revolution, beruht zunächst auf seiner in unserer Frage richtungbestimmenden Wirkung, zum mindesten wurde es von den Zeitgenossen so gut

wie ausschließlich „aus dem Gesichtspunkte der internationalen Interessen und des europäischen Gleichgewichtes“ betrachtet.[1])

Was wir unter dem Namen der spanischen Erbfolgefrage zusammenzufassen gewohnt sind, ist demnach ein an Inhalt und Mannigfaltigkeit unendlich reiches, äußerst kompliziertes System von Ideen und Begebenheiten, welches, aus schwacher Wurzel entsprungen, in seinen Folgen und seiner weitverzweigten Verästung bis in die neuesten Zeiten herüberragt. Von solcher Erkenntnis ausgehend, dürfen wir den Kampf um die spanische Sukzession, diesen „letzten Akt des zweihundertjährigen westeuropäischen Kriegsdramas“, in den Mittelpunkt eines ganzen Zeitalters stellen, ihn vielleicht sogar als die erste wahrhaft universelle Frage bezeichnen. Er ist zu Ende gegangen und vor uns steht eine andere Welt, von Grund aus umgestaltet in ihren staatlichen Verhältnissen, vielfach verändert aber auch in ihren geistigen und wirtschaftlichen Zielen.

---

[1]) Vergl. Széczen, Englands politischer Einfluß auf dem Kontinent; in: Deutsche Revue, VIII 2 (1883) 396.

Erstes Buch.

Die Ursprünge der spanischen Erbfolgefrage und ihr erstes Herantreten an Bayern.

Kapitel I.

Die Kaiserwahl Leopolds I.

A. Die Sendung Vautortes und der Tod Kaiser Ferdinands III.

Die Politik Bayerns im 16. und 17. Jahrhundert ist mehr als die irgend eines anderen weltlichen deutschen Territoriums von religiösen oder wenigstens kirchlichen Momenten beeinflußt und geleitet worden. Durch sein angestammtes Fürstenhaus sowie den siegreichen Einfluß vereinzelter fremder Elemente sah es sich von der reformatorischen Bewegung schon in deren ersten Phase ferngehalten. Unmittelbar später trat es in ausgesprochensten Gegensatz zu ihr. In dem dumpfen Zeitalter kirchlich-politischer Reaktion war es diesseits der Berge die glaubensstarke Säule des Papsttums gewesen.[1]) Anfang des 17. Jahrhunderts gelang es ihm sogar, die katholisch-deutsche Welt, soweit sie nicht zur Hausmacht Habsburgs gehörte, in seiner leitenden Hand zusammenzufassen.

Damit war allerdings ein Punkt gegeben, wo bei aller Einheit der kirchlichen Ziele die Interessen der beiden damals ersten Häuser des Reiches möglicherweise aufeinanderstoßen konnten. Ein anderes schien hinzuzukommen. Die freilich nicht immer sehr stolzen Erinnerungen an Ludwig den Bayern und Rupprecht von der Pfalz waren doch dem Gedächtnis ihrer Nachkommen nie völlig

---

[1]) Als „columna catholicae religionis" ist Bayern später einmal bezeichnet worden; vergl. Donnersbergs „Rationes pro et contra" etc.; in: Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswissensch. VI (1891) 75.

entschwunden. Kaum Einer aus dem regierenden Hause Bayern, an den nicht schon während des 16. Jahrhunderts in dieser oder jener Gestalt das lockende Projekt einer Erneuerung des wittelsbachischen Kaisertums herangetreten wäre.[1]) Wenn sich Wilhelm V. kurze Zeit hindurch jenem Gedanken zuneigte,[2]) scheint auch Frankreich nicht ohne allen Anteil daran gewesen zu sein.[3]) Mit

[1]) Im 16. Jahrhundert scheint sogar bereits eine bayerische Kaiserprophetie aufgekommen zu sein. Vergl. G. F. Maßmann, Bayerische Sagen, I. Der Untersberg (München 1831) 10, 60 ff. Dazu s. Voigt, a. a. O. 176 ff.; Kampers, a. a. O. 149 f.; Huber, Die Sagen vom Untersberg (Salzb. 1897) 54. Auffallend ist übrigens „Der Kurfürst von Bayern" in dieser Sage vom Jahre 1529! Sehr klar scheint mir der Sinn der Stelle gerade nicht zu sein.

[2]) Vergl. Riezler, Gesch. Bayerns IV (Gotha 1899) 633, 655f. Wie sehr die Kenntnis von dem Streben Wilhelms V. nach der Kaiserwürde unter den Zeitgenossen verbreitet war, dafür s. neben Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse seit dem Anfang des 16. Jahrh., I (Passau 1839) 69, besond. Stieve, Briefe u. Akten IV 221 f., 269. Allerdings galt manchem schon damals Frankreich als Mitbewerber; Schr. des Don Guillen de San Clemente an Philipp II., 29. Aug. 1594; Stieve ebenda 467.

[3]) Die Stelle aus Sullys Oeconomies royales (Petitot, Serie II, Bd. VI 421; Michaud, Serie II, Bd. III 119), welche als Beweis hierfür Pfanner, Hist. pacis Westphalicae anführt, gehört in der Tat, wie Aretin (vergl. Riezler, V 46) vermutet, zu einer späteren Zeit. Moritz von Hessen, welcher danach in seinen Briefen an Heinrich IV. von dem Entgegenkommen des Bayernherzogs (Maximilian nicht Wilhelm) spricht, hatte erst Oktober 1602 von dem Könige in Paris die Erlaubnis zu diesbezüglichen Verhandlungen an den deutschen Höfen erhalten. Vergl. Rommel, Correspondance de Henri IV avec Maurice le Savant (Paris 1840): Pièces concernant le voyage du landgrave à Paris et ses entretiens avec le Roi; bes. 77 f. Ferner Relation Johanns, Grafen von Nassau, an Kurpfalz vom 23. Novbr. 1605; bei Ritter, Briefe und Akten, I 460 f. Auch bei Anquez, Henri IV et l'Allemagne findet sich nichts über eine Unterstützung der Kandidatur Wilhelms durch Heinrich IV. Ebensowenig in der wichtigen zeitgenössischen Arbeit von Palma Cayet, Chronologie novenaire contenant l'hist. de la guerre sous le règne de Henri IV; Petitot, Bd. XLI—XLIII. Möglicherweise aber doch in einem der zahlreichen Werke Jacques Bongars'. Die obige Angabe gründe ich auf eine ganz bestimmte Mitteilung in einem Traktate Le Drans, betitelt Histoire des traittez conclus entre la France et les Électeurs de Bavière depuis l'avénement du Roi Henri IV à la Couronne de France jusqu'en 1726 (Marginalvermerk: fait en 1728 par Mr. Le Dran), Aff. Étr. Mém. et Doc., Bavière I. Daselbst heißt es: Guillaume, qui

der Regierungsübernahme des jungen Maximilian I. begann die umschauende französische Politik Bayern allmählich enger und enger zu umkreisen, um den rüstig aufstrebenden Kurstaat, wie dessen Räte bald erkannten, „ganz und gar von Spanien und dem Hause Österreich zu trennen", und für ihre eigenen, auf die Schwächung Habsburgs gerichteten Pläne zu gewinnen. Vielleicht war es nur die sehr gerechtfertigte Besorgnis, durch allzu energisches Eintreten zu Gunsten des glaubenseifrigen katholischen Vorkämpfers im Reiche die politischen Beziehungen mit den protestantischen Fürsten zu gefährden oder wenigstens zu trüben, welche Heinrich IV. hinderte, die von ihm wiederholt in Vorschlag gebrachte wittelsbachische Kandidatur[1]) auch durch kräftige und

devint duc de Bavière en 1579, estoit par sa mère Anne d'Autriche petit fils de l'Empereur Ferdinand I^er^, toutesfois il entra en negociation avec le Roy Henri IV pour tascher d'oster à la Maison d'Autriche la dignité Impériale et les Royaumes de Hongrie et de Bohème, à condition quil lui seroit donné des seûretéz pour son élection à la dignité de Roy des Romains et pour le faire succeder à l'Émpire après la mort de l'Emp.^r^ Rodolphe second, mais ces projets furent inutiles." An anderer Stelle, in dem mehrfach zit. Mém. sur la part etc. begnügt sich Le Dran mit der Konstatierung: „Cette alliance [Albert V. mit Anna] unit si étroitement les Maisons d'Autriche et de Bavière que les efforts qui fit en différens tems le Roy Henri IV pour engager les Ducs de Bavière à aspirer à la Dignité Impériale furent entièrement inutiles" (fol. 14).

[1]) Über den ersten Fühler Frankreichs 1598 s. Stieve, IV 366; ders., Abh. d. Ak. XV 1, 73; Riezler, V (1903) 45. Bei letzterem auch zusammenfassende Darstellung der diesbezüglichen Verhandlungen von 1600—1605. Dazu noch Baudrillart, a. a. O., Rev. des quest. hist. XXXVII 422; Anquez, a. a. O. 143 f. Im Juli 1606 hat Landgraf Moritz von Hessen den Gedanken bei Maximilian auf eigene Faust erneut angeregt; Stieve, V 880. Wenn Sully in seinem grand dessein Heinrich am Ende seiner Tage die Absicht unterlegt, Maximilian das Kaisertum zuzuwenden (vergl. Wolf, Gesch. Maximilians I. und seiner Zeit, II [München 1807] 540 f.), so war wenigstens diese Angabe nicht aus der Luft gegriffen. Am 1. September 1609 berichtet Cardenas von H. IV.: „A quien procura, es el duque de Baviera"; Ritter, Briefe und Akten, II 362. Daß auch sonst Bayern als Bewerber galt, dafür s. Gutachten des spanischen Staatsrats, 5. Dezbr., ebenda II 503; auch 514 Anm. — Am 13. Januar 1610 berichtet Cardenas schon viel dringender und bestimmter: „Aseguranme, va

umfassende diplomatische Aktionen zu fördern.[1]) Um so mehr, als er auch bei Maximilian wenig Gegenliebe fand. Die erste Anregung wohl noch gemächlich bei Seite legend, dann unter der Einwirkung des väterlichen Willens und allmählich erwachenden persönlichen Ehrgeizes sich tiefer in die Idee hineinlebend, ist der Bayernherzog zuletzt doch durch die Unwahrscheinlichkeit des Gelingens, die Gewißheit einer schweren Schädigung des katholischen Glaubens und des Reiches davor bewahrt worden, offen und nachdrücklich als Bewerber hervorzutreten.[2]) Als trotzdem im Jahre 1617, diesmal von kurpfälzischer Seite, abermals die Anregung

muy adelante la correspondencia que este rey tiene con el duque de Baviera y el elector de Colonia, y que se aprieta el procurar este rey, sea rey de Romanos el de Baviera. Y le ofrece, le asistirá, y el a este rey el acudille y, debaxo de nombre de los rumores presentes, apretar, en biendose con fuerças, sele haga en su persona la elecion"; ebenda, III 30. Den an den lothringischen Hof abgehenden Mr. de la Clielle hat dann Heinrich, „ayant consideré qu'il n'y en a point de plus propre et digne d'estre proposé que le duc Maximilian", im März ausdrücklich instruiert, den Herzog heimlich auf Bayern hinzuweisen; ebenda 162.

[1]) Stieve, XV 1, 102 ist geneigt anzunehmen, daß es Heinrich mit der Kandidatur Maximilians kein rechter Ernst gewesen sei. Interessant ist es immerhin, zu sehen, daß der Bayernherzog derselben Ansicht war. Am 22. Mai 1610 machten die bayerischen Kommissarien auf dem Adjunktentage der Liga in München von diesen Absichten Frankreichs Mitteilung, mit dem Zusatz: „Dies wäre wohl nur bloß darum geschehen, um Bayern und Österreich dergestalt an einander zu hetzen, daß eines das andere destruieren müßte"; Wolf, Gesch. Maximilians I., II 556. Trotzdem möchte ich, besonders im Hinblick auf die eben zitierte Instruktion an der Aufrichtigkeit Heinrichs festhalten.

[2]) Es ist uns überliefert, daß Albrecht V. dem ihm die Kaiserkrone anbietenden sächsischen Kurfürsten August erwiderte: „Ich will lieber Herzog von Bayern bleiben, als Euer Narr werden." Er war sich bewußt, daß Bayern zu schwach sein würde, die Last des Kaisertums zu tragen. Dieselbe Erwägung hat später Ferdinand Maria geleitet (s. u. 121, Anm. 3). Auch in Maximilian ist sie mächtig gewesen (Riezler, V 46), daneben und hauptsächlich aber noch ein anderes vielfach verkanntes Motiv. Maximilian fühlte sich als „champion de la foi catholique", dem der Gedanke durch Auflehnung gegen den Kaiser den Katholizismus zu schwächen und dem türkischen Erbfeinde in die Hände zu arbeiten, wie Verrat an der ihm heiligen katholischen Sache erschienen wäre; vergl. Baudrillart, a. a. O.

einer bayerischen Bewerbung an den Münchener Hof gelangte, war der Kurfürst, der auf der Höhe seines Lebens die wahre politische Weisheit vor allem in der Vorsicht erblickte, sicherlich sofort entschlossen, der Versuchung zu widerstehen. Nur zum Schein hat er, während fast gleichzeitig der projektereiche Herzog von Savoyen den unierten Fürsten seine Waffenhilfe um den hohen Preis der Kaiserkrone anbot, die auch von pfälzischer Seite nicht ohne arglistige Hintergedanken geführten Verhandlungen fast bis in die Stunde der Wahl Ferdinands II. hingezogen.[1]) Selbst als sich in der ersten Sturmflut des großen Krieges zwei Männer von der führenden Stellung und Bedeutung eines Richelieu und Papst Urbans VIII. zur Verwirklichung des wittelsbachischen Kaiserprojektes die starken Hände reichten, versagte sich Maximilian, wiewohl nach Kräften bemüht, Frankreich „in guter Affektion zu konservieren", abermals der ihm zugedachten Rolle. Sein Gewissen und seine Pflicht „als guter Deutscher und dem Kaiser treu ergebener Reichsfürst" stellte er, der sein Verhältnis zum Reichsoberhaupte trotz verstimmender und bitterer Erinnerungen aus alter Zeit und eigener trüber Erfahrungen stets in tief religiösem Sinne erfaßte, wiederholter Lockung entgegen. Dem ausdrücklich ohne Präjudiz des kurfürstlichen Eides geschlossenen Defensivvertrage vom Mai 1631 versagte er daher gerade die von Frankreich angestrebte Spitze gegen Österreich. Von Anfang an ohne innere Kraft und weitreichende Geltung sollte diese Allianz aller irgendwie bedeutsamen Konsequenzen ermangeln. Und wenig später, als der siegreiche

422; Stieve, Abh., Vortr. etc., 178. Treffend Riezler: „Tiefste Ehrfurcht und Gehorsam gegen den Kaiser waren ihm religiöse Pflicht und über dem Ruhm seines Hauses stand ihm das Interesse der katholischen Kirche" (V 45; ähnlich 268 f. u. a. a. O.).

[1]) Vergl. Wolf, IV (fortges. von Breyer) 190—212, 221 ff.; Erdmannsdörffer, Herzog Karl Emanuel von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1619 (Leipzig 1862) 99 ff.; Heigel, Quellen u. Abhandl., II (1890) 2 ff.; Ritter, Die pfälzische Politik und die böhmische Königswahl von 1619; in: Hist. Zeitschr. LXXIX (1897) 252, 263 f.; Stieve, Kurf. Maximilian I. von Bayern; in: Abhandl., Vortr. u. Reden (Leipzig 1900) 177 f. (Allg. D. Biogr., XXI 8); Ritter, Deutsche Gesch. im Zeitalter der Gegenreform. u. des 30jähr. Krieges, II 441, III 19; Riezler, V 118 ff., 127 ff.

Schwede im Lande stand, wies Maximilian das französische Angebot eines separaten Stillstands zur hohen Genugtuung des Kaisers mit „einer rechtschaffenen heroischen Erklärung" zurück. Freilich sollte es dabei nicht verbleiben. Seitdem rein weltliche politische Machtzwecke den nach Maximilians inbrünstigem Empfinden heiligen Kampf für den Glauben abgelöst hatten, fand sein feuriger Kriegseifer keine Nahrung mehr. Nur um den Frieden zu beschleunigen, verstand sich der deutsch fühlende Fürst, dessen ehrliches Bemühen es durch Jahrzehnte gewesen, den Franzosen wie den Hispanier vom Boden des Reiches fern zu halten, schließlich sogar dazu, Frankreichs Ansprüche auf den Elsaß bei den Friedenskonferenzen zu unterstützen. Noch in der letzten Phase seiner Entwickelung sah der grauenhafte Krieg, der im wechselvollen Sturm und Streit eines Menschenalters alle Verhältnisse durcheinander warf, alte Gegensätze ausglich, neue Spannungen hervorrief, eine vorübergehende Trennung der kurbayerischen Waffen von denen des Kaisers. Aber auch dabei ist nicht persönliche Rivalität oder gar traditioneller Haß gegen Habsburg Maximilians Triebfeder gewesen, sondern der wahrlich verständliche Wunsch, sich die Frucht des opfervollen Krieges zu sichern und, da sich infolge der kaiserlichen Forderung, Spanien in den definitiven Frieden einzuschließen, der Abschluß der Verhandlungen zu verzögern drohte, wenigstens dem eigenen Lande die letzten Schrecken des langsam niederbrennenden Kriegsfeuers zu ersparen.[1])

[1]) Über die Beziehungen Frankreichs zu Bayern während des 30jähr. Krieges s. die Literaturangabe bei Döberl, a. a. O. 25, und bei Rast, Die bayerische Politik in den Jahren 1640—45. 1 Kap. Die bayer.-franz. Konferenz in Einsiedeln (Jahresber. des Gymnasiums in Ansbach 1900/01). Vergl. ferner Gregorovius, Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser (Stuttgart 1879); in gewissem Gegensatze dazu Charvériat, Politique d'Urbain VIII pendant la guerre de trente ans (1623—44); in: Mémoires de l'Academie des sciences . . . de Lyon XXII (1884) 5 ff. Dazu die wichtigen neuen Arbeiten Riezlers: Bayern und Frankreich während des Waffenstillstands 1647, S. B. der Münch. Akad. d. Wissensch. (1898), II 493 ff., und: Die Meuterei Johanns von Werth 1647; in: Hist. Ztschr., LXXXII (1899) 38 ff. u. 193 ff., und Pfülf, Beitr. z. Gesch. d. bayerisch. Friedensbestrebungen an der Neige des 30jährigen Krieges; in: Stimmen aus

An der Beendigung des größten aller modernen Kriege, unter dessen Geißel sich Deutschland fast verblutet hatte, gebührt Maximilian ruhmwürdiger Anteil. Nicht am wenigsten der Unterstützung Frankreichs verdankte er dafür den hohen Kampfpreis.

Maria Laach LVI (1899) 521 ff. Eine Fülle neuer Nachrichten enthält ferner die spanische Publikation: Correspondencia diplomática de los Plenipotenciarios Españoles en el Congreso de Munster 1643—1648; in: Coleccion de documentos inéditos para la Historia de España, LXXXII (1643—1646), LXXXIII (Januar 1647 — Oktober 1647), LXXXIV (Oktober 1647 — 1650). Über die beiden spanischen Gesandten bei dem Kongresse, Peñeranda und Saavedra Fajardo (zugleich berühmter politischer Schriftsteller) vergl. nach bisher unbekannten Dokumenten Savine, Les premiers plénipotentiaires espagnols au congrès de Münster; in: Rev. du Monde Catholoque, CXXIII (1895) 54 ff. — Die oben im Text gegebenen Sätze beruhen auf dem Meisterwerke Riezlers, Bd. V; vergl. 267 ff., 283 f., 336 ff., 353 ff., 363 ff., 376 ff., 394 ff., 413, 427 f., 500 ff., 539 ff., 558 ff., 589 ff., 594 ff., 607 ff., 625 ff., 646 f., 676 ff. In seinem Mémoire sur la part etc., a. a. O. hat Le Dran den Gesandtschaften und Verhandlungen Marchevilles, Charnacés und Bagnis (dessen italien. Korresp. mit Max. in: Aff. Étr. Corresp. Bav. Suppl. I, 1156—1686, nach Riezler auch k. b. St. A. 488/2) über die bayerische Kandidatur eine kürzere Darstellung gewidmet. Er gibt die Antwort Maximilians auf die Anträge Charnacés Anfang 1629 (Riezler, V 338) offenbar auf Grund der Berichte Ch.'s mit den Worten wieder: „Le Duc de Bavière avoit parû écouter les propositions de Sa Majesté cependant il ne pust se déterminer à entrer entièrement dans ses vües et il repondit que les Électeurs avoient fait connoistre que leur intention estoit d'empescher entièrement la Sucoession perpetuelle à la Dignité Impériale. Que si cependant il se faisoit ou se devoit faire une élection d'un Roy des Romains, il estoit évident par la loy de l'Empire jurée et publiée, qu'un ni deux Électeurs ne pouvoient en aucune façon empescher l'élection, mais que la plus grande quantité et le plus grand nombre de voix prévaloit comme il avoit parû dans l'élection de l'Empereur regnant; que pareillement les loix et les conventions jurées deffendoient qu'aucun des Électeurs séparement et à l'insçû des autres traitast à part de l'affaire de l'élection, à qui faisoit que cela estoit deffendu presentement à l'Électeur de Bavière. Que cependant l'intention unanime et la ferme resolution des Électeurs Cath.es aussy bien que de ceux de l'autre Religion estoit de ne consentir et de ne concourrir à aucune Élection que l'on n'eut auparavant posé les armes, et que la tranquillité ne fust retablie" (fol. 25). Weniger ausführlich, im wesentlichen aber doch damit übereinstimmend sind die Mitteilungen in Le Drans Histoire des traittez etc. a. a. O. ebda., Bavière I fol. 8 ff.

Allein hierin lag andererseits keinerlei bindende Entscheidung für die Zukunft. Der auf dem Wege mühsamen Kompromisses zu stande gekommene Frieden, den noch ein volles Jahrhundert als „himmlisches Geschenk, als eines der staunenswertesten Denkmäler diplomatischer Arbeit" preisen sollte, hatte eine durchaus neue Ordnung der Dinge geschaffen; er hatte auch den deutschen Territorien nach allen Richtungen hin die volle Freiheit ihrer politischen Aktion zurückgegeben; früher eingegangene Verpflichtungen waren mehr oder weniger erfüllt, die durch den Krieg und für dessen Zwecke geschaffenen Verbindungen allenthalben gelöst worden.

Für Frankreichs eben erst neu begründete politische Stellung zum Reiche gewann Bayerns zukünftige Haltung erhöhte Bedeutung. So suchte Mazarin, welcher den inneren Verhältnissen und der Entwickelung des Reiches naturgemäß noch tieferes Studium und umfassendere Beachtung zuwenden mußte, als es sein großer Vorgänger getan hatte, die Beziehungen zu dem an Machtmitteln und politischem Ansehen mächtig erstarkten Kurstaate wieder auf festere Grundlage zu stellen.[1]) Das war der Zweck der resultatlos verlaufenen Sendung Vautortes im Jahre 1649 gewesen.

Verweilen wir einen Augenblick bei deren Betrachtung. Sie ist in einem Punkte für unsere vorliegende Frage von einzigartiger Bedeutung. Seine Instruktion schrieb Vautorte vor, den Kurfürsten darauf hinzuweisen, daß im Falle des Aussterbens der männlichen Linie in Spanien das Herzogtum Mailand nicht auf die weiblichen Erben übergehen könne. Unter der Voraussetzung einer Verständigung in dieser Frage hatte der Gesandte dem Kurfürsten lohnenden Landerwerb in Aussicht zu stellen. Worin dieser bestehen sollte, ist nicht ausdrücklich gesagt, doch läßt der Zusammenhang mit Deutlichkeit erkennen, daß damit Mailand selbst gemeint war,[2])

[1]) Die Hoffnung auf einen zukünftigen engen Bund der beiden Staaten hatte Mazarin bereits in seinem den Frieden betreffenden Glückwunschschreiben an Maximilian vom 1. Januar 1649 ausgedrückt; Riezler, S. B. (1898) II 541, Gesch. Bayerns, V 655.

[2]) Instruction pour Mr. de Vautorte . .; Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France, VII Bavière (1889) 10.

welches Mazarin, wenn er es nicht für Frankreich erhalten konnte, in jeder Hand lieber sehen mußte, als in der eines Habsburgers.

Der leitende Minister eines Staates verheißt also hier für entsprechende Gegenleistung einem fremden Fürsten den freilich noch in weiter Ferne liegenden Gewinn von Gebietsteilen einer dritten Macht, ohne deren Kenntnis, — wie jener sehr wohl weiß, sogar im direktesten Gegensatze zu ihren eigentlichen Intentionen.

An und für sich eine bemerkenswerte Erscheinung; so weit wir sehen, die erste Ankündigung jenes skrupellosen politischen Geistes, der als höchste Steigerung des fürstlichen Absolutismus über fremde Länder vom Standpunkte des gegenseitigen dynastischen Vorteils und persönlicher Übereinkunft verfügte. Mehr als das: es ist der erste erkennbare Hinweis auf eine zukünftige Teilung der spanischen Monarchie.

Zum ersten Male wurden aber auch hierdurch Bayerns leitende Männer zum Nachdenken über eine ihnen bisher doch völlig fern liegende Konjunktur der Zukunft veranlaßt, zum ersten Male ist hier davon geredet worden, Bayerns Bündnis auf dem Wege einer vorteilhaften Gebietserweiterung aus dem spanischen Erbe zu erlangen. Für einen realistischen Politiker vom Schlage Maximilians konnte eine solche, zahllosen und unberechenbaren Zufälligkeiten unterworfene Aussicht nur wenig verlockendes haben, aber daß sie dem Kurfürsten überhaupt eröffnet wurde, zeigt, welche Pläne schon damals Mazarin weitausschauenden Geistes erwog. Und hiermit stehen wir an dem Wege, der uns ganz von selbst zu den Ursprüngen der Erbfolgefrage hinleitet.

Wir können über die längst bekannten, oft wiederholten Tatsachen, welche die Frage einführten, in aller Kürze hinweggehen.[1])

[1]) Vergl. die bekannten Werke von Lafuente, Historia general de España, XVI (Madrid 1856) 465 ff.; Mignet, Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV, I (Paris 1835), Introd. LIII ff. und Partie I, Section I, 3—70; Gädeke, Die Politik Österreichs in der spanischen Erbfolgefrage (Leipzig 1877) I 5 ff.; Klopp, Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover (Wien 1875) I 36 ff.; Legrelle, La diplomatie française et la succession d'Espagne, I (Paris

Der Verzicht auf die Krone Spanien, welchen Ludwig XIII. und seine Gemahlin Anna bei ihrer Vermählung geleistet hatten, war von den Kortes bestätigt worden und besaß nach aller, auch der Beteiligten Anschauung, bindende staatsrechtliche Kraft. Man kann nicht finden, daß Richelieu hierüber jemals anderer Ansicht gewesen sei. Ebensowenig Mazarin. Der schöpfte seine Hoffnungen nicht aus der Vergangenheit, sondern er baute sie auf die Zukunft.

Der Gedanke einer Vermählung des Dauphin mit der ältesten Tochter Philipps IV. reicht bis in beider Geburtsjahr 1638 zurück. Der erste Staatsmann Spaniens, der Herzog von Olivarès, sagte damals: „Gott will so wenig einen Krieg zwischen den beiden Kronen, daß er sogar zu gleicher Zeit dem Könige von Frankreich einen Sohn und seinem eigenen König eine Tochter geschenkt habe, gleichsam als Symbol einer höheren Einigung.“[1]) Olivarès hat an dem Gedanken einer friedlichen Verständigung durch Heirat festgehalten, trotzdem die Erfahrung lehrte, wie wenig die früheren ehelichen Verbindungen der herrschenden Häuser das feindselige Verhältnis der beiden Länder zu einander gemildert hatten.[2]) Anfang 1646 gab dann Mazarin diesem Gedanken den ersten staatsmännischen Ausdruck.[3]) Er ist damit der Schöpfer jener

1894) Chap. I, 3 ff. Auffallend ist, daß sich in keinem dieser Werke die Arbeit von Perrens, Les mariages espagnoles sous le règne de Henri IV et la régence de Marie de Médicis (Bd. I der Études sur le règne de Henri IV et la régence de M. de Médicis 1602—1615, Paris 1868) zitiert findet.

[1]) Opinión del Conde-Duque y proyecto de respuesta à la proposiciones de Richelieu; vergl. Cánovas del Castillo, Estudios del Reinado de Felipe IV, I (Madrid 1888) Apéndice VIII, 406.

[2]) „desde el punto mismo de nacer en Francia el Príncipe y la infanta en España, calculó ya aquel Ministro que su enlace podría ser una base de paz entre ambas Coronas, previendo lo que más de veinte años después aconteció con efecto, aunque no con las ventajas que se prometía, porque, á la verdad, duraron poco siempre las amistades acompañadas de matrimonios entre Francia y España. Vergl. Cánovas del Castillo, ebenda 318.

[3]) Es geschah in dem berühmten Mémoire an die französischen Gesandten in Münster (20. Januar), bei Mignet, Négociations relatives à la succession d'Espagne, I 33 f. Wie wenig Gewicht Mazarin einem etwaigen Verzicht beilegte, kennzeichnen die Worte: „L'infante étant mariée à sa

Idee geworden, welche das Schicksal eines halben Jahrhunderts bestimmen sollte.

Eine mächtige Verbündete für seine Heiratspläne fand der Kardinal, wie man weiß, in der Person der Königin-Mutter Anna,[1]) die zwischen ihrem alten und ihrem neuen Vaterlande gern einen friedlichen Ausgleich geschaffen hätte. Trotzdem schien bald darauf, infolge der Verlobung der Infantin Maria Theresia mit dem Erzherzog Ferdinand,[2]) das Spiel für Frankreich verloren, noch ehe es recht eigentlich begonnen hatte. Allein, wenn ein alter Spruch Habsburgs weltumspannende Größe als die Konsequenz glückbringender Heiraten bezeichnete, so ist dem Hause Bourbon wenigstens in der spanischen Erbfolgefrage mehrfach der Tod in wirksamer Weise zu Hilfe gekommen. Am 9. Juli 1654 starb der junge, inzwischen zum römischen König erhobene Ferdinand.[3]) Nach zwei Richtungen: in der Frage der spanischen Heirat wie der deutschen Kaiserwahl eröffnete das unerwartete Ereignis dem Pariser Hofe weite und verheißungsvolle Perspektiven.

Mazarin hat fast gleichzeitig an beiden Punkten eingesetzt. Im Sommer 1656 verhandelte sein bester Diplomat in Madrid

---

majesté, nous pourrions aspirer à la succession des royaumes d'Espagne, quelque renonciation qu'on lui en fît faire, et ce ne serait pas une attente fort éloignée, puisqu'il n'y a que la vie du prince, son frère, qui l'en peut exclure.“ Nicht ganz korrekt zit. bei Gädeke, Die Politik Österreichs in der spanischen Erbfolgefrage, I 7. Der hier erwähnte Bruder der Infantin war der 1629 geborene, uns durch das berühmte Reiterporträt Velaquez' wohlbekannte Prinz Balthasar. Er starb übrigens noch im selben Jahre 1646. Vergl. über ihn Legrelle I 9, n. 3.

[1]) Legrelle, a. a. O. I, 11.

[2]) Klopp, a. a. O. I 37. Ob eine offizielle Verlobung stattfand, steht allerdings nicht fest. Vergl. Pribram, Die Heirat Kaiser Leopold I. mit Margaretha Theresia von Spanien; in: Arch. f. österr. Gesch., LXXVII (1891) 323. Die spanischen Staatsratsprotokolle über die Vermählungsfrage in den Jahren 1654—57 befinden sich Sim. A. 2953. Sie gaben mir auch keine Entscheidung der Frage.

[3]) Man beobachtete zahlreiche Naturerscheinungen, die auf den Tod gedeutet wurden. Vergl. die Finalrelation Nani's bei Fiedler, Fontes rerum Austriac. II, Bd. 27, 4. Derartige Phänomene pflegten sich damals immer sehr zur rechten Zeit einzustellen.

über die geplante Vermählung. Wie bekannt, scheiterte der Anlauf.[1]) Andererseits ließ der Gegenzug der Wiener Politik nicht auf sich warten. Frühjahr 1657 erschien in der spanischen Hauptstadt als kaiserlicher Gesandter Graf Lamberg mit dem Auftrage, um die Hand der Infantin für Kaiser Ferdinands zweiten Sohn, Leopold Ignatius, zu werben.

Das Verhältnis der beiden verwandten habsburgischen Linien ist während der ganzen Zeit ihres Bestehens meist ein freundschaftliches, oft ein intimes gewesen. Dabei erscheint aber doch in den wechselseitigen politischen Beziehungen der Kaiser oft als der gebende, Spanien als der empfangende Teil. Der französische Gesandte in Madrid, Bautru, spottete in seiner geheimen Unterredung mit Olivarès, am 27. November 1628, daß der kaiserliche Adler dem Könige von Spanien diene, wie dem Falkner der Falke, jener lasse diesen die Beute erjagen, um sie ihm dann zu entreissen.[2]) Der spanische Premierminister hatte damals den Vergleich mit Lachen angenommen. Nun schien der Wiener Hofburg der Zeitpunkt gegeben, sich für mancherlei Dienste durch

---

[1]) Am 24. September teilte Lionne den Mißerfolg an Mazarin mit. Das Schreiben bei Mignet, I 35 ff. Über die Verhandlung selbst vergl. Valfrey, Hugues de Lionne, ses ambassades en Espagne et en Allemagne (Paris 1881) 13—63. Chéruel, Hist. de France sous le ministère de Mazarin III (Paris 1882) 16 ff. Morel-Fatio, Recueil des Instructions, XI, Espagne (1894) 57—147. Ganz ergebnislos war die Sendung übrigens nicht. Die Heirat blieb Gegenstand des öffentlichen Interesses in Madrid; ebda., Introd., XII. In Wien hatte man von der Absicht Lionnes und ihrem Scheitern sofortige Nachricht. „Sopra ciò s'è saputo, che quando Lione andò l'anno passato a Madrid proponesse, come anco all'hora si penetrò, il matrimonio predetto, ma c'havesse in risposta, non potersi parlare di questo.“ Bericht Nani's, 2. Januar 1658; Venetianische Depeschen vom Kaiserhofe, I (bearb. von Pribram; Wien 1901) 94.

[2]) Mémoires du Cardinal de Richelieu; bei Petitot: Collection des Mémoires relatifs à l'histoire de France, XXIV (Paris 1823) 226 ff. Es ist wenigstens für diese Zeit gewiß nicht richtig, wenn Julio Uzed das Zusammengehen der spanischen Politik mit der österreichischen als für Spanien verhängnisvoll, als „l'erreur capitale du gouvernement d'Olivarès“ bezeichnet; vergl. La société espagnole sous Philippe IV; in: La Controverse et le Contemporain, Nouv. Sér. VI (Lyon 1886) 74.

die Verbindung mit der Infantin bezahlt zu machen. Allein der Sommer verging, ohne daß die Verhandlungen Lambergs zum Abschluß kamen.

Inzwischen nämlich waren Ereignisse eingetreten, welche jene andere Frage auf das tiefste berührten, für eine Zeitlang sogar in den Vordergrund der gesamten westeuropäischen Politik stellten. „Fast von dem Leichenbegängnis des Verstorbenen hinweg,“[1]) hatte der Wiener Hof nach König Ferdinand IV. Tode die Wahlcampagne eröffnet, da und dort bei den Kurfürsten versucht, für die Kandidatur Leopold Ignatius' Stimmung zu machen.

Allein dabei stieß er auf den gefährlichsten aller Gegner. Es legt das glänzendste Zeugnis ab von dem Geiste feuriger Aggressive, der das junge Frankreich erfüllte, daß Mazarin jetzt als wachsamer und gutgerüsteter Rival auf den Plan trat, um dem Hause Habsburg das Kaisertum zu entreissen, welches es durch die Macht jahrhundertelang geübter Gewohnheit fast als sein persönliches Privileg zu betrachten gewohnt war. „Wir unsererseits — schrieb er schon im Oktober 1654 an Marolles, den Gouverneur von Thionville, dem er die erste Nachricht von dem Vorgehen der Wiener Politiker verdankte — werden nicht schlafen, und nichts unterlassen, um jener Maßregeln zu durchkreuzen.“[2])

---

[1]) Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte a. a. O. I 200.

[2]) „Je vous remercie des avis que vous me donnez des diligences que faict l'Empereur auprez des Electeurs pour faire eslire son second fils roy des Romains. Nous ne nous endormirons pas, de nostre costé, et on n'oubliera rien pour rompre ses mesures;“ Mazarin an Marolles, 7. Oktober 1654, Lettres du Cardinal de Mazarin VI (par Chéruel, Paris 1890) 338. Vergl. auch Arndt, Zur Vorgeschichte der Wahl Leopolds I.; in: Hist. Aufsätze dem Andenken an Waitz gewidmet (Hannover 1886) 570 ff. Le Dran giebt ein Bild von der Auffassung Frankreichs über die Stimmungen im Reiche nach Ferdinands Tode. Es folge hier, obwohl es dem Kenner der Briefe Mazarins wenig neues sagt. „Les choses estoient regardées en france d'une manière bien differente et l'on y pensoit que les Princes d'Allemagne venant à connoistre leurs forces et à s'unir pour se délivrer du joug de la Maison d'Autriche qu'ils portoient depuis si longtemps, ils estoient capable de faire de puissants efforts, surtout étant assistés des tresors de la france qui leur seroient aussy liberalement ouverts par leur conserver le repos qu'ils l'avoient esté pour le leur procurer.

Und dem Worte folgte die That. Es ist längst bekannt, daß der Kardinal, wenn er es auch für gut befand, sein Spiel nach aussen hin gelegentlich zu verbergen, doch fast unmittelbar nachher anfing, die Wahl Bayerns energisch zu betreiben.[1])

On comptoit beaucoup sur l'Élect.r de Mayence et sur ses avis et on estoit persuadé que si le suffrage ou la voix de cet Électeur pouroient estre apris, les françois en seroient les maitres, à quelle somme qu'elle se montant veû mesme qu'il en avoit desja reçû des arrests.

A l'égard de l'Électeur de Cologne on estimoit qu'il suivroit le sentiment de celuy de Bavière, la proximité du sang dont il le touchoit et les raisons de famille et d'interest le requerant, et que quoyque l'Électeur de Bavière n'eust qu'une ambition mesurée qui se bornoit à tirer quelque chose de la Maison d'Autriche, il faudroit cependant avoir perdu le sens pour croire qu'il renonceast à la Dignité Impériale pour luy même. On craignoit seulement qu'il ne suivit trop les impressions de la Princesse sa Mère qui avoit toujours conservé un grand pouvoir sur son esprit et que l'on sçavoit estre plus disposée à suivre les interets de sa Maison que ceux de son fils.

Que l'Électeur de Treves n'auroit point d'autre volonté que celle de l'Électeur de Mayence duquel il dependoit entièrement et à qui il devoit sa fortune; qu'ainsy l'on faisoit un fondement assuré sur luy.

On comptoit aussy beaucoup en France sur l'Él. de Brandebourg à cause des assurances que le Roy de Suède avoit fait donner de l'affection de ce Prince pour cette Couronne.

Pour l'Électeur Palatin le Roy prenoit depuis longtems des mesures pour l'engager dans les interets de la France, et dez le mois de Juillet 1656 la Princesse Palatine Belle soeur de cet Électeur et un des Ministres de ce Prince avoient signé à Paris avec les Ministres du Roy un Traité pour trois ans. Par un des articles de ce Traité l'Él. promettoit de favoriser de tout son pouvoir tous les desseins de sa Majesté dans l'Allem. lesquels auroient pour but le bien et le repos de l'Empire et la conservation des droits et des libertés qui appartenoient aux Électeurs Princes et États de l'Empire."

[1]) Der Gedanke selbst ist wohl noch älter. „Schon im Sommer 1651 argwöhnte man auf kaiserlicher Seite Mazarins Plan, die Wahl des römischen Königs auf den bayerischen Kurprinzen zu lenken." Vergl. Riezler, S. B. II (1898) 541. Anfang September 1654 teilte Franz Egon von Fürstenberg kurz die Absicht von Köln, Trier und Brandenburg mit, Ferdinand Maria die Krone zuzuwenden. Vergl. Pribram, Zur Wahl Leopold I.; in: Arch. f. österr. Geschichte, LXXIII (1888) 171. Wenige Wochen später berichtete Wagnée wiederholt an Mazarin, daß Ferdinand Maria die besten Chancen habe, Kaiser zu werden. Vergl. Huisman, Essai sur le règne du Prince-Evêque de Liége Maximilien-Henri de Bavière (Brux. 1899) 66. Be-

Der Münchener Hof hatte inzwischen eine inhaltsschwere Wandlung durchlebt. Am 27. September 1651 starb Maximilian I. und mit ihm schied das größte administrative und politische Talent aus dem Leben, welches das Herrscherhaus der Wittelsbacher hervorgebracht. Anstelle des noch unmündigen Nachfolgers führte zunächst seine Gemahlin Maria Anna das Regiment, eine energische Dame, die Lust und Beruf zum Herrschen in sich fühlte, und, hierin übrigens den letzten Absichten des großen Toten getreu, als Schwester Ferdinand III. die Interessen Bayerns mit der Politik der Wiener Hofburg in Einklang zu bringen bestrebt war.

Darin lag das eine Hindernis für die Pläne Mazarins, ein zweites in der Friedensliebe des jungen Fürsten, dem Friedens-

merkt sei übrigens, daß eine Verhandlung des Landgrafen Georg Wilhelm von Hessen-Homburg in München im März 1655, wie Arndt, Zur Gesch. d. Wahl Leopolds I. (Hist. Aufsätze dem Andenken an Georg Waitz gewidmet, Hannover 1886) 574 f. und offenbar ihm folgend Döberl (a. a. O. 34) meinen, nach Pribram (Arch. f. österr. Gesch., LXXIII 174, Anm. 4 u. 177 f.) nicht stattgefunden hat. Das ergab sich wohl auch schon aus Joachim, Die Entwickelung des Rheinbundes vom Jahre 1658 (Leipzig 1886) 94. — Den Brief, den im folgenden Frühjahr der Landgraf in München dem Kurfürsten von Seiten Ludwigs überbrachte, geben wir als Anlage I. Bei der bekannten Unterhandlung Gravels und Homburgs (Juni 1656) hatte sich übrigens eine erwähnenswerte Geschichte zugetragen, welche eine alt bekannte deutsche Diplomatentaktik gut illustriert. Kurtz hatte beide zum Diner eingeladen; bei dieser Gelegenheit „il les fit boire jusques à estre, non pas entièrement yvres, mais fort lustics; Comm' il les vit en l'estat qu'il vouloit, il rompit la débauche, les mena dans une galerie et commencea à leur vouloir persuader qu'il estoit entièrement convaincu de ce qu'ilz luy avoient dit avant disner; qu'il falloit s'appliquer sérieusement à faire M.r de Bavière Emp.r; qu'il se mettroit, en son part.r, une couronne immortelle de gloire sur la teste, si cela estoit arrivé pendant son ministère, leur en fit de grands remerciements, tesmoigna qu'il ne sçauroit iamais payer l'obligation qu'il leur avoit, ni M. de Bav. non plus, et puis, commencea à les questionner sur les moyens qu'on auroit de mettrer à fin ce grand ouvrage, pour découvrir le secret de ce que chaque Électeur leur avoit dit. Le Pr. de Homb. donna d'abord dans le paneau, croyant l'avoir entièrement gaigné et alloit se déboutonner à luy mais le d.t Gravel bien à propos le tira par le manteau et luy fist connoistre par là que ce n'estoit qu'artifice, de sorte qu'il ne dist plus rien. Mémoire pour Munic, 1657, Aff. Étr. Correspondance, Bavière, II fol. 601 f. Anlage IV.

bedürfnis des ganzen Landes. Wie nur irgend ein deutsches Territorium hatte Bayern unbedingte Ruhe nötig, allein jene langsam aufsteigenden, die Konflikte der Wahlfrage in ihrem Schoße tragenden Wolken schienen gerade diese zu gefährden. So hat man gleich von Anfang an am Münchener Hofe das Herantreten jener Versuchung als etwas unter Umständen Verhängnisvolles, in jedem Falle Störendes betrachtet. Schwerlich ist das Mazarin entgangen.

Allein da ein protestantischer Fürst nicht in Betracht kommen konnte, ist Bayern stets die einzige Macht gewesen, welche der französischen Politik stark genug erschien, das Habsburg entrissene Kaisertum auf seine Schultern zu nehmen.[1]) Trotzdem man in St. Germain wenig Veranlassung hatte, mit der Haltung Bayerns zufrieden zu sein,[2]) vielmehr sehr genau wußte, daß die französischen Annäherungsversuche nach Wien mitgeteilt worden waren, hielt Mazarin[3]) an der Meinung fest, daß der junge Kurfürst die Erhöhung seines Hauses von der Krone Frankreich erwarte.[4]) Er nahm Wünsche für Wirklichkeiten.

---

[1]) Le Dran betont das mehrfach. So heißt es einmal: „Cette Électeur (— Ferdinand Maria —) estoit presque le seul Prince d'Allemagne qui reunit en luy tous les avantages capables de luy faire obtenir la Dignité Impériale.“ Aff. Étr. Mém. et Doc. Allem. I fol. 52.

[2]) So argwöhnte Mazarin, daß Bayern des Kaisers Vorgehen gegen Modena heimlich billige. Mazarin an Gravel, 12. Septbr. 1656, Lettres, VII 350.

[3]) Was uns von der Korrespondenz Mazarins mit Ferdinand Maria vorliegt, beschränkt sich auf die zwei Schreiben vom 19. November 1655 und 14. April 1656; Lettres, VII 591 u. 617. Die Kaiserfrage findet darin keine Erwähnung.

[4]) „Cependant Sa Maj.té n'avoit temoigné aucun ressentiment d'une pareille conduite ayant toujours attendu que cet Électeur estant mieux instruit de son veritable interest, reconnu le prix de l'amitié de Sa Maj.té“ Le Dran, Mém. I fol. 53. Und Mazarin schrieb am 27. Juli 1656 an Kardinal Bichi, „il duca di Baviera riconosce la conservatione e l'augumento della sua grandezza da questa corona“; Lettres, VII 300.

Da starb am 2. April Kaiser Ferdinand[1]) und hiermit war die Entscheidung unmittelbar herangetreten. Sofort regten sich jetzt an den kurfürstlichen Höfen, in Wien und weit über des Reiches Grenze hinaus die Federn und Zungen der Diplomaten.[2]) Es ist heute allgemein bekannt, wie optimistisch Mazarin über die bayrische Kandidatur geurteilt hat,[3]) wie zähe er an derselben festhielt, noch weit über die Zeit hinaus, da Ferdinand Maria wenn auch nicht dem Könige Leopold, so doch allgemein dem Hause Habsburg sein Votum zugesichert hatte.[4])

---

[1]) Über Leopolds Tod vergl. Galeazzo Gualdo Priorato, Hist. di Leopoldo Caes. I (Wien 1670) 13.

[2]) Über die Flugschriftenliteratur zur Wahlfrage vergl. Droysen, Zur Quellenkritik der deutschen Geschichte des 17. Jahrhunderts; in: Forschungen zur deutschen Geschichte IV 15 ff. Einige hier übergangene Streitschriften zitiert bei Weber, Literatur der deutschen Staatengeschichte (Leipzig 1800) 185.

[3]) So schrieb er am 15. Juli an Gravel, wenn Bayern nur will, „il y aura cinq Electeurs unis pour la mesme fin" (Lettres, VIII, 37); vergl. auch Mazarin an Servien, 22. Juli (Lettres VIII, 62—64) und an Gravel, 8. August (ebenda VIII, 95): die Gesandten sollten dem Kurfürsten erklären „qu'il ne depend pas seulement de luy d'estre en quatre jours elevé à l'Empire, s'il le veut, puisque, les trois Electeurs ecclesiastiques et Brandebourg demeurant d'accord de luy donner leurs voix, il en aura cinq asseurées, compris la sienne. Noch am 15. September (an Grammont und Lionne VIII 153) erklärt er Bayerns Wahl „comme indubitable".

[4]) Über die Literatur zur Kaiserwahl vergl. Erdmannsdörffer, I 293 ff., Döberl, 37 ff. Hinzuzufügen der Aufsatz von G. Heide, Über die angebliche Bewerbung Ludwigs XIV. um die deutsche Krone; in: Hist.-polit. Blätter CXII (1893) 865—878. Ferner Cosnac, Mazarin et Colbert, II (1892) 121 ff. Weiß, Beiträge zur Geschichte der Wahl Leopolds I., Hist. Jahrb. XV (1894) 529—555. Neuerdings: Venetianische Depeschen vom Kaiserhofe, herausgeg. von der Histor. Kommiss. der Kais. Akad. der Wiss. zweite Abteilung, I (Wien 1901; bearb. von Pribram). Mentz, Johann Philipp von Schönborn, Kurfurst von Mainz 1605—1773 (Jena 1896), hat mit Berufung auf Heide, Forschungen z. deutsch. Geschichte, XXV (1885) 29 ff. und Pribram, Archiv, LXXIII 195 f. behauptet: „Erst im August 1657, nachdem sich sowohl die Wahl des Neuburgers wie die Ludwigs XIV. als unmöglich erwiesen hatte, trat Frankreich energisch für die bayerische Kandidatur ein" (S. 74 Anm.). Ähnlich Döberl (S. 44): „Grade zu der Zeit, da der bayerische Kurfürst die Entscheidung in der Kaiserfrage traf — gemeint ist

Allerdings hat sich der vorsichtige Staatsmann Frankreichs

das bekannte Schreiben vom 24. August — war es dem französischen Hofe in Wirklichkeit mit der bayerischen Kandidatur noch nicht ernst.“ Das ist doch nicht richtig. Alle unsere Zeugnisse sprechen dagegen. In der Instruktion für Gramont und Lionne (29. Juli, Lettres de Maz. VIII, 73) war ausdrücklich befohlen, die Kandidatur Bayerns energisch zu betreiben, nur im Falle seiner Weigerung jene Neuburgs. Ferner schrieb Mazarin am 8. August an Gravel: „Le Roy donne sa parole royale de l'aller assister en personne à la teste de quarante mille hommes contre qui que ce soit qui le voulust empescher dans la paisible possession de l'Empire; Lettres VIII 96. Diese Geneigtheit Mazarins für Bayern war den österreichischen Ministern längst kein Geheimnis mehr. So schrieb Lisola schon am 16. Mai 1657, der französische Gesandte habe sich vernehmen lassen: „ex catholicis neminem esse, quem Gallia promotum cupere posset praeter Archiducem Tirolensem (Ferdinand) vel Bavarum, sed [Zusatz L.'s] magis in postremum visus est propendere.“ Vergl. Pribram, Die Berichte des kaiserlichen Gesandten Franz v. Lisola aus den Jahren 1655—60; in: Arch. f. österr. Gesch. LXX (1887) 270. Noch bestimmter Nani: „Si sa di certo, ch'hormai la Francia stessa travaglia per far cadere la corona d'imperio in testa a Baviera“; 19. Mai 1657. Vergl. Pribram, Venetianische Depeschen vom Kaiserhofe I (1901) 20. Unzweifelhaft hat Pribram (a. a. O. Archiv LXXIII, 182) Recht, indem er als gewiß hinstellt, „daß man in Frankreich — nach dem Tode Ferdinands III. — an Niemand anderen als den Kurfürsten von Bayern gedacht hätte, wenn dieser im Vorjahre bessere Erklärungen gegeben haben würde.“ Mentz (a. a. O. I 72) meint, vielleicht hätte die französische Politik den Sieg davongetragen, wenn sie konsequenter gewesen wäre. Er nennt es thöricht, daß man Brandenburg gegenüber von der Wahl Neuburgs geredet habe. Allein die Neuburger Kandidatur war doch nur die Folge der Haltung Bayerns. Und wiederum war Neuburgs Wahl nur dann aussichtsreich, wenn Brandenburg dafür gewonnen werden konnte. Vielleicht kann man daher sogar eine sehr feine diplomatische Wendung darin erblicken, daß Mazarin, sobald er mit Neuburg Fühlung nahm, Brandenburg davon in Kenntnis setzte. Mazarin mochte hoffen, daß selbst Brandenburg sich dafür erklären würde, unter der Voraussetzung, daß es als Entgelt befriedigende Zusicherungen in der hart umstrittenen Jülich-Cleveschen Frage erhielt. Diese bei Neuburg auszuwirken, hielt der Kardinal anfangs für nicht unmöglich. Er verlangte sogar, Neuburg solle sich verpflichten, ihm die Erledigung seines Streites mit Brandenburg gänzlich zu überlassen. Dahin hat er auch den Präsidenten Lumbres, der April 1655 nach Frankfurt ging, instruiert; Aff. Étr. Mem. et Doc. Allem. I. Über diese Sendung Lumbres' finde ich in der gedruckten Literatur außer einer kurzen Notiz in der Biographie Universelle (XXV, 54) nichts näheres. Die Lettres de Mazarin

auch sehr zeitig nach einem eventuellen Ersatzmann für den zaudernden Wittelsbacher umgesehen.[1])

---

enthalten nur zwei Briefe des Kardinals an d'Avaugour vom 1. Januar und 8. Januar 1655 (VI 419, 421), in denen die Reise L.'s nach Frankfurt als dicht bevorstehend erwähnt wird, ohne nähere Angabe ihres Zweckes. Le Dran gibt uns wenigstens den Inhalt der Instruktion Lumbres': „Il eut ordre aussy après avoir fait connoistre à cet Électeur le dessein que le Roy avoit de travailler à ajuster les differens qu'il avoit avec le Duc de Neubourg à l'occasion de la succession de Cleves et de Juliers de luy faire sentir adroitement que le vray moyen de terminer aisement ces differens estoit de concourir au dessein que le Roy avoit de faire tomber la Couronne Impériale au Duc de Neubourg, s'offrant en mesme tems destre garant de tout ce que le Duc de Neubourg promettroit pour cette consideration." Aff. Étr. Mém. et Doc. Allem. I fol. 36 ff. Über die bayerische und neuburger Kandidatur, sowie Brandenburgs Stellung zur Kaiserfrage findet sich eine reiche Fülle von Nachrichten, die hier nicht mehr benutzt werden konnten, in der von mir als Teil seiner Memoiren publizierten Relation Lumbres' aus Deutschland und Polen. Vergl. G. Fr. Preuß, Die Memoiren des Marquis de Lumbres I, 1646—1660 (Breslau 1904), Buch II und III.

[1]) Schon in der Instruktion für Lumbres drückt sich das geringe Vertrauen auf Bayern aus, eine Folge seiner ablehnenden Haltung gegen Ende 1654 (vergl. Arndt, a. a. O. 570): „Quant à l'El[r] de Bavière s'il agissoit de son propre esprit il y auroit quelque chose à menager avec luy, mais que son bas age et sa soumission à la Douairière sa mère n'en laissoient pas l'esperance." Aff. Étr. Mém. et Doc. Allem. I, fol. 35. Dementsprechend sollte Lumbres sich zunächst abwartend verhalten. „En cas que les Ministres de ce Prince parussent désirer de connoistre quel seroit le dessein de sa Maj[té] si l'on proposoit une assemblée Électorale pour eslire un Empereur ou un Roy des Romains, le s[r] Deslumbres eut ordre en leur faisant connoistre adroitement les bonnes dispositions de sa Majesté pour l'Électeur de Bavière leur Maître de leur repondre que l'assemblée devoit estre evitée pour plusieurs raisons, mais que s'il estoit necessaire de créer un Empereur, elle inclineroit toujours pour celuy qui seroit le plus digne de posseder cette Dignité, et désireroit d'en voir revestu un Prince qui pust maintenir la tranquillité de l'Empire et de la Religion Catholique." Ebenda fol. 39. Andererseits sollte L. auch mit Köln verhandeln, und wenn er sehe, daß dieses überzeugt sei, Ferdinand Maria strebe nicht nach der Krone, „il seroit necessaire de sonder s'il pourroit estre porté à favoriser le Duc de Neubourg auquel à la verité on trouveroit les qualités necessaires (ebenda fol. 40). Ähnlich Allem. VII, fol. 113. Sa Majesté jugea que

Man weiß, daß Mazarin den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg um seiner anerkannt trefflichen Eigenschaften und seiner Ergebenheit zu Frankreich willen dem schwächlichen Bayernfürsten vorgezogen hätte, falls seine Wahl möglich gewesen wäre.[1]) Ebenso urteilte der Mainzer,[2]) ähnlich König Ludwig selbst.[3]) Wenn Bayern die Wahl nicht selbst annehmen wollte, so sollte es sich wenigstens zur Unterstützung dieser Kandidatur verstehen.

Der Hauptzweck für die französische Diplomatie war, das Haus Habsburg von der Kaiserwürde auszuschließen, wobei die Person des Kandidaten immer erst in zweiter Linie kam. Bayern empfahl sich durch Macht und Bedeutung, der Neuburger durch

---

si on reconnoissoit que l'Électeur de Bavière ne voulût point penser a l'Empire pour luy même ou que par quelqu'autre raison il ne pût y parvenir il falloit jetter les yeux sur le Duc de Neubourg pour l'élever à cette Dignité.

[1]) Vergl. Mazarin an Servien, 5. Juli, Lettres du cardinal de Mazarin VIII, 13, ferner die oft abgedruckte Instruktion für Grammont und Lionne 29. Juli, und Mazarin an Servien 5. August, Lettres VIII, 88. Chronologisch bleibt darum die Kandidatur Bayerns doch die erste. Die zeitliche Voranstellung der Kandidatur Neuburgs bei Chéruel, Examen d'un mémoire de Lemontey, intitulé „Tentatives de Louis XIV, pour se faire élire empereur d'Allemagne"; in: Compte-rendu des séances de l'académie des sciences morales XXV (1886) 17 f.; Droysen, Gesch. der Preußischen Politik III 2, 385; d'Avenel, Avertissement zu den Lettres VIII, VI f.; Vast, Les tentatives de Louis XIV pour arriver à l'empire; in: Rev. hist. LXV (1897) 8; Huisman, Essai sur le règne du prince-évêque de Liége Maximilien-Henri de Bavière (Brux. 1899) 68 ist nicht zu rechtfertigen.

[2]) Mazarin an Servien, 1. Juni 1657, Lettres VII 485.

[3]) Mazarin an Servien, 2. Juli, ebda VIII 2. Bezeichnend sind auch die Worte Mazarins: „Il seroit à souhaiter qu'il (der Pfalzgraf von Neuburg) fût à la place du Duc de Bavière ou que celuy-cy eût l'esprit et les grands talents que possedoit le Duc de Neubourg." Undat. Schreiben an Wagnée; in Le Dran's Mémoire, Aff. Étr. Mém. et doc. Allem. I fol. 61. Es ist dies dasselbe heute nicht mehr auffindbare Schreiben, welches jene von Lemontey (Tentatives de Louis XIV pour se faire élire empereur d'Allemagne; in: Oeuvres V [Par. 1829] pièces justificatives, III 207—235) gefundene merkwürdige Stelle über Ludwigs Absichten auf die Kaiserkrone enthält. Vergl. darüber Excurs I.

seine Persönlichkeit.[1]) Die Idee an eine Kandidatur Ludwigs ist erst mehr durch die von Gravel im April und Mai eröffneten günstigen Perspektiven an Mazarin herangetragen worden, als aus dessen Inneren selbständig hervorgegangen. Sie sollte ihm, im Falle jene beiden ersten Kandidaturen versagten, zum Versuche einer letzten Lösung dienen, sie wäre ihm auch dann nur eine Aushilfe, ein Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck gewesen. In diesem Sinne wird die eventuelle Kandidatur Ludwigs von Seiten Mazarins zum ersten Male in seinem bekannten Schreiben vom 23. Juni erwähnt.[2]) Offenbar dürfen wir darin ein Ergebnis jener Mitteilungen Gravels erblicken, daß man in den Kreisen der deutschen Kurfürsten einer etwaigen Wahl Ludwigs wohlwollend gegenüberstünde. Zu einer augenblicklichen nachdrücklichen Betreibung derselben aber ist Gravel, ebensowenig wie irgend ein

[1]) Über die Stellung des Neuburger herrscht keine völlige Klarheit. Nani meinte, daß er in der Erkenntnis seiner Schwäche das Anerbieten abgelehnt habe. „Anco al duca di Neoburg hanno gl'istessi elettori ecclesiastici fatt' insinuare qualch' offerta della stessa corona; ma quant' egli è prencipe d'altissimi spiriti, altretanto prudente ha saputo discernere che non ha forze per sostenerla"; Nani's Ber. vom 15. Aug. 57; Venet. Depeschen, a. a. O. 47 f. — Krebs, Beiträge zur Geschichte der Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm und Phil. Wilhelm von Neuburg, 1630—1660; in: Zeitschr. des histor. Ver. für Schwaben und Neuburg XIII (1886) 85 lässt es dahin gestellt, „ob der Pfalzgraf selbst jemals ernstlich beabsichtigt haben sollte, falls F. M. die Krone ablehne, die Hand mit französischer Hilfe darnach auszustrecken." Mit der Ansicht von Mentz a. a. O. I 74 Anm. 1, der Neuburger sei zur Annahme bereit gewesen, stimmt auch die Darstellung Le Dran's überein: „Le Duc de Neubourg en faisant remercier sa Maj.^{té}, la fit assurer qu'il n'auroit jamais songé à s'imposer un fardeau aussy pesant que l'Empire, si elle ne luy eut pas fait connoistre qu'elle le desiroit et sans les offres et assurances qu'elle avoit fait donner de son assistance et de sa protection. Qu'au reste il estoit prest de faire en tout et par tout ce que Sa. Maj.^{té} jugeroit plus a propos tant pour le bien universel de la Chretienté, la paix et le repos de l'Empire, que pour le service et l'interest particulier de sa Majesté, duquel il ne se detacheroit jamais après de si glorieuses marques qu'il avoit recues de l'honneur de son amitié" Aff. Étr. Mém. et Doc. Allem. I fol. 76.

[2]) Die Rechtfertigung, welche ich für diese Auffassung schuldig zu sein glaube, in Excurs I.

anderer französischer Diplomat, weder vorher noch nachher instruiert worden.

In der That ist es zu einer wirklichen Kandidatur Ludwigs nicht gekommen. Der Gedanke ist einige Wochen als eine Art Reserve im Hintergrunde geblieben, allein feste Form hat er nicht angenommen. Daß sich Mazarin mit der Möglichkeit beschäftigte und ihr für die Zukunft eine eventuelle Rolle zuwies, ist nichts mehr als natürlich, denn wie konnte der praktische Staatsmann sich selbst das Feld seiner Wünsche und Möglichkeiten beschränken, aber er blieb dabei doch durchaus leidenschaftslos, ohne viel persönlichen Anteil an der Sache selbst. In seinem anderen Schreiben, in welchem er sich mit jener Aussicht abgibt, thut er es nicht ohne den Zusatz: „Sa M^{té}. aimera mille fois mieux voir l'Empire en la personne du dict sieur de Neubourg qu'en la sienne propre". Und im selben Schreiben faßt er auch schon die Möglichkeit der Wahl des Erzherzogs Leopold ins Auge, über dessen Aussichten er durch aufgefangene spanische Schreiben des La Fuentes sehr genau unterrichtet war,[1]) spricht er die Notwendigkeit aus, einem habsburgischen Kaisertum durch die Wahlkapitulation nach Möglichkeit die Hände zu binden.[2]) Man sieht, wie er beweg-

[1]) Der wichtigste Inhalt der Briefe wurde in Paris publiziert. In Madrid beriet der Staatsrat hierüber, „que el Correo que paso por Milan con los despachos sobre la materia de la eleccion havia caydo en manos de francesses y que haviendolos descifrado en Paris se havia publicado lo que contenia el reservado sobre la eleccion del s.^{r} Arch.^{o} y el discurso que sobre esto tubo con el Principe de Auersperg." Consulta de Consejo, 8. August 1657; Sim. A. 2445.

[2]) Es ist irrig, wenn Valfrey Hugues de Lionne, ses ambassades en Espagne et en Allemagne (Par. 1881) 115 meint: „Mazarin persistait dans toutes les illusions qu'il avait conçues, au lendemain de la mort de Ferdinand III." Vielmehr hat Mazarin, mit der Haltung Ferdinand Maria's wenig zufrieden (vergl. sein Schreiben an Servien, 8. Juni 1657, Lettres VII 727), sehr ernsthaft mit der Möglichkeit einer endgiltigen Weigerung des Kurfürsten gerechnet. In diesem Falle sollte man denselben durch Unterstützung in der Vicariatsfrage wenigstens für eine andere Kandidatur gewinnen. Vergl. seine Schreiben an Servien 30. Juli, Lettres VIII 76. — Es war ferner dem Kardinal sehr wohl bekannt, daß Ferdinand Maria die früheren Angebote Frankreichs jedesmal dem Kaiser mitgeteilt hatte. Wenigstens wird es in dem mehrfach zitierten

lichen Geistes in ein und demselben Momente alle Eventualitäten ermißt und ihre Folgen im voraus zu berechnen sucht.

Memoire Le Dran's (Allem. I) mit aller Bestimmtheit behauptet. Ferner heißt es in dem Mémoire pour Munic 1657 (Anlage IV): „Au lieu d'avoir les sentimens de gratitude qu'une offre sy obligeante meritoit . . il envoya donner advis de cette offre a la cour de l'empereur." Aff. Étr. Corresp. Bavière II. Selbst von dem Schreiben vom 24. August hatte er sofort Kenntnis: „Ce qui me faict le plus de peine en tout cecy, c'est la certitude que j'ay d'une lettre que le dict Electeur a escrite de sa main au prince d'Auersperg"; an Grammont und Lionne, 2. Sept., Lettres VIII 138. Auch anderen französischen Diplomaten war damals die Hinneigung Ferdinand Marias zu Österreich nicht mehr verborgen. Vergl. Lisolas Bericht 24. Juli 1657; Arch. f. österr. Gesch. LXX (1887) 306. Sogar die Wahl des Erzherzogs hat Mazarin relativ zeitig in den Kreis seiner Erwägungen gezogen. Vergl. seine Schreiben an Servien, 22. Juli, VIII 62, an Gravel, 2. August ebda. 84, und 21. August ebda. 120. Hierin mußte er durch die sehr pessimistische Meinung des von ihm hochgeschätzten Servien über den Wahlfeldzug bestärkt werden. In einem Schreiben vom 11. August 1657 unterzog derselbe das Verhalten der Kurfürsten einer scharfen Kritik. Er kam dabei zu einem nicht sehr hoffnungsvollen Resultate. Daher meinte er „qu'il faudroit dès apresent prendre l'affaire au pis et chercher sa seureté dans ses propres forces, c'est à dire employer s'il se pouvoit en levées toutes les depenses qu'on avoit resolu de faire pour gagner les voix en cas qu'on ne pust pas s'en bien asseurer et en termes exprès. Que cela serviroit peut estre plus et produiroit un meilleur effet que la distribution de l'argent qui pourroit mal aisement gagner un Électeur si des interests plus puissants l'emportoient ailleurs et qui seroit comme inutile si ses propres interets l'attachoient avec la france laquelle seroit en estat de procurer à tout ses amis, si l'élection se faisoit selon son desir, de plus grands avantages en honneur en dignités et en Estats que ne pourroient estre des gratifications d'argent d'un Roy quoyque le plus puissant, chargé d'une longue guerre et qui ne pouvoit pas en faire de si grandes qu'il souhaiteroit et qu'elles seroient convenables à sa Dignité. :

Que si l'on pouvoit de cette sorte fortiffier l'armée du Roy sans s'appliquer à aucun autre dessein, celuy-là luy paroissant assez grand et assez important pour mettre tous les autres en arrière pendant quelque tems, l'on pourroit peut estre donner un plus grand branle à l'élection et à toute extremité on se garentiroit de la honte et du prejudice que sans cela il faudroit souffrir en cas que la Maison d'Autriche fust continuée, dans l'Empire qu'il seroit glorieux pour le Roy quand on verroit que sa Majesté ne laisseroit pas de poursuivre ses desseins et continuer son chemin en demandant l'execution de la paix et declarant à tous les Princes qui y

Auch ein wittelsbachisches Kaisertum hatte, wenn Maximilian Kurz das Heft in der Hand behielt, für Frankreich manches Bedenkliche.[1])

Ist es begreiflicher Weise nicht möglich, Mazarins Auffassung in jedem Momente scharf zu präzisieren, so kann von einer ernsten Kandidatur Ludwigs doch wahrlich keine Rede sein; der Gedanke daran ist Mazarin keinen Augenblick mehr als eine Figur im Schachspiele gewesen, die er aber nie gezogen hat, die er gemächlich ohne ein Wort des Bedauerns aufgab,[2]) ohne deshalb das Spiel selbst aufzugeben, ja ohne daß dieses dadurch irgendwie beeinflußt worden wäre.

---

estoient les plus interessés que son intention n'estoit pas de faire la guerre dans l'Empire mais que son honneur l'obligeoit d'avancer son armée pour y retablir la paix et qu'elle les convioit et sommoit de se joindre à elle comme ils estoient tous obligés par le Traité de Munster et en attendant de donner passages, vivres et entretennement a son armée." Aff. Étr. Mém. et Doc. All. I, fol. 132 f. Andererseits irrt freilich auch Auerbach, La diplomatie française et la cour de Saxe (Paris 1888), wenn er (p. 77) meint: „La diplomatie française ne se méprit pas sur le sentiment public de l'Allemagne, ni sur le dénouement de la crise. Mais, puisqu'elle ne pouvait écarter ce dénouement, elle se plut à le retarder, elle s'ingénia surtout à en prévenir et atténuer les consequences dangereuses." Es ist nicht erkennbar, ob Auerbach hierbei etwa die ähnliche Auffassung Droysens III 2, 363 im Auge gehabt hat.

[1]) So heißt es in dem eben erwähnten undatierten Schreiben Mazarins an Wagnée: „Qu'il falloit donc tacher de sçavoir promptement et certainement si tous les avis qu'on avoit en france de la resolution qu'avoit prise le Duc de Bavière de songer a l'Empire estoient veritables. Qu'en ce cas on pourroit repondre que les diligences que l'on feroit pour l'y faire parvenir produiroient leur effet, bien entendu qu'on se precautionneroit bien pour empescher que son elevation ne donnast a la Duchesse sa mere et au Comte de Curtz la Direction de l'Empire, mais que si on decouvroit qu'il n'eût pas veritablement ce dessein, il faudroit que la france et tous ses amis employassent tout leur credit pour l'elevation du Duc de Neubourg. Aff. Étr. Mem. et Doc. Allem. I fol. 62.

[2]) Kein einziges Wort aus Mazarins Munde, nicht das geringste Zeugnis eines Anderen berechtigt Chéruel, Examen d'un mémoire de Lemontey; in: Séances de l'Académie des sciences morales et politiques, Compte-rendu XXV (1886) 14, zu der Behauptung: „c'était un véritable échec pour le Cardinal, et il le ressentit vivement."

Der Gründe für dieses Verhalten Mazarins bieten sich mehrere an. Zunächst ist es dem französischen Staatslenker gewiß nicht entgangen, daß „von diplomatischen Pourparlers bis zu dem entscheidenden Wort im Chore der Bartholomäuskirche zu Frankfurt ein sehr weiter Weg war.“ [1]) Sodann war auch im Falle glücklichen Gelingens der thatsächliche Machtgewinn doch höchst problematisch. Wer die deutsche Fürstenwelt so gut wie Mazarin kannte, mußte voraussehen, daß ein französisches Kaisertum sofort in feindlichen Gegensatz zu dieser treten würde, sobald es sich zu praktischer Geltung bringen wollte. Der Chef des Hauses Habsburg wäre dann die Seele aller unzufriedenen Elemente des Reiches geworden. Habsburg und Bourbon hätten also ihre Aufgaben gewissermaßen getauscht. Zum mindesten gab damit Frankreich die dankbare Schützerrolle auf, die es im Verhältnis der Reichsfürsten zum Kaiser übernommen hatte, „en faisant peur à ceux-cy du pouvoir de celuy-là“.[2])

B. Bayerns Stellung zum Kaiserprojekte.[3])

Auch in die Verhandlungen Frankreichs mit dem Münchner Kabinet in der Kaiserwahlfrage spielte, freilich nur in sekundärer Rolle, der innere Zusammenhang dieser und der Erbfolgefrage

[1]) Vergl. Erdmannsdörfer, I, 302, Anm. 1.

[2]) Dies war auch die Anschauung der Versailler Hofkreise. Vergl. Marillier, Journal du voyage de deux jeunes Hollandais à Paris, 1657/58 (Paris 1899) 400. Wenn der bekannte Satiriker Guy Patin schrieb: „pour notre Roi, je ne pense pas qu'il voulût s'arrêter à si peu de chose: l'Empire d'Allemagne est au-dessous de sa grandeur“ (an Charles Spon, 19. Sept. 1657, Lettres de Maz. VIII 12, Anm. 1), so lag darin immerhin eine gewisse Wahrheit.

[3]) Es ist bereits an anderer Stelle (vergl. S. 13 Anmerkung) kurz auf die hohe Bedeutung hingewiesen worden, welche den auffallender Weise bisher völlig unbenutzten, in den Arch. du Min. des Aff. Étr. handschriftlich befindlichen Mémoires Le Drans für die Beziehungen Frankreichs zum Reiche vor allem im 17. Jahrhundert gebührt. Sie bauen sich aus-

hinein. Noch im Hochsommer war es in München nicht klar, wohin die letzte Entscheidung fallen würde. Die damalige Parteistellung daselbst ist ja allbekannt. Sobald sich die erste schwache Aussicht auf eine erfolgreiche Kandidatur Bayerns zu ergeben schien, hat die Kurfürstin Adelheid „sehr unabhängig und eigenmächtig ihre eigene Damenpolitik geführt", [1]) mit der ganzen leidenschaftlichen

schliesslich auf archivalischem Material auf, welches, wie begreiflich, der Leiter der französischen Archive aus erster Hand besass und das uns wenigstens zum Teile auch heute noch unbekannt ist. Wie bereits bemerkt, hatten diese Mémoires Ministern und Gesandten als eine Art historischer Instruktion zu dienen. Da sie oft verwandte Aufgaben behandeln, berühren sie sich vielfach inhaltlich und selbst im Ausdruck. Wir zählen sie hier der Reihe nach auf, so weit sie für unsere Frage in Betracht kommen. Mém. et Doc. Allem. I: Mémoires sur l'élection des Empereurs; Mémoire sur la part que la France a prise en differens temps à l'élection des Empereurs, 275—343. Ein Abrégé davon ebenda (fol. 275—343), Copieen in t. IV und VII. Mém. Allem. III, A: Relation du ceremonial observé à l'egard des ambassadeurs extraordinaires à l'Assemblée Électorale tenüe à francfort . . . 1657/58. Mém. Allem. III, B: Sur la question si les Électeurs de l'Empire peuvent eslire un Empereur qui ne soit pas Allemand. Mém. Allem. III, C: Sur le dessein attribué aux Protestants de faire eslire un Empereur de leur Religion. Mém. Allem. XV: Hist. des négociations et traittez entre la France et les Emp.rs d'Allem. depuis la paix de Querasque de 1631 jusqu'à la paix des Pyrenées. Mém. Allem. XL, A.: Histoire des négociations de la France dans l'Empire à l'occasion de l'élection d'un nouvel empereur en 1657 et 1658. Mém. Allem. XL, B: Historique des négociations et traittez entre le Roy Louis XIV et l'Empereur Leopold depuis l'annnée 1660 jusqu' à la paix conclue entre eux à Risswick en 1697. Mém. Bavière I: Histoire des traittez conclus entre la France et les Électeurs de Bavière depuis l'avénement du Roi Henry IV á la Couronne de France jusqu'en 1726.

[1]) Die ihre Kaiserhoffnungen zum Ausdruck bringende geheime Correspondenz mit der Herzogin von Pfalz-Neuburg geht bis in das Jahr 1655 zurück. Sie findet sich im Min. des Aff. Étr. Corr. Bav. II. Als die Kurfürstin-Mutter gegen Ende dieses Jahres nach Wien reiste, schrieb Adelheid an jene: „. . . personne ne sçait la cause de ce voyage, seulement que c'est pour quelques affaires de la maison d'Autriche. Mais il ny a jamais rien de si secret que le temps ne descouvre, je nay pas pourtant voulu manquer d'en donner advis a V. A. la priant de le faire scavoir au Duc de Neubourg que je ne luy en parle pas moy mesme de crainte de l'importuner. Il me samble que si le Lantgrave (Georg Christian von Hessen-Homburg) vient dans ce temps ce seroit bien a propos car il trouveroit moins d'obstacles a ce dessein;" 18 nov. 1655, ebenda.

Kraft ihres Temperamentes, mit aller List ihres Geschlechtes nach der höchsten der weltlichen Kronen gestrebt.

Wenn gelegentlich gefährliche Wolken die Beziehungen zwischen Paris und München zu überschatten drohten, war sie sofort bei der Hand, dieselben zu zerstreuen.[1]) Ihr maßloser Ehrgeiz, den sie als unglückliches Erbteil Max Emanuel hinterließ, wie ihre starke, alle Grenzen des Möglichen und Wirklichen überspringende Phantasie verdunkelten ihr gesundes Urteil. Vor ihrem inneren Auge zerteilten sich alle das Schicksal des Hauses Bayern verschleiernde Nebel, in Glanz und Herrlichkeit kaiserlicher Majestät baute sie sich ihre Zukunft auf.

So versteht es sich ohne weiteres, wenn die französische Diplomatie in Adelheid, auf die sich mit dem Blute der Bourbon auch die Liebe zu Frankreich vererbt hatte, die allerwirksamste Verbündete sah.[2]) Wir wissen, wie häufig Ludwig XIV. persönlich an sie geschrieben hat, wobei er ihr stets die Anrede „ma soeur" gewährte. Das erste uns vorliegende eigenhändige Schreiben ist vom 1. September 1657 und zeigt sofort, welche bedeutende Rolle Ludwig der Kurfürstin kraft ihres persönlichen Einflusses auf Ferdinand Maria in der

---

[1]) In Versailles wurde gelegentlich der Verdacht rege, Bayern billige heimlich das kaiserliche Vorgehen in Italien. Vergl. Mazarin an Gravel 12. Sept. 1656, Lettres, VII 350. Später hieß es, Ferdinand Maria habe dem Kaiser für seine italienischen Aktionen Geldsummen vorgestreckt. Die Mißstimmung darüber am Versailler Hofe blieb Adelheid nicht verborgen. Mit Leidenschaft beteuerte sie dem Prinzen von Homburg die Unwahrheit des Gerüchtes, welches Übelwollende ausgesprengt hätten, um das Haus Bayern zu vernichten. Ihr Gemahl wünsche nichts anderes als Blut und Leben für König Ludwig zu opfern, denn er kenne seine Pflicht und seinen Vorteil. Schreiben an den Prinzen von Homburg, 20. Februar 1657. Aff. Étr. Corr. Bavière, II, Anlage II.

[2]) Wie weit sich die Hoffnungen Mazarins bezüglich der Kurfürstin verstiegen, dafür einen besonders prägnanten Beweis. In dem Mémoire pour Munich (Anlage IV) heißt es: „Il faudra charger le sieur Atto d'obliger l'Electrice à rendre compte, tous les jours, par le menu, de ce que son mary luy dira la nuit sur les choses qui se seront passées le jour." Am 11. Januar schreibt im Hinblick auf eine künftige bayerische Annäherung Mazarin an Lionne (Lettres, VIII 259): „. . Je croy que Mme. l'Électrice, sa femme, y contribuera tout ce qui pourra dependre d'elle."

Wahlfrage zugedacht hatte. „Da ich sehe — so heißt es hier —, daß mein Bruder, der Herzog von Bayern, infolge von Ratschlägen, die ihm doch längst verdächtig sein müßten, die schönste Gelegenheit vorübergehen läßt, die sich vielleicht in Jahrhunderten bieten wird, um sein Haus auf die höchste Stufe der Größe zu erheben, auf der es sich jemals befunden hat, so habe ich beschlossen, noch diesen Weg zu versuchen, in der Hoffnung, er wird, da Sie keine anderen Interessen haben, als die seinigen, den heilsamen Ratschlägen von Ihrer Seite mehr Glauben schenken, als den leeren Gegenwirkungen derer, die unter dem Vorwande seines Besten, nach alter Gewohnheit nur dahin zielen, seinen Vorteil dem des Hauses Österreich zu opfern."

Weiterhin, erklärt der König, habe er bereits seinen Gesandten in Frankfurt Weisung gegeben, Bayerns Kaiserwahl vor jeder anderen zu unterstützen; er selbst halte den Erfolg für unzweifelhaft, wenn nur der Kurfürst den glorreichen Plan unterstützen wolle. Schließlich versicherte er demselben noch unter seinem königlichen Worte, ihn rückhaltlos mit seiner Person und allen seinen Kräften zu unterstützen.[1])

Wenn Ludwig so schrieb, täuschte er sich nicht in der Bereitwilligkeit der Kurfürstin, auf ihren Gemahl einzuwirken, aber doch wohl in dem Grade ihrer Fähigkeit dazu. Ferdinand Maria liebte Adelheid mit einer Leidenschaft, deren Stärke grade schwächliche Naturen in ihrem Verhältnis zu einer geliebten Frau charakterisiert.[2])

---

[1]) Ludwig XIV an Adelheid, 1. Septbr. 1657; Aff. Étr. Corr. Bavière II, Anlage III.

[2]) Ebenda befindet sich ein anonymes Schreiben aus Ingolstadt vom 20. Dezember 1656, welches eine das Verhältnis der Ehegatten charakterisierende Episode mitteilt. Als der Kurfürst von der Jagd nach einem seiner Lustschlösser zurückkehrte, fand er dort Adelheid in tiefer Melancholie. Sie wies ihm einen Brief ihrer Mutter vor, in welchem diese über die gegen Savoyen verübten Räubereien des kaiserlichen Kriegsvolkes Klage führte. Angesichts der Trauer seiner Gemahlin geriet der Kurfürst in heftigen Zorn, er werde vom Kaiser sofortige Abhilfe fordern — „ou je trouveray les moyens moy mesme d'y remedier." In der That begab er sich unverzüglich nach München — „non obstant le mauvais temps, de pluyes

Allein dieses Gefühl litt in seiner Übertragung auf das politische Gebiet keine beliebige Ausdehnung. Hier stieß es sehr bald auf gegenteilige ältere Einflüsse. Vor allem auf den der Kurfürstin-Mutter[1]) und, bald noch mehr, des Obristhofmeisters Grafen Kurz, den man auch in St. Germain am meisten gefürchtet hat. Er war ein Mann von seltener Festigkeit und unerschütterlicher kaiserlicher Gesinnung[2]), für den Kurfürsten der Anker im Sturm, zugleich der feste Pol, um den sich die anderen kaiserlichen Elemente am Hofe gruppierten.[3])

So sehen wir in allernächster Nähe Ferdinand Marias zwei Faktionen am Werke, beide unterhalten mit den rivalisierenden

---

et de neiges" — und entsandte zwei Kouriere zugleich nach Wien. Sollte der erwartete Erfolg ausbleiben, so erklärt der Briefschreiber gehört zu haben, „que l'on travaillera a des Levées pour le secours de la Savoye."

[1]) Deren Einfluß damals allerdings nicht mehr sehr groß gewesen zu sein scheint; vergl. Arndt a. a. O. 578 f., Heide, Die Wahl Leopolds I. zum römischen König (!); in: Forsch. z. deutsch. Gesch. XXV (1885) 16 f., Döberl a. a. O. 68. Über ihre Persönlichkeit s. das wohl nicht ganz objektive Lob bei Wagner, Hist. Leop. M. I 201.

[2]) „La Maison d'Austriche doit louer Dieu, qu'il se soit trouvé au monde un Comte Curtz; il peut dire, que luy seul leur fait retomber l'empire"; Lionne an Mazarin 14. Januar 1658, Pribram, a. a. O. Archiv, LXXIII 218, Anmerk. 1. Auch Nani meint von ihm, „che dirige assolutamente l'elettor"; Schreiben vom 15. August 1657, Venet. Depeschen, a. a. O. 47; ähnlich urteilt Canstein, daß Kurz „das Direktorium führet", Schreiben vom 11. Juni 1657; Urk. u. Akt. VIII 444. Ähnlich Gramont, Mém. (Petitot LVI) 456. Claretta nennt ihn „il vero sovrano"; zit. bei Heigel, Quell. u. Abhdl. II 33. Kurz selbst hat freilich abgelehnt, diesen Einfluß zu besitzen; vergl. Arndt, 578 u. Heide, 16. Eine gleichzeitige Publikation, betit. Description de l'Estat present des affaires de l'Europe, äußert über Ferdinand Maria: „C'est un jeune prince, soubs la tutelle de sa Mère, soeur de l'Empereur, extremment attaché aux bèautés de sa femme qu'il ne quitte jamais. Avec luy il n'y a aucune mesure a prendre, son conseil aussy est entièrement a la devotion de l'Empereur, ce n'est pas que touttes les Instructions de son père n'ayent esté de luy rendre la grandeur de la Maison d'Austriche suspecte." Bibl. Nat. M. S. France, 10640 fol. 180.

[3]) Gar keine Rolle hat bis zu seinem Tode der frühere Administrator, Herzog Albrecht, gespielt (vergl. Arndt, a. a. O. 579; anders freilich Pribram, Archiv LXXIII 140), eine sehr seltsame schon damals Hermann von Fürstenberg. Mazarin versprach ihm 30000 Fl., wenn er die Wahl nach seinen Wünschen leite; vergl. Huisman, a. a. O. 72 Anm. 4.

Großmächten ihre separate Korrespondenz. Das stumme, aber erbitterte Ringen der mächtigsten moralischen Kräfte, welchen die Seele eines jungen Fürsten unterliegt: des Einflusses der Gattin, der Mutter und des ersten Ratgebers, zugleich alten Erziehers, begleitet die Ereignisse. Der beste Alliierte der kaiserlichen Partei war zuletzt freilich immer die Abneigung des Kurfürsten gegen alle kriegerischen Verwicklungen, seine angeborene Zaghaftigkeit gegenüber einer gewagten Entscheidung.

Dieser Situation entsprach die Antwort, welche der Kurfürst am 31. Oktober dem bekanntlich in französischem Auftrage in München verhandelnden Sänger Atto Melani[1]) erteilte. Er dankte darin zunächst für die guten Absichten König Ludwigs, beteuerte seinen Entschluß, keine Gelegenheit aus der Hand zu lassen, zur Größe seines Hauses beizutragen.[2]) Allein, hiess es dann in sehr gewundenen

---

[1]) „Drôle qui ne manquait pas d'intelligence", charakterisieren ihn die Memoiren Grammont's. Er war der Bruder des bekannteren damals Innsbrucker, später Dresdner Sängers Domenico Melani; vergl. Heide, a. a. O. 28, Anmerk. 2 und Auerbach, La diplomatie française et la cour de Saxe (Par. 1888) 414. Seine Instruktion ist uns nicht erhalten. Wir lernen sie inhaltlich kennen aus der uns vorliegenden Schlußantwort des Kurfürsten. „La proposition que le sieur Atto Melano a faitte par escript porte des marques bien signalées de la continuation de la grande affection de sa Ma.^{té} très Chrestienne envers son Altesse Electoralle de Bavière, pour son bien et celuy de sa Maison, par l'offre qu'elle fait, au cas que sad. Altesse en la prochaine Election du Roy des Romains se vueille prevaloir de son propre suffrage a sa faveur, sans qu'elle aye a se former aucune apprehension du costé dela Maison d'Austriche Elle peut s'asseurer d'estre appuyée tant de l'assistance de Sad.^{te} Ma.^{té} que de celle du Roy de Suede et de tous leurs Alliez, lesquels, arrivant que les armes de l'Empire et celle de Messieurs les électeurs qui auroient fait élection de sad. Altesse viennent s'y joindre, seroient bastantes a la maintenir. Sur quoy le Roy desireroit d'entrer en un traitté bien reglé, dans l'esperance qu'il a d'obtenir en une Diette Imp.^{le} quantité de mois Romains en faveur de sad. Altesse, outre l'offre quil luy fait de ses finances Royalles, pour subvenir aux frais des Ambassades et autres depenses extraord.^{es} des premieres années." Copie de la reponse de M.^{r} le Duc de Bavière, donnée au S.^{r} Atto le 31. Octobre 1657. Aff. Étr. Corr. Bav. II.

[2]) „M.^{r} l'Électeur a bien la resolution de ne perdre aucune occasion d'aggrandir sa Maison, et de mériter envers la posterité la gloire de s'estre

Worten weiter, durch eine voreilige Erklärung könnte, wenn sich die Verhältnisse änderten, die Sache dem Kurfürsten mehr Schaden als Nutzen bringen.[1]) Ausdrücklich hob er am Schlusse hervor, daß er die Kaiserkrone keineswegs zurückweise, wie er das auch früher nie gethan habe, nur sei er der Meinung, daß eine Sache von solcher Wichtigkeit auch große Zurückhaltung und Umsicht erfordere.[2]) Jedenfalls werde er, wie gewünscht, die Reise nach Frankfurt unternehmen, vorausgesetzt, dass sich dem kein weiteres Hindernis entgegenstellte.[3])

Das war freilich kein klares Ja oder Nein, aber doch eine Antwort, die für eine halbe Zustimmung gelten konnte, jedenfalls so aufgefaßt wurde.[4]) Man muß die im Pariser Auswärtigen Ministerium enthaltenen Korrespondenzen aus München im Herbst 1657 in ihrer Wirkung zusammenstellen,[5]) um es begreiflich und

---

encourageusement acquitté d'une obligation si juste et honorable." Reponse de M.r le Duc de Bavière, donnée au S.r Atto, le 31. Okt. 1657. Aff. Étr. Corr. Bav. II.

[1]) „ . . . . les affaires de l'Election pourroient tomber en discorde, de manière qu'il y a sujet d'apprehender, si, par une declaration faite hors et avant se saison (puis qu'a la longue elle ne peut manquer d'estre publiée) S. A. E. ne courroit risque d'estre mesestimée et d'avoir donné sujet a des sinistres interpretations que l'Empire en pourroit faire au grand prejudice de sad.e Altesse, veu qu'en plusieurs et diverses rencontres, elles luy pourroient causer plus d'obstacles et de disreputation que d'honneur et d'avancement. De sorte que, nonobstant le veritable desir qu'elle auroit de donner a sa Maj.té une pleine et evidente ouverture de ses pensées, si est ce neantmoins que l'estat des affaires se pouvant facilement changer, elle croid qu'une declaration trop anticipée seroit capable de davantage nuire que de profitter. Ebenda.

[2]) „ . . . . comme elle (S. A. E.) n'a point ny a cette heure ny cy devant refusé la Couronne de l'Empire ainsi est Elle d'opinion qu'en un sujet de si grande importance elle est obligé d'user d'une grande retenue et circonspection". Ebenda.

[3]) Ebenda. Vergl. dazu Merkel, Adelaide di Savoia (Torino 1892) 214 f.

[4]) Offenbar ist es dieser Brief, von dem Gramont (Mém. 464) urteilt: „on pouvoit expliquer sa lettre comme partant d'un esprit fort partagé entre se contenter de sa condition, ou souhaiter de s'élever plus haut".

[5]) Erwähnt sei noch ein Schreiben Adelheids vom 6. November: S. A. E. a conceu l'importance de cette affaire mes pour n'estre pas le tamps

natürlich zu finden, daß bei Mazarin noch einmal die Zuversicht auf den Kurfürsten alle früheren Zweifel überwand. Er entschloß sich, Gramont[1]) nach München zu entsenden, um dort von neuem die Kandidatur mit allem Nachdruck zu betreiben.

---

propre de venir a aucune declaration il n'a iamais ose decouvrir ces sentiments a aucune personne, qui luy en aye parle. . . . S. A. E. ma donne charge de rendre a Vre. Maieste les plus vives graces dont un Coeur redevable puisse estre capable.,' Mit Atto's Persönlichkeit ist der Kurfürst im höchsten Grade zufrieden, er bittet, denselben auch weiterhin als Unterhändler zu verwenden. Andererseits aber bittet er, da die Sachlage sich ändern könne, „de luy permettre que pour a cet heure il ne se declare pas d'avantage mes quil se reserve de le faire sur les lieux avec plus de proffit et seureté de pouvoir reussir en cette entreprise." Aff. Étr. Bav. II. Ähnlich Atto am 7. November: „Mi protestò che assolutamente voleva accettar l'Imperio, purchè non dovessere perdere l'Elettorato et conseguirse il modo da potersi mantenere con sicurezza e decoro". Ebenda. Vergl. auch weitere Berichte Atto's bei Pribram, Archiv LXXIII 207 ff. Über die Verhandlung Attos vergl. außerdem Wagner, Hist. Leopoldi Magni I 33. Am 27. November schrieb Atto: Der Churfürst gab mir eine Halskette mit seinem Bildnis, „ella desidera tener con V. E. un aperta et continua corrispondenza por havere i suoi consigli." In langer Unterredung sagte der Churfürst mir, „que assolutam.te voleva esser Imp.or". Aff. Étr. Bav. II. Ferner zwei Schreiben Adelheids vom 30. November und 2. Dezember; in letzterem versichert sie nochmals, daß ihr Gemahl „n'a pas encore changé de la dernière resolution qu'il a prise et qu'il n'a point du tout Intention de deplairre en aucune chose a la france. Wichtiger für Mazarin war das Zeugnis des bekannten Pater Vervaux, den für Frankreichs Sache zu gewinnen, Gramont in jenem bereits erwähnten Memoire ausdrücklich nahe gelegt worden war („il me semble qu'il faudroit tacher a gagner entièrement, par quelque interest particulier le P. Vervaux"). Sogar der Kardinalshut sollte ihm in Aussicht gestellt werden. Über Vervaux' Persönlichkeit vergl. im Gegensatz zu Reusch (All. D. Biogr. XXXIX 638) Pfülf, Zur Gesch. d. bayrischen Friedensbestrebungen an der Neige des 30jährigen Krieges; in: Stimmen aus Maria-Laach LVI (1899) 524. Dieser Vervaux berichtet gleichfalls am 2. Dezember an Mazarin „auf Befehl des Kurfürsten", derselbe bleibe dabei, „d'avoir en son temps un soin part.er de tout ce qui sera pour la conservation et agrandissement de sa Maison"; Aff. Étr. Bav. II.

[1]) Die auch von Pribram gebrauchte Schreibart Grammont ist unrichtig. Der Herzog schrieb sich selbst nur Gramont. Die Grammonts sind ein anderes Geschlecht. Vergl. Biographie universelle (XVII 321 ff.); Troeger, Die Memoiren des Marschalls von Gramont (Halle 1888) 2 f.

Die für diesen bestimmte Instruktion[1]) zeigt, wie genau der französische Hof die Stimmungen und Befürchtungen des Kurfürsten

[1]) Das wichtige Schriftstück bildet Anhang IV. Es ist ein meistens chiffriertes Original, adressiert an einen Sieur Buti. Über dessen Persönlichkeit sei folgendes bemerkt: Unter den Agenten ohne offiziellen Charakter, wie sie Mazarin so vielfach gebrauchte, befand sich auch ein Italiener, Abbé Buti (vielleicht Verwandter des nicht ganz unbekannten Malers Lodovico Buti vom Ende des 16. Jahrhunderts?). Sein Name findet sich vereinzelt in den Quellen auch Butti oder offenbar verderbt Bouti geschrieben. Möglicherweise ist er identisch mit dem Fabio Butio, den Mazarin am 10. März 1656 dem Herzog von Modena empfiehlt (Lettres VII, 611). Aus dem Jahre 1657 findet sich nun allerdings kein Schreiben Mazarins an oder über ihn. Dagegen schreibt Mazarin am 6. Februar 1658 an Gramont: „Le Roy a eu tres-agreable que vous ayez retenu prez de vous le sieur abbé Butti, et moy j'ay une joye toute particulière de voir la satisfaction que vous en avez, quoyque, connoissant de longue main sa suffisance et l'adresse avec laquelle il sçait conduire une affaire [über die hohe Achtung, die Buti bei Mazarin genoß, vergl. auch dessen Schreiben vom 20. März 1858, Lettres VIII, 324 ff.], je n'aye jamais doubté que vous ne l'eussiez toute entiere (Lettres VIII, 298). Aus diesem Briefe geht hervor. daß Buti auch schon vorher sich bei Gramont befunden hat. Es scheint mir kaum noch ein Zweifel übrig, daß er identisch ist mit dem Adressaten unseres Mémoires. Offenbar hat Buti sich bereits in Frankfurt an der Seite Gramonts befunden (obwohl dessen Mémoires seinen Namen freilich nicht erwähnen), vielleicht als eine Art Sekretär; in jedem Falle sollte das Mémoire Gramont als Instruktion für seine Reise an den Münchener Hof dienen. Veranlaßt ist es unzweifelhaft von Mazarin, wenn auch vielleicht von einem anderen, möglicherweise von Servien, dem Verfasser der Instruktion vom 29. Juli, niedergeschrieben. Auffallend ist die Art, wie darin des Sängers Melani Erwähnung geschieht. Es könnte daraus geschlossen werden, daß unser Schriftstück noch während dessen Aufenthalt in München, also vor Anfang November verfaßt sei. Nun hat freilich Gramont behauptet (Mém. 468), er habe die Reise ohne Befehl des Königs unternommen. Diese Meinung ist gegen Wagner (Hist. Leop. Magni I, 35) und Chéruel (Examen d'un mémoire de Lemontey etc.; in: Séances de l'Académie des sciences morales et politiques, Compte-rendu (1886) 19 durch Pribram, Archiv a. a. O. LXXIII 213, Anm. 1 die herrschende geworden. Dem steht unsere Instruktion in gewissem Sinne gegenüber. Vergleichen wir mit dieser die Darstellung der Verhandlung in den Memoiren, so ergeben sich sofort einschneidende Unterschiede. Die Instruktion ist von größter Ausführlichkeit und Sachlichkeit, Gramont dagegen bewegt sich in seinen Besprechungen mit Fer-

kannte, welche Zugeständnisse er machen wollte, um diese zu zerstreuen. Zunächst sollte die sehr wichtige finanzielle Sorge beseitigt werden. Daher erbot sich der König zu kräftiger pekuniärer Beisteuer für ein bayerisches Kaisertum, wenn er auch für den Augenblick bindende Erklärungen ablehnte, denn das hieße nichts anderes, als „mettre la charrue devant les boeufs."

Nicht minder haltlos sei die Sorge, dem Wittelsbacher Hause könne die Kurwürde verloren gehen. „Qui pourroit, voudroit ou oseroit faire seulement la proposition a l'oster à un Empereur?" Die Rache Österreichs sei nicht zu fürchten, vielmehr werde dasselbe, um

---

dinand Maria, die er „mot à mot" wiedergiebt, nur in ganz allgemeinen Hinweisen auf die Hilfe Frankreichs, Schwedens, der deutschen Fürsten. Wenn er andererseits seine Verpflichtung gegen Maximilian betont, die Hoffnung ausspricht, der Erste zu sein, der Ferdinand Maria als „sacrée Majesté Impériale" anreden werde, ihn sogar mit Gustav Adolf vergleicht, so trägt das alles ein ganz persönliches Gepräge. In direktem Gegensatze zu der Instruktion steht ferner Gramonts Verhalten zu Kurz. So ist sicher, daß Gramont die Instruktion noch nicht in Händen hatte, als er seine Reise antrat. Aus den Eingangsworten geht aber hervor, daß von der Reise Gramonts nach München doch schon vorher zwischen diesem und Mazarin die Rede gewesen sein muß. Es ergiebt sich demnach, daß der Marschall der inneren Zustimmung des Kardinals gewiß sein konnte, daß der Gedanke der Reise nicht sein eigener gewesen, sondern daß er nur den Zeitpunkt der Ausführung selbständig gewählt hat. Wir hätten also hier eine weitere Ungenauigkeit der Memoiren Gramonts, auf deren geringe Zuverlässigkeit in der Darstellung der Wahlfrage trotz guter Grundlage amtlicher Schriftstücke bereits mehrfach hingewiesen wurde. Vergl. Droysen, Zur Quellenkritik der deutschen Geschichte des 17. Jahrh., in: Forsch. zur deutschen Geschichte IV (1884) 22 f.; Heide, a. a. O. 41 Anm.; Pribram, a. a. O. Archiv LXXIII 196 Anm. 3; Troeger, Die Memoiren des Marschalls von Gramont (Halle 1888) 86 ff. Pribram (a. a. O. 213) behauptet, Mazarin habe die Reise Gramonts mißbilligt. Das ist nach dem obigen nicht gut möglich. Pribram beruft sich auf ein Schreiben des Kardinals (10. Januar 1658), welches sich leider in den Lettres nicht vorfindet. Es ist daher nicht ersichtlich, welcher Art der Ausdruck dieses Mißfallens gewesen ist. Mit dem Verhalten Gramonts in München ist Mazarin jedenfalls sehr zufrieden gewesen (s. u.). Obwohl die an die Adresse Butis gerichtete Instruktion zu spät kam, praktisch also keine Verwendung fand, hat sie doch ihren großen Wert, da sie uns am deutlichsten die Haltung Mazarins zum Münchener Hofe wiedergiebt.

nicht noch Böhmen zu verlieren, die Freundschaft des bayerischen Kaisertums suchen müssen. Andererseits nehme Ludwig es auf sich, dem Kurfürsten die zur Wahl nötige Stimmenzahl zu verschaffen.

Für den Fall, dass Ferdinand Maria dennoch hartnäckig bleibt, werden auch Drohungen nicht gespart. Dann wolle der König — und hiermit war man sicher, jenen bei seinem schwächsten Punkt zu treffen —, die Aspirationen des Pfälzers auf das Vikariat unterstützen. Leopold aber werde im Besitze des Kaisertums und aller spanischen Kronen dem Hause Bayern die Unruhe, die es ihm bereitet, nie vergessen, es vielmehr jeder Macht und Möglichkeit berauben, ihm künftighin noch ähnliche Verlegenheiten zu bereiten.

Gerade dieser letzte Punkt verdiente ernste Erwägung. Als Nachbar Österreichs hatte Bayern vielleicht noch mehr als die meisten anderen deutschen Staaten Veranlassung, eine so gewaltige Machtstärkung Habsburgs für unerwünscht, unter Umständen für höchst gefährlich zu halten. Selbst bei Kurz stieß dieser Gedanke auf gerechtfertigte Bedenken.[1])

In der That, die Alternative schien höchst ungleich. Auf der einen Seite hatte Gramont die Gefahren einer neuen Monarchie Karl V. zu betonen, auf der anderen lockende Zusicherungen für die wittelsbachische Kandidatur zu geben. 80 000 Mann würden im Notfalle Ferdinand Maria zur Verfügung stehen, Frankreich sei bereit, mit ihm Verträge über Geld- und Waffenhilfe abzuschließen, die protestantischen Fürsten Braunschweig, Hessen, Württemberg, Pfalz und vielleicht auch Brandenburg wünschten nichts lebhafter, als das Kaisertum Habsburg zu entreißen und auf Ferdinand Maria zu übertragen, dem das eben erst durch einen bayerischen Heerhaufen besetzte Städtchen Weiden verbleiben sollte.[2])

Dagegen sollte sich der Kurfürst verpflichten das Kaisertum anzunehmen, persönlich nach Frankfurt zu kommen, jedoch ohne Begleitung seiner Mutter, sowie keinen Schritt ohne Kenntnis des

---

[1]) Vergl. Pribram, a. a. O. 139.

[2]) Vergl. Anlage IV.

französischen Hofes zu unternehmen, vor allem auch keinen, der irgendwie gegen den Kurfürsten von Mainz gerichtet sei.[1]) Vor seinem Minister Kurz sollte Ferdinand Maria noch besonders gewarnt werden.[2])

Gramont hat sich, ohne jene Instruktion Mazarins zu erwarten, im Dezember 1657 nach München begeben, wo er kein Fremdling

[1]) „. . . qu'il n'ordonnera rien à ses ministres et ne prendra aucune résolution qui puisse choquer M. de Mayence sur les sollicitations de Prague ou de Saxe, et particulièrement sur l'affaire de la paix, la révocation de ses ambassadeurs, sortie des estrangers de Francfort, la translation du lieu de l'assemblée, la dissolution de la députation ordinaire et autres semblables." Anlage IV. In der Mehrzahl dieser wichtigen Fragen nahm thatsächlich die bayerische Politik einen gegnerischen Standpunkt zu der mainzischen ein. Eben noch hatte Ferdinand Maria, dem Ansinnen Kursachsens nachgebend, Johann Philipp vorgestellt, daß die Anwesenheit der fremden Gesandten gegen die Goldene Bulle verstoße. Vergl. die Mémoiren Gramonts, 466 f.; Keyssler, Reisen II (Hannover 1751) 1242. Das betreffende Schreiben Ferdinand Marias ist datiert vom 19. September; es findet sich in der Relation du ceremonial observé à l'egard des ambassadeurs extraordinaires à l'Assemblée Électorale tenue à francfort 1657/58; Aff. Étr. Mém. et Doc. Allem. III, fol. 94; ebenda das Schreiben Sachsens an Bayern vom 25. August (fol. 75 f.) und die Erwiderung von Mainz (fol. 95). Auch den Beitritt zu der in der Bildung begriffenen Union der Fürsten unter Kurmainz, den späteren Rheinbund, hatte Ferdinand Maria abgelehnt. Am 6. Juni 1656 erwiderte er auf eine solche wohl von Frankreich ausgehende Aufforderung: „Ad rem vero ipsam quod attinet, Regem Christianissimum summa laude dignum esse quod publicam Imperij felicitatem et bonum adeo cordi habeat; ut quidquid eiusdem quieti et tranquillitati adversari posset, antevertendum non modo censeat, sed ad id quoque vires et operam suam polliceatur; non potuisse vero hactenus Seren.mum Electorem comprehendere necessitatem ineundi novi foederis pro garanthia, seu observantia et manutentione Pacis publicae, cui per leges et sanctiones Tractatuum Monasteriensium satis cautum esse videtur. Accepisse quidem a Confoederatis litteras in hanc materiam, sed ab eisdem porro sciscitari necessarium duxisse, quid secum ferant novi foederis pacta, et condiciones, ut pro qualitate rei deliberare posset, quid etiam sibi agendum foret." Aff. Étr. Corr. Bav. II. Vergl. ferner Joachim, Die Entwickelung des Rheinbundes vom Jahre 1658 (Leipzig 1886) Kap. 11, Das bayerische Projekt, 90—118. Pribram, Beitr. z. Gesch. d. Rheinbundes von 1658; in: SB. der Wiener Akademie d. Wiss. CXV (Wien 1888) 176 ff.

[2]) Vergl. Anlage IV.

mehr war.[1]) Was er dann dort aus eigner Initiative dem Kurfürsten eröffnete, blieb weit hinter dem zurück, was der Kardinal dem Kurfürsten vorgestellt haben wollte. Wenigstens eines hat aber doch die Sendung Gramonts erreicht: unbedingte, jeden ferneren Zweifel ausschließende Klarheit darüber, daß Ferdinand Maria seinen und des Landes Frieden nicht an den Preis der Kaiserkrone zu setzen gedachte.[2]) Mit diesem negativen Ergebnis mußte jede weitere Aussicht auf die bayerische Kandidatur für immer begraben werden.

Es ist gewiß ein interessantes psychologisches Problem, den seelischen Wandlungen nachzugehen, die der junge Kurfürst bis zur definitiven Ablehnung der Kaiserwürde durchlebt hat.[3])

---

[1]) Er hatte dort bereits im Sommer 1645 mit Maximilian verhandelt. Vergl. darüber außer seinen hier höchst unzuverlässigen Mémoires das amtliche Mémoire envoyé en Cour par M.r le Maréchal de Gramont, sur son entrevüe avec le Duc de Bavière, en Août 1645; in: Négociations secrètes touchant la paix de Munster et d'Osnaburg II (Haag, 1725/26) 136 ff.

[2]) Vergl. die Memoiren 469 ff.; Heide, a. a. O., 40 ff.; Valfrey, a. a. O. 104 ff.; Chéruel, Hist. de Maz. III 106 ff.; derselbe, Examen 18 ff.; Pribram, Archiv, LXXIII 213.

[3]) Dabei darf als allgemein bekannt angenommen werden, daß Ferdinand Maria der Krone nicht aus irgend welchen nationalen Motiven entsagte. Über die äußeren politischen Beweggründe hat eigentlich nie der mindeste Zweifel geherrscht. Das gilt von den Zeitgenossen bis herauf zu der populären Geschichte von M. Schwann. Selbst die nicht unparteiischen Werke von Zschokke, Der Bayerischen Geschichten 5. Buch (Aarau 1821) 354, Buchner, Geschichte von Bayern IX (1853) 3 ff., Lipowski, Des Ferdinand Maria, in Ober- u. Nieder-Bayern Herzogs, Lebens- u. Regierungs-Geschichte (München 1831) 76 ff. haben sich vor der Geschmacklosigkeit gehütet, Ferdinand Maria etwa als Märtyrer seiner nationalen Gesinnung hinzustellen. Erwähnung verdient die Auffassung Brunners (Theatrum virtutis et gloriae Boicae, Monachii 1680; I 700): „non latebit scilicet perspicacem Principem offerri Sceptrum, non ut habeat Ferdinandus, sed ne habeat Leopoldus, non ut Bavaria veris incrementis augeatur, sed ut potentiae Austriacae aliquid detrahatur".

Am einfachsten und im Wesentlichen richtig, drückt sich die Auffassung der Zeitgenossen in einem Worte aus, welches Ferdinand Maria selbst zu Adelheid (vergl. Anecd. Germaniques depuis l'an de la fondation de Rome jusqu'ici à nos jours (Paris 1769), zitiert bei Münch, Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg, III (1832) 92, Anm. 1)

Jedenfalls hat es Ferdinand Maria nicht an dem Ehrgeiz gefehlt, sein Geschlecht zur Kaiserwürde empor zu führen; er sprach

gesprochen haben soll; er wolle lieber ein reicher Kurfürst sein als ein armer Kaiser. Dasselbe findet sich bereits in der Finalrelation Nanis (und wohl auch hier gewiß nicht zuerst): „havendo nell' ultima sede vacante l'Elettor di Baviera ricusato la Corona per restare un Prencipe ricco più tosto, che trasformarsi in povero Imperatore" (Fontes rerum Austriacarum II, Bd. XXVII [Wien 1867] 3). Es ist dann unzählige Male wiederholt worden (auch von Ranke, S. W. 25/26, 262). Dazu traten dann freilich noch andere sachliche Bedenken: Die Furcht vor dem österreichischen Angriffe auf das offene Bayern, das Bedenken, man werde entweder die Kaiserwürde nicht behaupten können oder den Kurhut verlieren; alles Gründe, die schon der Mitwelt sehr geläufig waren. Kein Wunder, daß auch der gutunterrichtete Gualdo Priorato in seiner Historia di Leopoldo Caesare sie gekannt hat. Döberl hat den Text dieser, später auf Betreiben Ferdinand Marias wieder gestrichenen Stellen in den Forschungen zur bayerischen Geschichte IX (1900) publiziert. Doch sei bemerkt, daß dieselben bereits gedruckt sind bei Keyssler, Neueste Reisen II (Hannover 1751) 1239—50. Den Hinweis darauf verdanke ich Krones, Grundriß der österreichischen Geschichte (Wien 1881) 579 f. Diese erste Redaktion der ausgelassenen Stellen nach einem Exemplare der k. k. Hofbibliothek in Wien ist der zweiten unvollständigen Döberls auch deshalb vorzuziehen, weil sie stets Seite und Zeile angiebt, wo sich diese über die Seiten 78—718 des 1. Bandes Gualdos sich erstreckenden Änderungen befunden haben und dadurch deren richtiges Verständnis erleichtert. Daß Priorato diese Lektion nicht vergessen hat, zeigt seine Relat. delle citta' Imperiali . . . e delle Corti e Stati de' Serenissimi Elettor di Baviera (Bol. 1674), wo es (S. 201) sehr zahm heißt: „Mà l'Elettore con la moderatione del suo animo ricusò il tutto". Pribram hat gewiß Recht, wenn er meint, daß Ferdinand Marias Ablehnung „mehr seiner Energielosigkeit und Ängstlichkeit, als reichspatriotischen Ideen zuzuschreiben" sei; a. a. O. S. B. der Wiener Akademie CXV, 176. Vergl. auch Döberl, Bayern und Frankreich, 41 ff.

Wie genau vor allem die französische Diplomatie über alle Stimmungen und Verstimmungen, Hoffnungen und Befürchtungen des Münchener Hofes unterrichtet war, zeigt das wichtige Mémoire pour Munic; Aff. Étr. Bav. II, Anlage IV. Man möchte aus demselben schließen, daß Mazarin den Inhalt jenes Schreibens vom 20. Juni (Heide, a. a. O. 11 f.) gekannt hat, in welchem Ferdinand Maria dem Kölner die Gefahren darlegt, welche einem bayerischen Kaisertum drohten. Die Redefloskel am Schlusse, er werde stets des Reiches Konservation seinem Privatinteresse vorziehen, hat natürlich gar keinen praktischen Wert. Eine typische Wendung, die sich so oder ähnlich im diplomatischen Style der deutschen Fürstenhöfe unzähligemale wieder-

es aus, daß ihm des Hauses Größe am Herzen liege, daß er nicht gewillt sei, sich irgend eine dem günstige Gelegenheit entrinnen zu lassen.[1]) So wenig reale Macht der kaiserlichen Dignität anhaftete, war er doch gegen ihren äußeren Glanz durchaus nicht unempfänglich. Er sah so gut, wie später sein Kanzler Schmid, „was der Kaisermantel für ein schöner Habit sei".[2]) Eine gewisse individuelle Geneigtheit für das Projekt war also unzweifelhaft vorhanden, und zwar hat sich ihm diese Empfindung wohl zunächst aufgedrängt. Diese Gedankenreihe erscheint mir mit dem 24. August[3]) keineswegs abgeschlossen. Die endgiltige Entscheidung

findet. Andererseits zeigt eine Nebeneinanderstellung des Schreibens vom 20. Juni mit den ausgemerzten Stellen Gualdos bei Keyssler und dem Mémoire pour Munic wie allgemein bekannt die Befürchtungen des Kurfürsten schon der Mitwelt gewesen sind.

[1]) Reponse de M.r le Duc de Bavière donnée au S.r Atto, le 31 Oct. 1657; Aff. Étr. Corresp. Bav. II. Hierzu auch die Mémoires Gramonts 467. Ferner die in Gualdos Historia di Leopoldo gestrichenen Stellen, in Keysslers Reisen II 1243 ff. Ein Beweis, wie gut der Verfasser unterrichtet war. Auch Graf Wolkenstein hatte aus seiner Unterredung mit Ferdinand Maria den Eindruck gewonnen, daß dieser die Kaiserkrone, falls ihm dieselbe angeboten werden sollte, nicht zurückweisen werde; ähnlich Trautson; vergl. Pribram, Archiv LXXIII, a. a. O. 138. Bei Säve, Kejsarevalet i Frankfurt 1657/58 och Sveriges underhandlingar derunder (Stockholm 1869) 23 heißt es ausdrücklich: „Den unge kurfursten syntes ej obenägen att emottaga Kejsarekronan" (der junge Kurfürst scheint nicht abgeneigt, die Kaiserkrone anzunehmen) Heide (Forsch. XXV, a. a. O. 29), geht also doch zu weit, wenn er behauptet, „nirgendwo ist ihm eine Äußerung nachzuweisen, daß er nach dem Besitz der Kaiserkrone ein Verlangen trug, oder deren Erwerb unter den damaligen Umständen für möglich hielt. Heide selbst erzählt uns (S. 36 Anm. 1), daß am Münchener Hofe bereits ein kaiserlicher Hofhaltungsetat aufgestellt wurde.

[2]) „Entwurf etlicher einfältiger Gedanken über das Chur-Bayrische Interesse und Conduite"; bei Heigel, Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns (München 1884) 42 f.

[3]) Es ist wichtig, zu bemerken, daß Ferdinand Maria in diesem Schreiben seine Stimme nicht Leopold, sondern allgemein dem Hause Habsburg zusagte. Daß man in München damals mehr dem Erzherzog als dem Könige zuneigte, möchte man aus dem guten Einvernehmen zwischen den Grafen Kurz und Schwarzenberg schließen. La Fuente schreibt darüber am

war mit dem berühmten Briefe dieses Datums noch nicht gefallen. Wohl hat der Kurfürst in diesem mit offenbarer Verletzung der Goldenen Bulle dem Hause Habsburg ganz allgemein seine Stimme zugesichert, aber er hat doch andererseits auch Atto keinen unbedingt ablehnenden Bescheid gegeben, wohl desavouierte er Fürstenberg, aber das gleiche Schicksal traf Volmar, als er erklärte, man habe bereits von Bayern das votum pro dignitate Imperatoris erhalten.

Da, wie bekannt, der Münchener Hof, oder vielleicht richtiger der Obristhofmeister Kurz,[1]) von allen weiteren Annäherungen Frankreichs dem Wiener Hofe Mitteilung gemacht hat, will man hierin seitens des Kurfürsten eine bewußte und von langer Hand geplante Täuschung nicht nur der französischen Partei, sondern auch seiner Gemahlin erblicken.[2]) An und für sich läge darin wohl nichts wunderbares. Vielleicht noch etwas häufiger als in anderen Zeiten operierte die damalige Politik mit solchen unwahren Kunstgriffen. So meinte man also, Ferdinand Maria habe sich verhältnismäßig bald entschlossen, das Ganze ein Spiel sein zu lassen und er habe dieses Spiel mit einer Art von Meisterschaft durchgeführt.

---

28. Juli: El Curzio de aqui y su hermano el de Baviera se entienden perfectamente bien con Suartzenberg; Sim. A. 2367. Vielleicht hing auch das zusammen mit jenen oben erwähnten Bedenken des Obristhofmeister vor einer zweiten Monarchie Karls V.

[1]) Wenigstens war dies die Meinung Mazarins. Daher legte er Gramont nahe, „avoir tousiours présent à la mémoire que, quelques bonnes et belles paroles que donne le Comte Curtz, on ne sçauroit luy rien confier, sans estre asseuré qu'il le convertira en poison dez qu'il sera parti, et mesme que la Court de Praque en sera avertie huict jours après"; Mém. pour Munic, Anlage IV.

[2]) So zuerst Heide, Die Wahl Leopolds I. zum römischen König; in: Forschungen zur deutschen Geschichte, XXV (1885) 29, und derselbe, Kurf. Adelh. von Bayern; in: Zeitschr. f. Allgem. Gesch. IV (1886) 324. Ihm folgend vor allem Pribram, v. Zwiedineck-Südenhorst, Döberl. Daß Adelheid von der ernsten Absicht ihres Gemahls auf die Kaiserkrone wirklich überzeugt gewesen, unterliegt keinem Zweifel. Vergl. schon Chéruel, Hist. de France sous le ministère de Mazarin III (Paris 1882) 105 f.

Allein gerade dieser Zug scheint mit unserer Auffassung von dem Charakterbilde des Kurfürsten nicht vereinbar. Er war vielmehr seiner Seele so fremd wie nur möglich. Dem politischen Charakter Ferdinand Marias fehlte zeitlebens die scharfe individuelle Ausprägung, am wenigsten ist derselbe damals in sich abgeschlossen gewesen. Daher erscheint der Kurfürst als eine Persönlichkeit, die nicht aus inneren festen Überzeugungen und Anschauungen heraus handelnd, den graden Weg zum Ziele ging, sondern starker äußerer Beeinflussung unterlag. So konnte sein Obristhofmeister Kurz klagen, daß Adelheid den Kurfürsten, so oft er diesen von der Notwendigkeit des engen Anschlusses an Österreich überzeugt habe, für die gegenteilige Auffassung zu gewinnen wisse.[1]) Genau ebenso urteilte Adelheid über den Einfluß des Kurz.[2]) Deutlicher als alles andere lassen diese maßgebenden Zeugnisse die Wirbel und Stürme ahnen, welche die Rivalität so differenzierter Kräfte im Inneren des Kurfürsten hervorrief. Dementsprechend fand auch das Objekt selbst bei Ferdinand Maria nicht immer die gleiche Wertschätzung. Es ist ein psychologisches Axiom, daß der normale Mensch unmögliches weder wünschen noch wollen kann. Andererseits wächst jede Energie des Strebens mit der Möglichkeit seiner Erfüllung. Je nachdem nun der eine oder andere Einfluß — der eine, welcher die Unmöglichkeit der Wahl, der andere, welcher ihre Durchführbarkeit betonte — in ihm mächtig war, erweckte und steigerte er bei Ferdinand Maria den Entschluß anzunehmen oder abzulehnen. Von aussen also wurde der Zwiespalt in ihn hineingetragen und dieser Widerspruch legte sich ihm lähmend auf die Seele und verwirrte den ganzen Standpunkt der bayerischen Politik.

---

[1]) Pribram, a. a. O. Archiv LXXIII, 139.

[2]) „Ce qui me desespere, c'est, que quelquefois ie mets M.r lelecteur presque dans la resoulution de le prandre (das Kaisertum), et dans un mesme tamps, qu'il parle un quart d'heure avec le C. Curtz... et Madame lelectrice, il est tout change;" Adelheid, 11. Sept. 1657 bei Merkel, Adelaide di Savoia (1892) 227. „Nella Corte bavara variamente hanno fluttuato gl'affetti", schrieb Nani am 15. August, Venet. Depeschen a. a. O. 47. „Son esprit ne demeurera pas longtemps en une mesme assiette", urteilte Mazarin (an Lionne und Grammont, 9. August, Lettres VIII 98).

Der Historiker steht vor der völligen Unmöglichkeit, im einzelnen nachzuweisen, wo die Einwirkungen von dieser oder jener Seite einsetzen oder abbrechen, der Psychologe wird es sehr natürlich und begreiflich finden, daß der Kurfürst, jung, schüchtern, unerfahren, der Grenzen seiner Begabung sich doch wohl bewußt, inmitten zweier fast gleich starker entgegengesetzter Strömungen, angesichts einer so großen verantwortungsvollen Entscheidung, die alle gewohnten Verhältnisse umzugestalten, über die alten Lebensgrenzen hinausgreifend sein ganzes Dasein auf einen anderen ihm unbekannten Boden zu stellen drohte, die nach beiden Seiten hin klare Wahl nicht selbständig zu treffen vermochte, daß es dazu vielmehr des energischen, zuletzt auch über den Einfluß der Gemahlin siegreichen Willens seines vornehmsten Ratgebers bedurfte.[1])

Das Studium seelischer Zustände führt freilich auf ein wenig gangbares Gebiet; wir haben es hier stets mit Vorgängen zu thun, die wir nicht zu erkennen, sondern nur zu erschließen vermögen. Gerade darum stünden wir mit jener Annahme vor dem Charakter des Kurfürsten wie vor einer Thür, für welche es keinen Schlüssel gibt. Eine solche zweckbewußte, systematische, durch Wochen und Monate fortgeführte Verstellung, die eine starke

---

[1]) Man beachte auch, daß er den fremden Unterhändlern stets einen weit günstigeren Bescheid gab als Kurz. So gegenüber Atto Melani (Heide, a. a. O. 28 f.) und Gramont (Mém. I 470 ff.). Die Abfertigung des Letzteren hat später Adelheid ausschließlich dem Obersthofmeister zur Last gelegt; Adelheid an Lionne 16. Januar 1663; Aff. Étr. Corr. Bav. III, Anlage VI. Fürstenberg rühmte sich bekanntlich eines höchst günstigen Erfolges seiner Verhandlung bei Ferdinand Maria. Heide (a. a. O. 36 ff., desgl. Pribram, v. Zwiedineck u. a.) hat deshalb seine ganze Aussage als erlogen bezeichnet. Anders Gualdo Priorato: Der Kurfürst habe sich gegen Fürstenberg inkliniert gezeigt, an mere an ficte, wisse er nicht (vergl. Döberl, Bayern und die Kaiserwahl 1657/58; in: Forsch. z. Geschichte Bayerns IX, 1901, 2. Nach demselben Gewährsmann habe Kurz geargwöhnt che Fürstenberg potesse haver havuto qualche favorevole risposta dall' Elettore, senza sua participatione; bei Keyssler, Reisen a. a. O. II, 1245. Siehe ferner oben S. —. Es scheint mir danach nicht so unmöglich, daß Ferdinand Maria auch gegen Fürstenberg einige Geneigtheit gezeigt hat.

Selbstbeherrschung bedingt, widerspricht eben so sehr seiner ehrlichen und aufrichtigen, völlig undiplomatischen Natur und seinem Jugendalter, wie vor allem dem liebevollen Verhältnis zu seiner Gemahlin.

Auch nachdem Ferdinand Maria nach der einen Richtung eine gewisse Verpflichtung eingegangen war, wollte er, dem jeder Bruch schwer fiel, nach der anderen nicht schroff ablehnen. Vielleicht war er in einzelnen Momenten mit sich selbst nicht im Klaren darüber, ob er die Verwirklichung der ihm von so vielen Seiten zugetragenen Aussichten auf die Krone mehr fürchten oder hoffen sollte. Als Ergebnis dieser Kombination möchte ich in der endlichen Abweisung Gramonts doch noch die Frucht innerer Kämpfe erblicken.

Man hat viele und gute Gründe beigebracht, daß eine bayrische Kandidatur auf schwere Hindernisse gestoßen wäre. In der Thatsache, daß Habsburg durch drei Jahrhunderte des Reiches gewaltet hatte, lagen unzweifelhaft gewisse Garantieen für seine Neuwahl. Andererseits aber ist es doch damit noch lange nicht „außer Zweifel gestellt, daß der Kurfürst die Krone niemals bekommen haben würde".[1]) Daß Mazarin das Gelingen für gesichert hielt, ist durch zahlreiche Äußerungen in seinen Briefen hinreichend bezeugt, ebenso gewiß ist freilich auch, daß er die seinem Plane günstigen Anzeichen in ihrer Wirksamkeit überschätzte. Man kann dies zugeben und wird doch nicht zu weit gehen mit der Behauptung, daß anfänglich zu Gunsten Wittelsbachs bei den maßgebenden Ständen stärkere Strömungen vorhanden waren, als für irgend eine andere Kandidatur.

---

[1]) So Heide, Kurf. Adelheid von Savoyen, Zeitschr. f. allgem. Gesch. III (1886) 325. Als unrichtig wird man es bezeichnen dürfen, wenn er an anderer Stelle (Forschungen XXV, 4) meint, es seien „keine Anzeichen dafür vorhanden gewesen, daß die Stände von der überlieferten Wahlpolitik abgehen würden." Auch Erdmannsdörffer, Urk. u. Akt., VIII, 434 scheint mir noch etwas zu weit zu gehen. Vielleicht darf man dem gegenüber auch einmal die Ansicht des alten Wagner zitieren. Derselbe betont in seiner Hist. Leop. Magn. I, 47: „neque certe ullius e candidatis Austriacis a Carolo V petitio aut ardua magis fuit aut anceps."

Es ist zur Genüge darauf hingewiesen worden,[1]) daß sich gerade in diesen Jahren erneut jene Abneigung der deutschen Fürstenwelt gegen Habsburg geltend machte, welche aus der richtigen Erkenntnis entsprungen war, daß die Verbindung Österreichs mit Spanien dem deutschen Kaisertum einen fremdartigen, deutscher Fortentwickelung ungünstigen Charakter gegeben habe. Diese Empfindung wurde dadurch verstärkt, daß Kaiser Ferdinand III. gegen den klaren Wortlaut des westfälischen Friedens Spanien fast offen unterstützte und so den Kriegsbrand in der unmittelbaren Nachbarschaft der rheinischen Länder nährte.

Kurmainz hat sich zum Wortführer jener Elemente gemacht, welche den französisch-spanischen Krieg von den Grenzen des Reiches fern zu halten wünschten und daher jede direkte oder indirekte Einmischung in denselben verurteilten. Es ist der feste Gedanke seiner großzügigen Politik gewesen, „dem immerfort drohenden Zusammenprall der Deutschland und Europa spaltenden Gegensätze vorzubeugen, einen Bund von Mittelstaaten als Friedensgaranten zwischen die feindlichen Großmächte zu stellen und damit sich selbst zum Schiedsrichter von Europa zu machen".[2]) Eine bedeutungsvolle Zusammenfassung spezifisch mainzischer, deutscher und europäischer Gesichtspunkte. Das A und O der mainzischen

[1]) Vergl. u. a. Joachim, Die Entwickelung des Rheinbundes vom Jahre 1658 (Leipzig 1886) 91 ff. S. auch unten.

[2]) Köcher, Gesch. von Hannover und Braunschweig I (Leipzig 1884) 200. Ähnlich Mentz, a. a. O. I, 61. Pribrams Darstellung der mainzischen Politik, Arch. a. a. O. 105 ff., ist nicht ganz leicht verständlich, „confus" (wie bei Waddington, Rev. hist. XLVI, 412 geschieht), wird man sie darum doch nicht nennen dürfen. In Wien meinte man anfangs irrtümlich, der Mainzer werde für Geld zu haben sein. Vergl. Nani, 2. Juni, Venet. Depeschen, 23. Richtiger noch urteilte Canstein, daß M. abwarten wolle, welchen Anhang Bayern und Österreich gewinnen würden, um dann der hoffnungsreichsten Partei zu folgen, 15. September, Urk. u. Akt., VIII, 462. Über gewisse gemeinsame Interessen zwischen Mainz und Bayern vergleiche Lory, Die Anfänge des bayerisch-pfälzischen Vikariatsstreites; in: Forsch. z. bayr. Gesch., VII (1899) 191 ff. Zu der oben skizzierten kurmainzischen Politik paßt es allerdings wenig, wenn Boyneburg 1655 die Wahl Leopolds zum römischen König in einer besonderen Schrift: De electione Regis Romanorum empfahl. Vergl. v. Zwiedineck, a. a. O. 178.

Politik bestand aber doch wohl in der Mahnung Johann Philipps an die französischen Gesandten: Iniquere pacem et persequere eam.[1])

Aus den Schwankungen seines Urteils darüber, wessen Kandidatur am leichtesten möglich und zur Erreichung seines Zieles die geeignetste sei, erklären sich bis zu einem gewissen Grade die deutlich erkennbaren Widersprüche seiner Worte und Handlungen.

Immerhin konnte ihm ein bayerisches Kaisertum für die Herstellung eines allseitigen „Gleichgewichtes der Kräfte" anfangs bessere Aussichten bieten, als Österreich, dessen Herrschaft außerdem den unsterblichen Krieg gegen Frankreich im Interesse Spaniens zu bedeuten schien. Aber ebenso wie den Leiter der französischen Politik mußte auch ihn die Haltung Ferdinand Marias in negativem Sinne beeinflussen und das um so mehr, da er an einer bayerischen Kandidatur natürlich nicht entfernt das umfassende Interesse hatte, wie Mazarin.[2])

---

[1]) Vergl. Gramonts Mémoires, 452.

[2]) Schon im Mai hatte der Mainzer die Befürchtung ausgesprochen, Ferdinand Maria werde die Würde „nicht acceptieren, oder sich teuer machen, gleich denn einige Ministri daselbst sich vernehmen ließen, das Reich müßte auf solchen Fall etzliche Millionen jährlich hergeben", Canstein, 24. Mai, Urk. u. Akt. VIII, 441. Daß der Mainzer auch später noch an Ferdinand Maria gedacht hat, dürfen wir zugeben, selbst wenn wir die übrigens im Widerspruch mit seinem Schreiben vom 19. Mai (Venet. Depeschen, 20) stehenden Worte Nani's, „quell' elettore persiste alieno dal rè et inclinatissimo a Baviera" (ebenda, 5. September, 54) für sehr übertrieben halten. Noch im September hat Joh. Phil. Gravel versichert, daß er dem Bayern seine Stimme geben werde (Heide 9, Pribram 199). Mehr will es sagen, daß er Lionne und Gramont ausdrücklich gestattete, von diesem Versprechen Ferdinand Maria gegenüber Gebrauch zu machen. Wie sehr die Herstellung des Friedens der kurmainzischen Politik am Herzen lag, bezeugen am besten Johann Philipps Worte vom Ende September: „Ich schwöre einen Eid als Priester, der heute die Messe gelesen, und gebe Euch mein Fürstenwort, wenn Spanien den Frieden nicht will, so wird sein Haus das Kaisertum verlieren und wenn dann Bayern keine Lust trägt dasselbe anzunehmen, so mag es lieber der nächste beste erhalten, als daß man es in den Händen derer beläßt, die den Frieden verschmähen." (Heide,

Wenn für die Haltung des Mainzer in der Wahlfrage immerhin auch große politische Gesichtspunkte von Einfluß waren, so ließ sich der Kurfürst von Köln so gut wie ausschließlich von rein persönlichen Neigungen und Abneigungen leiten. Damit ist schon gesagt, daß er der Anhänger seines jungen bayerischen Verwandten[1]) und der Gegner des Hauses Habsburg war, von welchem er sich schwer gekränkt fühlte.[2])

---

a. a. O. 22.) Wenn später Lionne trotzdem meinte, Mainz habe niemals ernsthaft an Bayern gedacht (Schreiben vom 8. Januar 1658; bei Pribram 121, Anm. 1), so stimmt das mit der bekannten Tendenz der französischen Politik überein, die Wahlkampagne gegen Österreich von Anfang an als aussichtslos hinzustellen. Dieser Auffassung Lionnes, die sich vor allem Pribram zu eigen gemacht hat, widerspricht das Urteil eines so gründlichen Kenners des 17. Jahrhunderts wie Le Dran. In seinem Mémoire Histoire des négociations et traittez entre la France et les Empereurs d'Allemagne depuis la paix de Querasque jusqu'à la paix des Pyrenées, 1631 à 1660, faßt er die Stellung des Mainzers zu der bayerischen Kandidatur in den Worten zusammen: „la repugnance apparente de l'El. de Bav. fit perdre à l'Élect. de Mayence toute esperance." Aff. Étr. Mém. et doc. Allemagne, XV fol. 467.

[1]) Wenn Canstein am 23. Mai (Urk. u. Akt. VIII, 441) schreibt: „scheinet, daß der Kurfürst zu Köln nicht große Inclination vor Bayern selbst trage", so irrte er sich. Man kannte die Parteinahme Kölns für Ferdinand Maria auch in Wien sehr genau. Vergl. Nani, 16. Juni: „Quant'a Colonia non si può far caso, perchè del Bavaro seguiterà l'inclinatione et interesse", Venet. Depeschen, a. a. O. 28. Schon im Frühjahr 1655 äußerte Maximilian Heinrich zu Lumbres, er habe wegen der bayerischen Kandidatur „sieben bis acht Mal" an Ferdinand Maria geschrieben, aber keine Antwort erhalten; Pribram, a. a. O., 175.

[2]) Vergl. Valfrey, Hugues de Lionne, ses ambassades en Espagne et en Allemagne (Paris 1881) 79; Ennen, Frankreich und der Niederrhein; Chéruel, Hist. de France sous le Ministère de Mazarin (Paris 1882) 89 f.; Heide, a. a. O. 8, Pribram, Archiv a. a. O., LXXIII, 132 ff., 186; Heide, Über die angebliche Bewerbung Ludwigs XIV. um die deutsche Krone; in: Hist. polit. Blätter, CXII (1893) 865 ff.; Huisman, Essai sur le règne du Prince-Évêque de Liége Maximilien-Henri de Bavière (Brux. 1899) 69 ff. In Übereinstimmung hiermit die „Relation du sieur de Lumbres, de toutes ses négociations tant à Liège et Munster que depuis en Pologne et en Allemagne; Aff. Étr. Mém. Allem. XVII u. XVIII, a. versch. O.

Mazarin war über die Stimmungen des Kölner durch die Gesandtschaft des Grafen Wagnée[1]) sehr genau unterrichtet. Maximilian Heinrich hat diesem nicht verborgen, wie wenig er mit den ihm auf seine Briefe zu Teil gewordenen ausweichenden Antworten der bayerischen Minister und der ablehnenden Haltung des Kurfürsten zufrieden sei. Er riet, eine französische Gesandtschaft nach München abzusenden.[2])

Es ist nicht unwichtig, sich zu erinnern, daß er zugleich auch schon mit Wagnée erwog, wer etwa sonst noch für die Wahl geeignet sei.[3]) Wir ersehen daraus, wie entmutigend schon damals

---

[1]) Joachim, Die Entwickelung des Rheinbundes vom Jahre 1658 (Leipzig 1886) nennt ihn Vagny; Heide, wohl im Anschluß an Ennen, Frankreich und der Niederrhein, 155, 159 neben Wagnée auch Wagner. Sein voller Name ist Jean-Ferdinand de Pottiers, Comte de Wagnée. Er entstammte einem belgischen Geschlecht. Vergl. über ihn Lonchay, La rivalité de la France et de l'Espagne aux Pays-Bas, 186 und Huisman, a. a. O., 62 ff. Vielleicht ist Wagnée gleichbedeutend mit dem bei Charleroy gelegenen unbedeutenden Flecken Wagnelée.

[2]) L'Él. de Cologne apres avoir fort blamé le procedé de l'Électeur de Bavière a l'egard du Roy assura le S. de Vagnée qu'ayant esperé que nonobstant les froideurs du Duc de Bavière, l'affection et la bonté du Roy ne seroient point rallenties, il luy avoit ecrit et fait ecrire a Ses Ministres pour leur preparer l'esprit à suivre les sentiments de la france dans cette conjoncture; qu'il n'en avoit reçu que des reponses obscures et que leurs intentions estoient des misteres cachés pour luy; qu'il feroit encore son possible pour leur inspirer d'autres pensées quoy qu'il doutast fort de les pouvoirs persuader; mais qu'il luy sembloit que si cet Electeur se trouvoit en même tems prossé par une personne qui allast le trouver de la part du Roy, il auroit bien de la peine à se deffendre de se déclarer et qu'après cela sa Majesté pourroit prendre ses resolutions. Que de sa part il y feroit concourir tout ce qui pourroit dependre de luy.“ Mém. et Docum. Allem. I fol. 55.

[3]) Nach Pribram (a. a. O., 186) habe er den Neuburger und den Erzherzog genannt. Canstein urteilte: „Summa, so spielten sie (— die Kölner —) auf die bewußte Person (— den Erzherzog —) oder so selbige es nicht sein sollte, dann auf Frankreich“; P. S. zum Schr. v. 24. Mai, Urk. u. Akt. VIII, 442. Eine höchst auffallende, sonst nirgends bestätigte Mitteilung über das Gespräch bringt Le Dran in seinem uns bereits bekannten Memoire, Aff. Étr. Allem. I. Danach habe der Kurfürst als eventuellen Kandidaten auch seinen Bruder, den Bischof Albert Sigismund von

— es war im Mai[1]) — die bisherige Haltung Bayerns auf denjenigen Kurfürsten eingewirkt hatte, der doch wohl aufrichtig für das Kaisertum Ferdinand Marias einzutreten bereit war.[2])

Freising, genannt; allerdings mit dem sofortigen Zusatze, daß die Kandidatur aussichtslos sei, da sein Bruder keine Apanage besitze und Ferdinand Maria nie zugeben werde, daß ein Jüngerer seines Hauses über ihn erhoben werde. Das klingt mehr als seltsam. In Meichelbecks Historia Frisingensis II (1729) findet sich nichts darüber. Andererseits erweist sich aber das Mémoire, wo wir es an der Hand der in den Lettres de Mazarin publizierten Aktenstücke nachzuprüfen vermochten, von so minutiöser Genauigkeit, daß ich die Nachricht nicht ohne weiteres verwerfen möchte. Ich gebe sie im Wortlaut wieder. Der Kurfürst habe Wagnée eröffnet, daß er die möglichen Kandidaten nur unter den Häusern Wittelsbach und Habsburg sehe; „que de la premiere il y avoit encore l'El. de Bav., le Duc de Neubourg et l'Ev.e de frisenghen son frère; mais que comme celuy cy estant sans appanage retomberoit sur les bras des Electeurs pour sa propre subsistance, il y voyoit peu de jour, quoyque la nature, la raison et l'interest luy fissent souhaiter, que l'on voulut jetter la vüe sur ce Prince, lequel y rencontreroit encore de la difficulté, en ce que le Duc de Bav. auroit peine à souffrir, sans brouiller, un cadet de sa Maison au dessus de sa teste. Que ce dernier obstacle se rencontreroit aussy pour le Duc de Neubourg, joint à la peine que l'on auroit de persuader l'El. de Brand. en sa faveur a cause de leurs differens, mais que d'ailleurs il sçavoit bien qu'il s'estoit rendu agreable a la pluspart des autres Electeurs par une conduite prudente et adroite. Qu'à l'egard des Princes de la Maison d'Autriche, la france et ceux qui luy estoient affectionnés avoient interêt de luy donner l'exclusion" (fol. 61). Mazarin ließ darauf den Kurfürsten durch Wagnée sein Bedauern aussprechen, daß die Wahl seines Bruders nicht möglich wäre und er sich ihm daher hier nicht, wie er möchte, erkenntlich zeigen könne; ebenda.

[1]) Schon die ersten versteckten Absagen Ferdinand Marias im Herbst 1654 waren auf seinen kölner Verwandten nicht ohne Eindruck geblieben; vergl. Pribram, a. a. O., 171.

[2]) Am 22. Mai schreibt Canstein (Urk. u. Akt. VIII, 440): „Endlich kamen Sie (— Maximilian Heinrich —) auf Bayern, da Sie mich versicherten, daß, so fleißig Sie da gesuchet, etwas zu sondieren, Sie doch nichts annoch als zweifelhaftiges vernehmen könnten; schiene, daß darunter die Mutter und etliche Diener ihn sehr abhielten; der Churfürst von Mainz hätte auch gesuchet, es zu erfahren, aber vergeblich; glaubeten, er sollte es thun recusiren". Darin mußten die geistlichen Kurfürsten durch die Verhandlungen im Juni vor allem das alle Bedenken zusammenfassende Handschreiben Ferdinand Marias vom 20. Juni noch bestärkt werden. Vergl. Heide, 11 ff.

Wie viel mehr mußte das bei dem Kurfürsten von Mainz der Fall sein, bei dem nicht das geringste persönliche Interesse für Ferdinand Maria im Spiele war. Erwägt man das richtig, so wird man vielleicht eher zu der Ansicht neigen, daß der Gedanke an die Kandidatur Leopold Wilhelms, welche, obwohl schon früher oft erwogen, doch zuerst im Juni festere Formen gewinnt, wenigstens teilweise durch die Weigerung Bayerns veranlaßt war, sich offen zu erklären.[1]) Auf alle Anfragen hat Ferdinand Maria stets mit Gegenfragen geantwortet. Ehe er sich band, wollte er feste Zusicherungen in Händen haben, die sein Kaisertum auf eine sichere finanzielle Basis stellten.

Das war sehr vorsichtig gehandelt und ist uns sehr begreiflich, aber nicht minder begreiflich erscheint es, wenn die drei geistlichen Kurfürsten[2]) auf einer klaren Entscheidung bestanden

---

[1]) So weit, wie andere Forscher, vor allem Pribram, welcher meint, daß der Mainzer die Wittelsbachische Kandidatur nie aufrichtig gewünscht oder lebhaft gefördert habe (a. a. O., Archiv, LXXIII 120, 141), glaube ich also nicht gehen zu dürfen. Darin bestärkt mich grade unsere Kenntnis von den Absichten Johann Philipps, die letzten Endes auf die Herstellung des Friedens gingen. Konnte ihm hierfür das Kaisertum des macht- und länderlosen Erzherzogs wirklich viel bessere Garantieen bieten, als das des Hauses Wittelsbach? Es ist fast zum Verwundern, wie die Kandidatur Leopold Wilhelms überhaupt aufkommen konnte. Der Gedanke, der zurückgesetzte König von Ungarn werde aus lauter Edelmut den ihm vorgezogenen Erzherzog mit den nötigen Ländern aus seinem eigenen Erbe ausstatten, damit er die Kaiserwürde auch zu behaupten im Stande sei, war doch eigentlich zu naiv, als daß er lange geglaubt werden konnte.

[2]) Karl Kaspar von der Leyen, Erzbischof von Trier, war freilich habsburgisch gesinnt. Er hatte sich zu Klärlich sogar direkt gegen Bayern ausgesprochen. „Trotz aller Bemühungen der beiden anderen geistlichen Kurfürsten", sagt Pribram (a. a. O. 126), womit er übrigens indirekt zugiebt, daß auch der Mainzer aufrichtig für Ferdinand Maria agierte. Denn was hätte Johann Philipp hier veranlassen sollen, seine wahre Gesinnung zu verheimlichen? — Allein der Trierer war sehr von Mainz abhängig. Ferner hielt ihn Mazarin, wie wir aus mehreren seiner Briefe erfahren, nicht für unbestechlich; ähnlich schrieb Lisola, 17. Juli 1657 (Die Berichte des kaiserlichen Gesandten Franz v. Lisola aus den Jahren 1655—60; Arch. f. öst. Gesch. LXX [1887] 295): Trevirensem vero Gallia putat minis vicini exercitus Gallici vel blandimentis devinciendum."

und sich nicht finanziell die Hände binden wollten, ehe von der Gegenseite eine bestimmte Verpflichtung vorlag.[1]) Schließlich waren sie sich doch immerhin bewußt, indem sie eine Kaiserkrone anboten, die Gebenden zu sein.

Auch in den Stimmungen der protestantischen Kurfürsten, abgesehen von Sachsen,[2]) fand Mazarin Momente, die seinen Plänen

---

[1]) So schreibt Oexl, der Gegner des bayerischen Kaiserprojektes und ergebene Anhänger des Hauses Habsburg am 17. Juli: „Die drei geistlichen Kurfürsten und dero Gesandten sind des Glaubens, daß der Kurfürst von Bayern die römische Krone nicht annehmen werde; man solle sich vorher gegen sie expektorieren, ehe sie gedachte Krone formaliter antragen". — Ich hoffe deutlich gemacht zu haben, worauf es mir ankommt. Das Verhalten der geistlichen Kurfürsten steht zu dem des Münchener Hofes in einem gewissen gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis. Heide (11 f. und 32 f.), Pribram, 141 und, offenbar dem ersteren folgend, Döberl (44, Anm. 2), sehen in der definitiven Ablehnung Ferdinand Marias die Wirkung davon, daß die geistlichen Kurfürsten mit den geforderten finanziellen Zugeständnissen zurückhielten. Das ist zuzugeben, aber andererseits verdient betont zu werden, daß die Ursache dieser Zurückhaltung in der durch Jahre fortgesetzten ablehnenden oder mindestens sehr schwankenden Politik Bayerns zu suchen ist. In dieser Auffassung bestärkt mich die Auffassung eines so gewiegten Kenners der Geschichte des 17. Jahrhunderts wie Le Dran. In seiner Relation du ceremonial observé à l'egard des ambassadeurs extraordinaires à l'Assemblée Electorale tenüe à Francfort. . . 1657/58 schreibt er: „. . .il estoit impossible de fixer les Electeurs Ecclesiastiques et de les maintenir dans les bonnes dispositions où ils paroissoient estre de donner leur voix a l'Électeur de Bavière si l'on n'estoit informé de ses veritables sentimens"; Aff. Étr. Mém. Allem. III A. fol. 102. Man war übrigens in Mainz darauf gefaßt, daß ein bayerisches Kaisertum nicht billig zu haben sein würde; „gleich denn einige Ministri daselbst sich vernehmen ließen, das Reich müßte auf solchen Fall etzliche Millionen jährlich hergeben"; so Canstein in seinem mehrfach zitierten Schreiben vom 24. Mai Urk. u. Akt. VIII, 441. Daß Mazarin zu großen Geldopfern für diesen Fall bereit gewesen wäre, steht fest. Wir dürfen es unterlassen, die Belegstellen dafür aus seinen Briefen hier noch besonders anzugeben. Es ist jedenfalls irrig, wenn v. Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte etc. a. a. O. I 178 sagt, daß damals niemand an eine ernstgemeinte Ablehnung Bayerns geglaubt habe.

[2]) Dieses ist Habsburg von Anfang an sicher gewesen. Vergl. Pribram a. a. O. 153 ff. Es liegt zwar der Entwurf einer französischen In-

einer wittelsbachischen Kandidatur günstig waren. Das gilt zunächst von der Pfalz. Bereits am 19. Juli 1656 hatte sich Karl Ludwig im Hinblick auf die zukünftige Wahlfrage verpflichtet, „à favoriser de tout son pouvoir tous les desseins de S. M. dans l'Allemagne".[1])

Mitte August 1657 hat dann der Kurfürst sogar vertragsmäßig versprochen, „das Haus Habsburg von der Wahl auszuschließen und seine Stimme dem von Frankreich empfohlenen Fürsten zu geben".[2]) Daß dies Bayern war, wußte Karl Ludwig natürlich ganz genau. Deshalb war seine Stimmung an und für sich dem Wittelsbacher gewiß nicht etwa günstig, nur glaubte er damals auf französischer Seite seinen Vorteil zu finden. Obwohl

---

struktion für Wagnée vor, wonach dieser dem am 8. Oktober 1656 zur Regierung gelangten Johann Georg II. die Kaiserwürde anbieten sollte (mit dem Hinweis: „il n'y a point d'effort auquel le Roi ne se portât pour faire passer l'empire en sa maison"), allein die Sendung unterblieb. Vergl. Auerbach, La diplomatie française et la cour de Saxe (Paris 1888) 72 ff.; Hassel, Zur Politik Sachsens in der Zeit vom westphälischen Frieden bis zum Tode Johann Georg II.; in: Neues Archiv für sächs. Geschichte und Altertumskunde XI (1890) 124 ff. Zu den Kandidaten in der Kaiserwahlfrage, wie Weiss, Beiträge zur Geschichte der Wahl Leopolds I., Histor. Jahrb. XV (1894) 529 ff. annimmt, kann Sachsen doch wohl nicht gezählt werden.

[1]) Der Vertrag abgedruckt bei Dumont, Corps diplomatique VI part. II, 143.

[2]) Vergl. Pribram, a. a. O. 198 (auch 157 f.). Derselbe hat mit der genauen Angabe der Vertragsbestimmungen die Memoiren Grammonts gegen Heide, 20 wieder zu Ehren gebracht. Beide haben die unrichtige Darstellung bei Häusser (Geschichte der Pfalz II 616) zurückgewiesen. Vergl. auch Valfrey, a. a. O. 89 ff. und Chéruel, a. a. O. 93 f. — In einem Schreiben an Servien, 27. August 1657 (Lettres de Maz. VIII 130) thut Mazarin des Vertrages Erwähnung und spricht dabei die Befürchtung aus, man könne, indem man Pfalz gewinnt, Mainz und Bayern verlieren. Offenbar spielt er dabei auf die zwischen beiden herrschende scharfe Gegnerschaft in der Reichsvikariatsfrage an. Vielleicht hätte aber grade hier in einem bayerischen Kaisertum eine befriedigende Lösung gelegen, das Vikariat wäre dann Pfalz ohne weiteres zugefallen, und vielleicht konnte darin der Pfälzer doch einen Grund finden, die Wahl Ferdinand Marias zu fördern.

er sehr bald nach der anderen Richtung abgeschwenkt ist, verdient es hier doch betont zu werden, daß es eine Zeit gab, in der er sich indirekt für ein wittelsbachisches Kaisertum verpflichtet hatte.[1]).

So weit ist die französische Politik bei Brandenburg freilich nicht gekommen. Es ist in den Jahren vor dem Ableben Ferdinand III. das Programm des leitenden brandenburgischen Staatsmanns in die Worte zusammengefaßt worden: „Kaisertum des Hauses Bayern, gestützt auf Brandenburg und den von ihm geleiteten Bund".[2]) Nun erscheint es hier besonders schwierig, den jedesmaligen Grad der Frankreichs Plänen in der Wahlfrage günstigen oder ungünstigen Stimmungen festzulegen, weil Brandenburgs Entschlüsse durch die Entwickelung der nordischen Frage beeinflußt waren, schließlich sogar durch diese geleitet wurden. Indem Friedrich Wilhelm sich im Sommer voll Sorge vor den Plänen Karl X. Gustav und seinen „formidabeln Rüstungen" von Schweden ab- und Österreich zuwandte, war im allgemeinen auch in der Kaiserwahlfrage die Entscheidung zu Gunsten Habsburgs gefallen.[3])

---

[1]) Dem Biographen Karl Ludwigs, Herrn Dr. Hauck, verdanke ich die seinem MS. entnommene Mitteilung, daß Karl Ludwig sich noch im Herbst bereit erklärte, Ferdinand Maria seine Stimme zu geben, allerdings nur, wenn Ludwig XIV. es ausdrücklich fordern würde.

[2]) Wenn Pribram (Franz Paul, Frhr. v. Lisola, 1613—1674 und die Politik seiner Zeit [Leipzig 1894] 135 Anm. 1) meint, daß Friedrich Wilhelm eigentlich sofort nach dem Tode Ferdinands III. nicht im Zweifel gewesen sei, wem er seine Stimme zu geben habe, so vergleiche dagegen das kurfürstliche Schreiben an Mazarin, bei Chéruel a. a. O. III 92 Anm. 4. Der Schwede Schlippenbach versicherte noch am 28. Mai (!), daß der Kurfürst „syncèrement" wünsche, „daß die Waffen hergegen (zu mehrer Aufnahme und Versicherung des evangelischen Wesens) gegen das Haus Österreich gebraucht werden." Vergl. Erdmannsdörffer, Waldeck a. a. O., 426. Daß andererseits Mazarin in seiner allzu optimistischen Beurteilung der Haltung Friedrich Wilhelms fehlte, ist freilich auch gewiß. Das war die Folge der irreführenden Berichte Blondels. Vergl. Droysen, Zur Quellenkritik der deutschen Geschichte des 17. Jahrhunderts; in: Forschungen zur deutschen Geschichte IV (1864) 29 ff.

[3]) Urk. u. Akt. VIII 433 ff., 446 u. a. a. O.; Droysen, III, 2, 389 ff.; Erdmannsdörffer, Waldeck, 419 ff.; Valfrey, Lionne 112 ff.;

Bemerken wir noch, daß sich Schweden durchaus im Geleise Frankreichs bewegte.[1]) Sofort nach Ferdinands Tode hatte Karl X. den französischen Gesandten d'Avaugour seiner vollsten Unterstützung, sogar der Waffenhilfe, versichert, um das Haus Habsburg von der Wahl auszuschließen.[2]) Er schlug als Kandidaten Bayern,

---

Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte I 275 ff. Noch am 24. Juli schrieb Lisola, er halte es für notwendig, Friedrich Wilhelm zu gewinnen; ein Beweis, daß er seiner damals noch nicht sicher war. Dagegen meldet er am 10. August: „In voto electorali M.^{ti} Vrae conferendo semper constans manet Ser^{mus} elector"; vergl. Pribram, Die Berichte des kaiserlichen Gesandten Franz von Lisola in den Jahren 1655—60; in: Archiv f. österr. Gesch. LXX (1887), 313 (vergl. auch Einleitung 42 ff.). Dazu Hirsch, Der österreichische Diplomat Franz von Lisola und seine Thätigkeit während des nordd. Krieges in den Jahren 1655—60; in: Hist. Zeitschr. LX (1888), 466 ff. Im Gegensatz zu der Lisolas Thätigkeit sehr gering einschätzenden Arbeit Carlboms: Sveriges förhållende till Österike under Ferdinand III:s sista regeringsår 1655—57, etc. (1898), vergl. Arnheim, Mitteilungen aus der histor. Literatur XXIX (1901), 185 ff. — Wenn sich übrigens Mazarin so lange über die Haltung Brandenburgs durch Blondel täuschen ließ, so war es seine eigene Schuld. Friedrich Wilhelm hat d'Avaugour schon im Juli über seine Haltung klaren Wein eingeschenkt. So heißt es in der Inhaltsangabe eines Schreibens d'Avaugours vom Juli: „L'Él. de Brand. avoüa au S. d'Avaugour qu'il connoissoit bien l'interest qu'il avoit de se conduire dans l'affaire de l'Élection selon le desir de la france; mais il luy dit en même tems que cette Élection se faisant a la pluralité des voix il ne pouvoit contribuer que de la sienne; qu'il n'y avoit qu'un seul Électeur qui estoit celuy de Cologne qui se declarast pour l'exclusion; Que Bavière mesme qui estoit un sujet pour l'Empire le refusoit nonobstant les Sollicitations de son oncle et de l'Électeur de Mayence. Qu'il declaroit nettement qu'il ne donneroit jamais son consentement a l'élection du Duc de Neubourg a cause des differens qu'il avoit avec luy, . . . mais que dans la Diette Électorale, l'on pourroit imposer telles conditions a l'Empereur qui seroit esleu qu'a l'avenir il ne se pourroit plus faire de contraventions a la paix . ." Aff. Étr. Mém. Allem. I fol. 73.

[1]) Es ist auffallend, daß Pribram, der doch auch der viel unwichtigeren Haltung von Dänemark und Polen zur Wahl gedenkt (169 f.) Schweden völlig übergeht.

[2]) Am 19. April schreibt d'Avaugour an Mazarin: „Il (Karl X) nous a chargé de l'assurer qu'il joindra ses armes et ses negociations a celles de la france pour exclure de l'Empire la Maison d'Autriche"; Mémoire sur

Neuburg oder Savoyen vor, indem er bezeichnender Weise betonte, die Wahl des letzteren vorzuziehen, weil dieses im Reiche keinen Landbesitz hatte.[1]) Als ihm aber Mazarin durch d'Avaugour die Unmöglichkeit einer savoyischen Kandidatur nahe legen ließ,[2]) hat er um so eifriger für die Wahl Bayerns gesprochen.[3])

Noch in seinen Briefen an den schwedischen Gesandten in Frankfurt, Björnklou, vom August und September betonte Karl X. die Notwendigkeit engsten Zusammengehens mit Frankreich.[4])

Bezeichnend ist ferner das Auf- und Abwogen der Stimmung in Wien, die Spannung, mit der man hier die Haltung des bayeri-

---

la question si les Électeurs de l'Empire peuvent eslire un Empereur qui ne soit pas Allemand; Aff. Étr. Mém. Allem. III B. fol. 167. Über Schwedens Stellung zu einer französischen Kandidatur vergl. Excurs I.

[1]) „. . .n'ayant moins a craindre d'un Prince étranger et qui n'avoit point des Estats dans l'Empire"; Aff. Étr. Mém. All. I fol. 67. Ähnlich heißt es in dem Mém.: Sur le dessein attribué aux Protestants de faire eslire un Empereur de leur Religion, mit Berufung auf ein uns sonst nicht vorliegendes Schreiben d'Avaugours vom 6. Mai, Karl X. habe erklärt qu'il ne voyoit que le Duc de Bavière et ceux de Neubourg et de Savoye qui pussent pretendre a l'Empire; ebenda, Allem. III, C. fol. 188 f. Zum zweiten Male in diesem Jahrhundert ist also von einem savoyischen Kaisertum geredet worden; vergl. Erdmannsdörffer, Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen (Leipzig 1862) 99 ff. Jedenfalls war es Schweden damit ernster, als mit der gelegentlich als Lockmittel gebrauchten Kandidatur Brandenburgs; vergl. Erdmannsdörffer, Waldeck, 287 f.

[2]) Daß von einer schwedischen Kandidatur schon 1655 im Reiche geredet worden ist, dafür s. Joachim, a. a. O. 95 Anm 1; Mém. Allem. I fol. 68 f.

[3]) Vergl. Mentz, a. a. O. I 74 Anmerkung. Man kann es für baare Münze nehmen, wenn Mazarin sein Bedauern aussprach, daß der Schwedenkönig als Protestant nicht selbst die Krone tragen könne; „Sa Maj.te auroit souhaité que cette Dignité eut pût estre donnée au Roy de Suede s'il estoit Cat.e"; Aff. Étr. Allem. I 105.

[4]) På Karl Gustafs uppmaning att så mycket som möjligt „agera d'un commun concert med de fransyske ambassadörerne" och att i förening med dem framställa besvären mot Österrike; Karl X. an Björnklou, 20. August, 1. September, 9. September. Vergl. Säve, Kejsarevalet i Frankfurt 1657/58 och Sveriges underhandlingar derunder (Stockholm 1869) 28. Allerdings vollzog sich im Oktober eine Wendung zu Österreich hin, weil Karl X. mit Ludwig nicht ganz zufrieden war, ebenda 57 ff.

schen Hofes verfolgte. Im Frühjahr nach dem Tode des Kaisers war eine sehr optimistische Auffassung die vorherrschende.[1]) Sie schlug in das Gegenteil um, als sich die Kunde verbreitete, der Kurfürst werde, wie ja seine Gemahlin immer gewünscht hatte, in eigener Person zu dem Frankfurter Wahltage reisen.[2])

Die Kurfürstin-Mutter wie Kurz haben sofort das Ihrige gethan, diese Befürchtungen zu zerstreuen.[3]) Ganz ist es ihnen aber nicht gelungen; erst der Brief vom 24. August scheint dem Wiener Hofe die erwünschte Sicherheit gegeben zu haben.[4])

Jedenfalls war es im allgemeinen die Auffassung der Zeitgenossen, daß Bayern die Krone hätte erlangen können, wenn es

---

[1]) Vergl. Nanis Bericht, 14. Juli; Venet. Depeschen a. a. O. 41 f. und derselbe 15. August, ebenda 47. Diese Ansicht beruhte teilweise wohl auch gerade auf der Meinung, die man von Ferdinand Maria hatte, „ch'assai manca nelle conditioni dello spirito suo e nel concetto appresso i stranieri, Nani 21. April, ebenda 14.

[2]) La Fuente an Philipp IV., 19. Aug., Sim. A. 2445. Daneben war allerdings, wenigstens unmittelbar nach dem Tode Ferdinands III., auch die Ansicht vertreten, daß der Kurfürst seine Aussichten nur dazu benutzen werde, um einige Vorteile vom Hause Habsburg zu erlangen. So heißt es in dem Mém. Allem. I fol. 47: „Les partisans de la Maison d'Autriche suposoient que l'El. de Bav. quoiqu'il temoignast quelque ambition se determineroit à tirer quelque chose de la Maison d'Autriche et non pas de s'empresser pour la Couronne Imperiale".

[3]) „. . . dos dias despues nos libro del cuidado una carta para el S.r Archiduque en que le dezia la eletriz Madre que su hijo no se moveria y otra del Conde Curtz para su hermano en que le asegurava que el Elector no trataria de la materia para si, pero si he de dezir la verdad no fio nada de ninguno de los hermanos y sino nos ponen algun traspie sera por no poder mas." La Fuente, 19. August, Sim. A. 2445.

[4]) Als sich der Kurier mit der günstigen kurfürstlichen Erklärung vom 24. Aug. schon unterwegs befand, war man am kaiserlichen Hoflager noch weit davon entfernt, alle Bedenken wegen der Frankfurter Reise Ferdinand Marias fahren zu lassen. Vergl. Nani, 29. Aug. a. a. O. 51. Um so größer die Freude, als man Bayerns sicher zu sein glaubte. So schreibt Nani, 31. Okt. (a. a. O. 72), „questi avisi hanno dato grand' animo a questi ministri; perché ricusando Baviera la necessità porta gl'elettori a dar la corona al rè d'Ongheria".

ernsthaft und sofort gewollt hätte. Kein einziges Zeugnis liegt mir vor,[1]) daß man es für unmöglich hielt, viele für das Gegenteil.[2])

---

[1]) Abgesehen natürlich von der kaiserfreundlichen Partei am Münchener Hofe selbst.

[2]) Lassen wir dabei die uns bekannte Meinung Mazarin's bei Seite, der die Schwierigkeiten einer bayrischen Kandidatur offenbar unterschätzte. Aber auch der Mainzer äußerte im Mai zu Gravel, „que si l'Élect. de Bav. vouloit penser à l'Emp. il n'auroit pas grande difficulté à obtenir cette Dignité mais qu'on n'avoit pas encore pu penetrer quel estoit son sentiment la dessus; Aff. Étr. Mém. et Doc. Allem. I 51. Ein Mann von dem weiten Blicke Waldecks hat noch 1658 in seinem Gutachten: Gedanken in puncto der Wahl eines Röm. Königs, dat. 17. Mai 1658 die bayerische Kandidatur empfohlen. Vergl. Erdmannsdörffer, Waldeck a. a. O., 287. In seinem von Pribram (Archiv. LXXIII a. a. O. 159) mitgeteilten Mémoire bespricht ferner Castel Rodrigo die Chancen der Kandidaturen. Er erklärt, wie alle Welt, jene des Neuburger für unmöglich, betreffs jener Ferdinand Marias spricht er dagegen bezeichnender Weise den Zweifel aus, daß derselbe seine Hand nach der Kaiserkrone ausstrecken würde. Ähnlich äußerte der trier'sche Kammerpräsident, Achatius, Frhr. von Hohenfeld, wenn Bayern nicht will, wird Neuburg hervorgeholt werden. (Pribram, ebda. 130). In den Avisos de Barrionuevo III (1893, in der Colección de Escritores castellanos t. CIII) 330 heißt es, die Aussichten des Erzherzogs seien gute, wenn ihm nur nicht Bayern den Haupttrumpf abjagt: „el Archiduque Leopoldo tiene gran juego para ser Emperador y su sobrino Rey de Romanos si Baviera no se lo lleva de codillo con el armada del Francés." Von Wichtigkeit ist ferner das Resumé Le Drans über Ferdinand Marias Aussichten: „Sa naissance estoit une des plus illustres d'Allemagne estant sorty d'une Maison qui a donné deux Empereurs et un grand nombre d'Electeurs a l'Empire. Ses Estats estoient capables de soutenir la Dignité Imperiale. Il estoit parent et allié des principales Maisons de l'Europe, estant chef de la Maison de Baviere, Cousin Germain du Roy de Boheme, et de l'Electeur de Cologne, proche parent de la Maison de Lorraine et Beau frère du Duc de Savoye. Outre cela sa Religion faisoit regarder la Maison de Bavière comme chef du party Cath.° en Allemagne au deffaut de la Maison d'Autriche, et il avoit pour luy la france et tous les amis qu'elle avoit dans l'Empire. Aff. Étr. Mém. Allem. I fol. 53. Ebenda (fol. 218) heißt es später: „Elle [die Kurfürstin-Mutter] avoit empesché l'Él. son fils de songer a la dignité Imperiale . . . a laquelle il seroit infailliblement parvenu, s'il avoit voulu se porter aux mesures qui avoient esté prises pour cet effet entre le Roy et plusieurs Electeurs."

Allein entwickeln konnten sich diese Stimmungen nicht. Ferdinand Maria war, wie wir sahen, nicht die Persönlichkeit, den Dingen eine noch entschiedener günstige Wendung zu geben. Sein mutloses und darum auch andere entmutigendes Schwanken zwischen gelegentlichem Wollen und dem aus der Einsicht in die Gefahr hervorgehenden Versagen verhinderte den Fortgang des Baues, als er erst im Gerüste stand. Denn für die Wahl eines Kaisers wider Willen mochte sich natürlich niemand erwärmen.

Man weiß, welche Bedeutung für des Kurfürsten letzte Entscheidung auch die höhere, in gewissem Sinne über dem Niveau der dynastischen Anschauungen jener Zeit stehende Erwägung hatte, seinem Lande die Segnungen des Friedens zu erhalten. Daß für ihn allseitiger Friede ein hochgesteigertes psychisches Bedürfnis war, ist gewiß, und nicht viel weniger gewiß erscheint es, daß ein wittelsbachisches Kaisertum sich erst in einem Waffengange mit Österreich hätte durchsetzen müssen. Im Ringen zwischen Frankreich und Österreich aber wäre dem ungünstig gelegenen Territorium Bayerns sicherlich keine beneidenswerte Rolle zugefallen. „Der beste Krieg ist kein Krieg", hatte der große Maximilian in seinen „Monita paterna" dem Sohne zugerufen,[1]) und dieses Wort war durch die Erfahrungen des dreißigjährigen Krieges bestätigt. Diese frischen Erinnerungen bildeten Momente von starker psychischer Wirkungskraft. Auch hieraus ist gewiß mit Recht die „tiédeur"[2]) des Kurfürsten vor der Übernahme der Kaiserwürde, vor jedem Heraustreten aus dem ihm zugewiesenen natürlichen Wirkungskreise erklärt worden.

Darum bleibt aber doch noch der Zweifel übrig, ob nicht ein kühnerer den großen Wurf gewagt hätte und wer wollte behaupten,

---

[1]) „Bellum optimum" — so heißt es daselbst — „quod nullum, bonum quod alienum, quod remotissimum quod in hostico"; vergl. Schmidt, Geschichte der Erziehung der bayerischen Wittelsbacher (Berlin 1892) 139.

[2]) Mazarin an Amoretti, 17. Juli (Lettres VIII, 599). An anderen Stellen wird von der „timidité naturelle", den „timida consilia" des Kurfürsten geredet. Ähnlich auch das Urteil der französischen Hofgesellschaft; vergl. Marillier, Journal du voyage de deux jeunes hollandais à Paris 1656—58 (Paris 1899) 401.

daß derselbe nicht gelingen konnte? Die Wiener Hofburg war freilich entschlossen, im Falle der Wahlniederlage den Kampf um die Krone bis auf das äußerste durchzuführen.[1]) Dieser Fall schloß die Möglichkeit einer Niederlage Bayerns natürlich nicht aus; aber bei der starken Inanspruchnahme der österreichischen Kräfte durch andere Fragen doch an und für sich weder die Wahrscheinlichkeit einer solchen in sich ein, noch gar die Gewißheit. Vielleicht wäre durch sofortiges Zugreifen bei der unzweifelhaften Gunst der Lage das Höchste zu erreichen gewesen. Mommsen findet in der Erkenntnis des Möglichen und Unmöglichen die Unterscheidung von Heldentum und Abenteuer. Aber wer vermöchte jedesmal zu sagen, wo die Grenzen dieser Begriffe sind? Jede Situation wird nach Maßgabe individueller Anlage verschieden beurteilt werden, und nach diesem Urteile wird sich auch das jedesmalige Handeln des Urteilenden vollziehen. Glückliche Ausgänge von vornherein mit Sicherheit zu bestimmen, liegt nur selten in der Macht des Einzelnen; vorteilhafte, nur vom Zufall herbeigeführte Wendungen sind Faktoren, die freilich niemand berechnen kann, auf die aber doch der Mutige hofft. Keine wahrhaft hervorragende That ist denkbar ohne kühnes Wagen, ja erst dieses macht sie dazu.

Es wird ferner immer mißlich sein, Analogieen anzuführen; wo wir die Gesetze nicht kennen, ist der Analogieschluß mindestens sehr gefährlich. „Das geistreiche Haschen nach Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten — sagt Treitschke — ist der Tod der ernsten Geschichtsbetrachtung.“[2])

Hierin mag er zu weit gehen, allein einen richtigen Gesichtspunkt eröffnet er uns darum doch. Sicher ist, daß die in ewigem Wechsel befindlichen politisch-historischen Ingredienzien und Erscheinungen sich nur höchst selten und oberflächlich komparativ zusammenstellen lassen. Was sich dem ersten Blicke vielleicht als ähnlich oder verwandt darstellt, kennzeichnet sich bei näherer Betrachtung oft als durchaus verschieden und unvergleichbar. Im

[1]) Vergl. Pribram, a. a. O. 110.
[2]) Politische und Historische Aufsätze II (1886) 406.

Grunde haben wir es eben doch stets mit Persönlichkeiten und Verhältnissen zu thun, wie sie genau so noch nie dagewesen waren und nie wiederkehren. Es gibt in der politischen Historie keine Kausalgesetze, daß gleiche Umstände gleiche Reaktionen hervorbringen, weil eben diese Umstände selbst nie völlig gleich sind und sein können. Also sind Beispiele keine Argumente.

Ferdinand Maria, dem die Furcht vor dem Schicksale des Winterkönigs in den Gliedern lag, mochte in den peinvollen Momenten einer schweren Entscheidung anders urteilen, der Historiker darf es nicht. Und selbst wenn wir dem Kurfürsten in seine eigene Gedankenwelt folgen — so sehr ihn das Beispiel des Winterkönigs abschreckte, so wenig schienen die aus der Geschichte des eigenen Hauses hervorgeholten Erfahrungen die Möglichkeit glücklichen und rühmlichen Gelingens auszuschließen. Gewiß, Karl Albert ist später an dem gleichen Streben gescheitert. Das Beispiel ist mehrfach angeführt worden und doch zeigt keines besser die Halbheit historischer Vergleiche. Das Frankreich Mazarins war wahrlich ein anderes als jenes Ludwig XV., Karl Albert der schwächlichste Fürst seines Geschlechtes, Maria Theresia die reichste Herrschernatur des Hauses Habsburg.

Mit welchem Schwunge hätte 1657 der Gedanke eines wittelsbachischen Kaisertums aufgenommen werden können. Ob freilich seine Durchführung Deutschland zum Segen gereicht hätte, werden wir schlechthin verneinen dürfen. Allein ohne Frage nahm damals Bayern eine exceptionelle Stellung unter den deutschen Reichsfürsten ein. Um so mehr hätte es einer energischen Individualität bedurft. In dem Einen wenigstens ähneln sich die Situationen der Jahre 1657 und 1740, daß in ihnen die Kraft der Persönlichkeit alles galt.

Ausschlaggebend erscheint uns, daß Ferdinand Maria sehr bald ähnlich geurteilt hat. Wir wissen durch seinen Sohn, wie ihm der Gedanke in der Seele brannte, etwas Großes, Uneinbringliches verloren zu haben.[1]) Kein anderer als Kaspar Schmid, der Mann,

[1]) „Die Kayserliche Chron ist unserm Anherrn (gemeint ist Maximilian I.; hier irrte sich also Max Emanuel) niemals angetragen worden, aber wol unserm Herrn Vattern, welchen es sein Leben lang gereyet, solche nicht acceptiret zu haben"; M. Emanuel an Jos. Clemens, 2. Juli 1712; bei

den man als den größten bayerischen Staatsmann zweier Jahrhunderte gefeiert hat, wies es ja später mit aller Entschiedenheit zurück, daß Bayern nicht stark genug sei, das Kaisertum auf sich zu nehmen.[1])

In der That, jede Gefahr erscheint größer, wenn sie bevorsteht, als nachdem sie den Rücken gekehrt hat. Diese psychologische Erfahrung machte der Kurfürst an sich selbst. Im Augenblicke der notwendigen Entscheidung faßte er über die größeren oder geringeren Möglichkeiten des Gelingens hinwegblickend nur die gewissen Gefahren ins Auge, und je genauer er sie betrachtete, um so riesenhafter wuchsen sie vor ihm auf. Als er aber später auf die Kaiserwahlfrage zurücksah, erschien sie ihm in ganz anderer Beleuchtung, das Wagnis der Annahme der Kandidatur dünkte jetzt geringer, die Chance größer als bevor. Als ob es einzig von seinem Willen abgehangen hätte, Kaiser zu werden, begann er das, was er möglicherweise hätte gewinnen können, wie den Verlust eines bereits gesicherten Gutes zu beklagen. Die Enttäuschung darüber klang als Dissonanz in ihm nach, wie eine gesprungene Saite, genährt von Adelheid wuchs sie und wurde größer, bis sie sich dann mit psychologischer Notwendigkeit gegen

---

Heigel, Das Projekt einer Wittelsbachischen Hausunion unter schwedischem Protektorat, 1667—97; in: Quellen u. Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns (1884) 242.

[1]) „. . . Dafür zu halten, das ein Prinz von niderem Vermögen als ein Kayser vom Haus Österreich sich mit solcher dignität nur ruinirn wurde, ist wie ein Gespenst, damit man je zuweilen die Künder und Unverständigen zu erschrecken pfleget, massen denen, so die rechte Griff wissen, noch wol Mittl u. Weg bevorstehen, wardurch man sich die Uncosten einer Crönung u. etwas stärkere Hoffhaltung reichlich u. mit Wuecher wider guet thun köndte u. man also dieser considerationen wegen gar nicht Ursach hatte, einen solchen Bissen fahren zu lassen, wann die Gelegenheit, selbigen zu erhaschen, sich ereignete, u. weil das Churhaus Bayern . . . auch ohne einen mehreren Zuewachs die solcher Dignität anklebente Last gar wol ertragen kann, so müssen die Herren Spanier von denen Chur Bayrischen consiliis ebenso Maister werden, wie sie . . . anno 1658 von denen zu München gewesen, damit man diesseits auf sein eigenes interesse nicht reflectiren könne". Entwurf Schmids bei Heigel, Quellen und Abhandl. a. a. O. (1884) 43.

den wandte, der den Nutzen davon gehabt hatte. So machte sich Ferdinand Maria aus der Ablehnung ein Verdienst gegenüber dem Hause Österreich, obgleich ihn doch nur Besorgnis um den eigenen Vorteil, keineswegs Rücksicht auf fremden geleitet hatte.

Das alles wirkte zusammen, um die Entscheidung in der Kaiserfrage zu einer in die persönlichen Verhältnisse des kurfürstlichen Hofes tief einschneidenden zu gestalten.

Die Kurfürstin-Mutter sowie Graf Kurz hatten ihr Spiel gewonnen und doch verloren. Denn mehr und mehr löste sich Ferdinand Maria von ihrem Einflusse. Für Adelheid aber — und das war wichtig für das Hineinwachsen Bayerns in die politischen Zirkel Frankreichs und damit in die Erbfolgefrage — ist die Niederlage noch zum halben Siege geworden.

Ähnliches kann von Mazarin gesagt werden, zu dessen diplomatischen Eigenschaften die Gabe gehörte, auch ungünstigen Situationen noch einen Vorteil abzuringen. Schnell gefaßt, bezeichnete er jetzt den ganzen Wahlfeldzug als von Anfang an wenig aussichtsreich. Dem Hause Habsburg die Kaiserwürde entreißen zu wollen, heiße nichts anderes, als eine große Flotte mit ein paar Brigantinen anzugreifen.[1]) Die Verdienste, welche sich Gra-

[1]) Vergl. Mazarin an Gramont und Lionne, 27. Januar 1658; Lettres VIII, 278: „Je vous diray librement que le dessein de faire sortir l'Empire de la maison d'Austriche, laquelle a de si profondes racines en Allemagne et partout, et qui a tant de moyens pour empescher que l'on ne luy oste et mesme qu'on ne luy dispute la continuation de cette grandeur, à laquelle il n'y avoit que le seul duc de Baviere qui puisse aspirer et de la volonté de qui nous avons grand sujet de douter, ce dessein, dis-je, auroit esté fort approchant de celui de vouloir battre une grande flotte avec deux ou trois brigantins". Mazarin widerspricht sich übrigens selbst, wenn er andererseits am 25. Januar an Amoretti schreibt (Lettres VIII, 673): „pour vous en dire l'estat en un mot, Bavière ne sera pas empereur, parce qu'il ne veut pas l'être." Die letztere Auffassung scheint doch auch in den Versailler Hofkreisen lebendig gewesen zu sein. So schreiben zwei vornehme Holländer, die sich damals als Reisende in Paris aufhielten, zum 18. Januar, das Kaisertum werde an Habsburg kommen, „parce qu'on ne trouvoit pas un prince dans tout l'Empire qui voulust accepter et qui fust propre à soustenir cette dignité". Vergl. Marillier, Journal du voyage de deux jeunes Hollandais à Paris, 1656—58 (Paris 1899) 405.

mont durch seine Verhandlung in München erworben, erkannte er rückhaltlos an, freilich — setzte er hinzu —, man kann den Sand noch so sorgfältig kultivieren, man wird doch niemals aus ihm Früchte erzeugen.[1])

Es schien einen Augenblick, als sollte trotz der unzweifelhaften Niederlage, welche die französische Politik in München erlitten hatte, das Verhältnis der beiden Höfe ungetrübt bleiben. Der Kurfürst suchte alle Schuld von sich abzuwälzen. Hätte Johann Philipp — so ließ er dem Könige heimlich mitteilen — unzweideutige und positive Erklärungen abgegeben, so würde er die Krone nicht ausgeschlagen haben.[2]) Und Mazarin scheint ihm geglaubt zu haben.[3]) Er übersah mit scharfem Blicke die Verhält-

[1]) „quelque soin que l'on prenne de cultiver le sable, il n'est pas possible de le mettre en estat d'en tirer du fruict"; Mazarin an Gramont, 6. Februar (Lettres VIII, 296). Wie ihm die Geburt des Infanten den willkommenen Anlaß bot, seinen Rückzug zu markieren, ist bekannt. Vergl. sein Schreiben an Gramont und Lionne 10. Januar 1658 (Pribram, a. a. O. 219 Anm. 1; in den Lettres nicht enthalten). Ähnlich Le Dran: „Sa Majesté se servist de cette consideration pour se relacher de l'opposition qu'elle avoit montrée à l'élection du Roy de Hongrie à la Dignité Imperiale"; Aff. Étr. Mém. Allem. I fol.° 197.

[2]) L'Elect. de Baviere faisoit assûrer secretement le Roy que si l'El.r de Mayence lui eût voulu promettre son suffrage en termes clairs et positifs, il auroit consenti à se laisser elire Empereur, et qu'il y consentiroit encore a cette condition; mais que quoy qu'il eût une extreme passion de parvenir a l'Émpire, il estoit obligé par prudence de temoigner par toutes ses actions exterieures, de n'avoir point ce dessein, jusqu'a ce qu'il fût bien assuré de le voir reussir. Aff. Étr. Mem. Allem. I 194.

[3]) „Ainsi Sa Maj.té estant bien persuadée de ces assurances secretes, n'attribua qu'à l'Él. de Mayence le changement qui reunissoit les suffrages des Électeurs en faveur du Roy de Hongrie", ebenda. Noch schärfer lautet an einer anderen Stelle des Mémoires das Urteil: „que la perfidie de l'Élect. de Mayence eût renversé toutes les mesures qui avoient esté prises avec luy et avec plusieurs Électeurs." Ähnlich urteilt Pribram, a. a. O. S. B. der Wiener Akademie CXV, 153. Lionne war allerdings etwas anderer Meinung. „Je demeure encore persuadé" — schreibt er am 14. Januar 1658 an Mazarin — „que s'il [Ferdinand Maria] eûst donné une bonne response à M. le M.al, le Roy s'advancant sur le Rhin, on eust pû obliger Mayence bon gré mal gré luy a nous tenir parole"; Pribram, a. a. O. Archiv

nisse am kurfürstlichen Hofe und fand in ihnen tröstliche Aussichten für die Zukunft. Schon weist er prophetisch auf die Möglichkeit hin, daß die Schönheit und die Thränen seiner Gemahlin den Kurfürsten dereinst vielleicht doch noch in die Bahnen einer französischen Allianz führen könnten.[1])

Gramont hatte mit der Kurfürstin eine geheime Korrespondenz vereinbart und der Kardinal hielt mit seiner lobenden Anerkennung darüber nicht zurück.[2]) Von dieser Korrespondenz freilich erfahren wir nichts weiter, nur noch aus dem Frühjahr 1658 liegt ein Schreiben Mazarins an Adelheid vor, in welchem er sie sehr allgemein seiner Verehrung versichert.[3]) Damit aber verliert sich auf Jahre hinaus die letzte Spur freundschaftlicher Beziehungen zwischen Paris und München.

Denn Mazarin hat in der Folge Bayern doch aufgegeben. Das zeigt seine Haltung im weiteren Verlaufe des Vikariatsstreites.[4]) Vielleicht wird man die Ursache dafür auch darin

---

LXXIII 218 Anm. 1. Le Dran läßt die Frage, ob die Haltung des Mainzer der eigentliche Grund für Ferdinand Marias Ablehnung gewesen sei, offen: „Cet Électeur soit par les conseils de sa mere Marie Anne d'Autriche Tante du Roy de hongrie et du Comte de Curtz son Premier Ministre qui estoit absolument devoüé a la Cour de Vienne, soit parce qu'il estoit persuadé que l'Él.r de Mayence ne sonhaitoit pas veritablement son Élevation et ne luy donneroit pas sa voie, mais au Roy de hongrie quand il s'agiroit de proceder a l'élection, temoignoit ne pas vouloir consentir a ce qu'on le mist sur les rangs, et paroissoit retenu par la crainte de sebroüiller avec la Maison d'Autriche dont il apprehendoit le ressentiment." Histoire des négociations de la France dans l'Empire a l'occasion de l'élection d'un nouvel empereur en 1657 et 1658. Aff. Étr. Mem. Allem. XL fol. 34.

[1]) Je vous diray pourtant que le duc, estant assez porté à suivre le conseil des autres, il se pourroit faire qu'aymant sa femme comme il faict, sa beauté et ses larmes l'obligeassent un jour à suivre les siens, et, en ce cas, la France pourroit esperer de grands advantages; Mazarin an Grammont, 6. Februar (Lettres VIII, 297).

[2]) Ebenda. Vergl. auch Mazarin an Buti, 8. Februar (VIII, 677).

[3]) Mazarin an Adelheid, 8. Mai 1658, Aff. Étr. Bav. II.

[4]) So lange Aussicht vorhanden war, Bayern werde sich den Wünschen Frankreichs gefügig zeigen, hatte Mazarin die Notwendigkeit betont, es mit der Pfalz auszusöhnen. Vergl. sein Schreiben an Lionne, 11. Januar 1658

sehen dürfen, daß Ferdinand Maria sich allen Aufforderungen zum Eintritt in den Rheinbund versagte. Daß dann jede Anzeige des pyrenäischen Friedens in der bayerischen Hauptstadt unterblieb, war ein bewußt unfreundlicher Akt, einer der vielen Beweise dafür, wie politische Mißstimmungen auch in den höfischen Beziehungen der fürstlichen Persönlichkeiten ihr Echo fanden.

Auch hier ist später der königliche Schüler den Wegen seines großen Ministers und Lehrmeisters gefolgt. Als am 1. November 1661 der Dauphin geboren wurde, dem das Schicksal schon in der Geburtsstunde die Kronen des spanischen Weltreichs in die Wiege gelegt zu haben schien, da sprengten die französischen Kuriere mit der stolzen Botschaft nach allen Richtungen der Windrose, an alle Höfe Europas, denn Frankreich hatte Frieden mit der Welt, nur in München wartete man vergebens.[1])

Wollte diese berechnete Vernachlässigung nur die Form der diplomatischen Absage verhüllen? Dem Münchener Hofe mochte es mit gutem Rechte so scheinen. Und doch sollte es zuletzt so kommen, wie Mazarin ahnungsvoll bereits in seiner uns bekannten Depesche an Gramont vom 6. Februar 1658 den Gang der zukünftigen Dinge gezeichnet hatte.

(Lettres VIII, 259). Später hat er mit Entschiedenheit die Partei des Pfälzers ergriffen, demselben sogar seine Unterstützung gegen einen etwaigen bayerischen Angriff zugesagt. Vergl. Mazarin à Pawel de Raminguen, 12. August 1658 (Lettres VIII, 771). Damit erfüllten sich nur die schon vorher gehegten Befürchtungen Bayerns. Vergl. Lory, Die Anfänge des bayerisch-pfälzischen Vikariatsstreites. Zwei Jahre reichsständischer Politik, 1657/59. Forsch. z. Gesch. Bayerns etc. Bd. VII (1899), 207 f.

[1]) Lionne an die Kurfürstin, 8. Dezember 1662; Par. A. Bavière III, Anlage V.

C. Kaiserwahl und Erbfolgefrage in ihrer wechselseitigen Beeinflussung.

Es ist das Merkmal der politischen Frage von internationaler Bedeutung, daß sie auch scheinbar abseits liegende Kräfte in ihre Bahnen zwingt und sich innerlich mit ihnen verknüpft. Indem Mazarin die bevorstehende Kaiserwahl ins Auge faßte, geschah es nicht ohne Seitenblick auf die spanische Erbfolge. Aus der gemeinsamen Betrachtung beider Fragen ergab sich ihm erst die logische Vorschrift seiner deutschen Politik. Gravel wie Gramont und Lionne waren instruiert, sowohl die Wahl Leopolds, wie seine Heirat mit der Infantin zu verhindern.

Man könnte in dieser Verbindung zweier umspannenden staatsmännischen Systeme vom Standpunkte der französischen Politik den springenden Punkt des Ganzen erblicken. Es galt, Leopold auf zwei Kampffeldern zugleich matt zu setzen; in jedem Falle bedingte schon die taktische Niederlage auf dem einen strategische Nachteile auf dem anderen. Erlitt Leopold mit der Kandidatur Schiffbruch, so verlor er nicht nur seine autoritative Stellung im Reiche, sondern sah sich auch, falls die Vermählung zu stande kam, für den bevorstehenden Kampf um das Erbe gegen Frankreich der Streitmittel des Reiches beraubt, welches gewiß keinerlei Veranlassung hatte, für einen Habsburger auf den Plan zu treten, der nicht zugleich Kaiser war.

Andererseits, gelang es Lamberg, der damals unermüdlich in Madrid thätig war,[1]) noch vor der Wahl den Heiratskontrakt abzuschließen, so durfte Mazarin den deutschen Fürsten die ernste Warnung vorhalten, über sich einen Kaiser zu setzen, der die Traditionen Karl V. noch einmal verwirklichen konnte. Daß die Furcht vor den „Ferdinandeischen Plänen“ in der deutschen

[1]) Vergl. Pribram, Die Heirat Kaiser Leopold I. mit Margarethe Theresia von Spanien; in: Archiv für österr. Geschichte LXX (1887) 319 ff.

Fürstenwelt noch lebendig war,[1]) ist der französischen Politik jedenfalls auch nicht unbekannt gewesen.

Noch ein weiterer Gedanke lag nahe. Wenn Leopold als kaiserliches Oberhaupt des deutschen Reiches zugleich König von Spanien wurde, wer bürgte dann dafür, daß er mehr in Deutschland als in Madrid residierte? Uns liegen hinreichende Zeugnisse dafür vor, daß in der That gerade die letztere Befürchtung auf die Haltung der Kurfürsten eingewirkt hat.[2])

Das könnte in Erstaunen setzen, wenn wir uns erinnern, daß Ferdinand IV. als römischer König doch auch mit der spanischen Erbtochter verlobt gewesen war. Allein einmal wissen wir nicht, wie damals im einzelnen die maßgebenden deutschen Fürsten darüber geurteilt haben, so weit sie überhaupt von der Verlobung Kunde hatten und dann waren seitdem Jahre vergangen, ohne eine Erfüllung der national-spanischen Wünsche auf männliche Nachkommenschaft gebracht zu haben. Daß aus der eigenartigen dynastischen und politischen Verbindung Spaniens mit dem Reiche dem letzteren kein Segen erblüht war, lag klar am Tage. Kaum bei einer der letzten Kaiserwahlen hatte es an reichsständischer Opposition gefehlt, die ihre Spitze weniger gegen das Haus Habsburg an und für sich als gegen dessen Verwachsen mit der spanischen Linie richtete. Die Fürsten hatten wahrlich das beste Recht dazu, sich gegen die Unterordnung und Einspannung ihrer deutschen Kräfte in das habsburgisch-dynastische Familieninteresse zu wehren, das im letzten Grunde in der Behauptung der spanischen Weltmacht gravitierte. Maximilian I. ist nicht nur der letzte Ritter, sondern in gewissem Sinne auch der letzte deutsche Kaiser gewesen, indem Karl V. seine Herrscheraufgabe ausschließ-

[1]) „Zudem so werden alle des Hauses Österreich actiones allerwege zum ärgsten gedeutet und nach dem scopum der Universalmonarchie gezogen;" so äußerte sich Lisola zu Hoverbeck; dessen Bericht vom 16. Nov. 1657 bei Droysen, Gesch. d. preuß. Politik III, 2, 362, Anm. 1.

[2]) „. . . nissuna raggione persuade che gl'elettori siano per concorrere in conferire al rè d'Ongheria l'imperiale corona senza certezza, che habbi da restare qui et in Germania risiedere"; Nanis Bericht vom 21. April 1657; Venet. Depeschen, a. a. O. 13.

lich als „El Ré Catolico“ erfaßte, hat er den deutschen Geschicken die verhängnisvollste aller Wendungen gegeben. Die äußere staatsrechtliche Zusammengehörigkeit zwischen dem kaiserlichen Haupte und den reichsfürstlichen Gliedern ist zwar in seinen kraftlosen Formen noch für Jahrhunderte geblieben, allein der innere moralische Zusammenhang erscheint eigentlich schon seit dieser Epoche aufgehoben.

Den westlichen Fürsten wiederholte sich diese Erfahrung, so oft in der Wetterecke der Niederlande die Schwerter Frankreichs und Spaniens aneinander klirrten, und die quer durch Deutschland gezogenen kaiserlichen Hilfsvölker in den Landen des Niederrheins Kontributionen und Quartiere heischten.

So standen für die Mehrzahl der deutschen Fürsten die beiden großen Fragen der deutschen Wahl und der spanischen Erbfolge in engem kausalem Zusammenhange.

Auch für Spanien galten wenigstens teilweise die gleichen Bedenken wie für Deutschland. So wenig wie dieses konnte es einen Herrscher brauchen, der die Hälfte seiner Zeit und seiner Kraft für die Länder seiner zweiten Krone aufwandte.[1]) Andererseits ist es aber vom spanischen Standpunkte aus sehr begreiflich, wenn man noch immer an der Hoffnung einer direkten Nachkommenschaft festhaltend, die Situation weit weniger dringlich auffaßte. Eben deshalb sah man anfangs keinen Grund ein, weshalb die Kurfürsten Leopold nicht wählen sollten.[2]) Daraus er-

[1]) Nach dem Schreiben Cansteins vom 24. Mai (P. S. Urk. u. Akt. VIII, 442) habe — „der Ambassadeur von Hispanien ausdrücklich sich vernehmen lassen, daß anderer Gestalt der König zu Hispanien nicht kommen würde, er sei denn Kaiser“. Das war gewiß nicht die ernste Meinung des Madrider Hofes. Ich trete vielmehr der Ansicht Pribrams (Arch. f. österr. Gesch. LXXIII, 99) bei, daß „an eine Vereinigung dieser beiden Würden, eines Königs von Spanien und eines römisch-deutschen Kaisers, nicht zu denken war.“ Den Grund dafür faßte Nani in den Worten zusammen: „perchè nè potrebbe la Spagna stare senza il suo rè, nè la Germania tollerare di star senza capo“, 21. April. Venet. Depeschen, 13.

[2]) Am deutlichsten spricht La Fuente in seinem Schreiben vom 16. Mai 1657 diesen Gedanken aus: „no pareçe que pueden [die Kurfürsten] desear

klärt sich zunächst die immerhin bemerkenswerte Erscheinung, daß während in der Wahlfrage alle wichtigeren Faktoren gewissen Schwankungen nachgaben und ihren Standpunkt veränderten, gerade die wegen ihrer Unbeständigkeit und Schwäche später so gering bewertete spanische Politik ihrer ursprünglichen Auffassung bis zum Schlusse treu geblieben ist. Allerdings war ihr, wie wir gleich sehen werden, die Linie auch noch durch andere Momente vorgezeichnet.

Naturgemäß empfand man den Tod des Kaisers in Madrid zunächst als schweren Schlag. Die Fortdauer der Unterstützung, welche Ferdinand III., sehr im Widerspruche mit den Bestimmungen des Friedens von Münster, heimlich und offen Spanien im Kampfe gegen Frankreich zugewendet hatte, schien in Frage gestellt. Der eigenste Vorteil sprach mächtig zu Gunsten einer habsburgischen Kaiserwahl.[1]) Wiederum — vielleicht zum letzten Male mit so bewußtem starkem Nachdruck — tritt, sich über mancherlei frühere und gegenwärtige Differenzen erhebend, die Gemeinsamkeit der beiden Linien als europäischer Faktor auf. Außerdem sind jedenfalls im Rate der glaubensstarken spanischen Krone auch Erwägungen religiöser Art wirksam gewesen.[2])

Das Bewußtsein von der Bedeutung der Frage kam in der Schnelligkeit und Entschiedenheit zum Ausdruck, mit der man an sie herantrat. Nach dem Eintreffen der Todesnachricht kam, ein wahrlich seltener Fall in der Geschichte dieser wenig rühmlichen

---

otra cosa que el asegurar que no se junten en una Persona las dos Coronas, y oy por esta parte no pueden excluir al s.r Rey de Ungria, pues para que llegue a los terminos que le dificulten la elección, es necesario que suçedan infinitos accidentes graves. Sim. A. 2366.

[1]) Vergl. Pribram, Arch. f. österr. Gesch. LXXIII, 158 ff.

[2]) In der Instruktion für Peñeranda (8. Juni) wurde diese Rücksicht sogar als die entscheidende für das Eintreten zu Gunsten Leopolds angegeben: „pues por este medio se asegurara tambien la conserbacion de nra sagrada religion en todas aquellas partes, siendo este uno de los mas principales instrumentos para poder conseguir tan loable justo y santo intento". Sim. A. 2478.

Institution, vollzählig und unverzüglich — pleno y sin perder tiempo — der Staatsrat am 6. Mai zusammen. Man einigte sich, dem Könige vorzustellen, mit allen Mitteln für die Wahl Leopolds einzutreten.[1]) Dementsprechende Weisungen gingen sofort an La Fuente, den spanischen Gesandten in Wien, ab. Offiziell „para dar el pesame", um das Trauerkompliment abzulegen, in Wahrheit um die Bemühungen La Fuentes zu unterstützen, beschloß man außerdem den diplomatisch erprobten Grafen Peñeranda nach der österreichischen Hauptstadt zu entsenden.[2]) Was in Madrid bei aller Anerkennung der hervorragenden persönlichen und geistigen Eigenschaften des Erzherzogs Leopold Wilhelm die Blicke sofort auf den minorennen König von Ungarn lenkte, war offenbar weniger oder jedenfalls nicht ausschließlich der Umstand, daß er der nächstberechtigte Anwärter auf die Krone war. Weit schwerer fiel ins Gewicht, daß er über große materielle Mittel verfügte, und den kriegführenden Spaniern ganz andere Hilfsquellen zuwenden konnte, als der länderlose Erzherzog, von dem es mehr als zweifelhaft schien, ob er selbst ohne fremde Unterstützung die Krone behaupten könnte.[3])

So hatte man am Madrider Hofe sehr schnell den richtigen Weg gefunden. Da erhoben sich in Wien selbst unerwartete Hindernisse.

---

[1]) „. . . por ser la intencion y obligacion de V. Mg.d concurrir en orden à este fin, con todas aquellas diligencias y medios que pendieren del poder y authoridad de V. Mg.d" Consulta de Consejo, 6. Mai, Sim. A. 2445.

[2]) Ebenda. Nur im letzten Notfalle sollte Peñeranda für die Wahl des Erzherzogs eintreten, „si contra todo esto sucediese que le eligiesen vos podreis empeñaros con Su A." Instr. vom 8. Juni, ebenda, 2478. Die Weisung ist noch häufiger wiederholt worden.

[3]) Peñeranda wurde in seiner Instruktion ausdrücklich angewiesen, dieses Bedenken geltend zu machen. Das sei „una consideracion de que tambien os podreis valer para mas asegurar la pretension del Rey de Ungria y procurar que Su A. no se empêne. Sim. A. 2478. Auch Mazarin war hierüber genau unterrichtet. Vergl. sein Schreiben an Gramont und Lionne, 2. September (Lettres de Mazarin, VIII, 137).

„Hora conviene — schrieb Nani am 21. April — che l'oracolo parli".[1]) Er täuschte sich. Vielmehr fühlten sich die kaiserlichen Minister angesichts der Fülle und des Reichtums der Aussichten, freilich auch der zahlreichen noch zu überwindenden Schwierigkeiten in einem gefährlichen Dilemma. Am selben 6. Mai, da der Rat in Madrid tagte, wurden auch in der Hofburg die Loose der Zukunft erwogen. Wir wissen, daß es hier durchaus nicht an Stimmen fehlte, welche der Aussicht auf die spanische Heirat vor jener auf die Kaiserkrone den Vorzug gaben.[2]) Alle Veränderungen in den Hof- und Staatsämtern wurden verschoben, da man alles von der Madrider Entscheidung in der Heiratsfrage abhängig machen wollte.[3])

Aber gerade dabei enthüllte sich ein scharfer Widerspruch der beiderseitigen Auffassung.

Es darf als sicher betrachtet werden, daß Ferdinand III. mit Philipp IV. über die Möglichkeit verhandelt hat, Leopold die spanische Königskrone, Leopold Wilhelm die Kaiserwürde zuzuwenden.[4]) Österreichischerseits hielt man auch nach dem Ableben des Kaisers den Gedanken nicht ohne Zähigkeit aufrecht. Man erwartete mit Ungeduld, Leopold solle zum Abschluß der Vermählung nach der spanischen Hauptstadt gerufen werden,[5]) sprach es offen gegen La Fuente aus, daß man Leopold so lange von der Kandidatur ausschließe, bis man entscheidende Antwort aus

---

[1]) Venet. Depeschen, a. a. O. 13.

[2]) Vergl. Pribram, Archiv f. österr. Geschichte LXXIII, 100 f. und derselbe, ebenda LXXVII (1891) 327.

[3]) Bericht Nanis, 19. Mai; Venet. Depeschen, 19.

[4]) Vergl. die wichtige Mitteilung bei Mentz, a. a. O. I, 75 Anm. 4. Sie scheint mir durch das hier unten folgende bestätigt.

[5]) Dunque s'attende di Spagna, ch'il rè dicchiari la sua voluntà, se vuole, che questo rè vadi in Spagna a consumare il matrimonio, et in questo caso l'elettione d'imperatore si procurerà a favore del S.r archiduca; Nani, 21. April, Venet. Depeschen 13.

Madrid erhalten habe,[1]) und äußerte sich enttäuscht, als man spanischerseits hartnäckig schwieg.[2])

Wir wissen, daß die Wünsche Philipp IV. hier durchaus nicht mit denen der österreichischen Politiker übereinstimmten. Seine feste Absicht ging im eigenen Interesse vielmehr dahin, das geplante Ehebündnis Leopolds mit seiner ältesten Tochter erst nach erfolgter Wahl zu realisieren.[3]) Deshalb drang La Fuente auf sofortige Behandlung der Wahlfrage, ohne freilich zunächst viel Zustimmung zu finden.[4])

Da erhielt Ende Mai, Anfang Juni La Fuente aus Madrid die Botschaft, daß die Königin guter Hoffnung sei. Die Mitteilung

---

[1]) „. . . reconociendo que se caminava o con ignorancia o con malicia en forma que se excluya al señor Rey de Ungria antes de tener entendida la resolucion que V. Mg.d tomava en orden de casamiento me havia parecido representar lo que mas pudiese adbertir a estos Ministros de los inconvenientes que yo reconocia en aquella resolucion;" La Fuente an den König, 19. Oktober, Sim. A. 2445. Diese Stelle bestätigt die schon von Pribram, Archiv, LXXIII 101) als sicher aufgestellte Vermutung, daß man in Wien im Falle des Zustandekommens der spanischen Heirat an Leopold Wilhelm für die Kaiserwürde dachte. Sie läßt uns ferner erkennen, daß nicht nur Auersperg und sein Anhang, sondern auch Schwarzenberg und sein Anhang, d. h. das ganze Ministerium damals für die Reise Leopolds nach Spanien gestimmt gewesen seien. Ja letzterer als Berater Leopold Wilhelms, der dessen Kandidatur mit Leidenschaft vertrat, vielleicht noch mehr als der erstere, Schwarzenberg mußte natürlich alles daran liegen, Leopold zu entfernen.

[2]) Am 12. Juni berichtet dieser an Haro von dem Mißvergnügen, mit welchem man in Wien beobachte, daß in den letzten Madrider Briefen „no se haze mention de la llamada del Rey de Ungria en España"; Sim. A. 2367.

[3]) Vergl. Pribram, Archiv LXXVII, 328. Ferner derselbe, Franz von Lisola und die Politik seiner Zeit, 257. Die Vermählung Leopolds vor der Wahl hieß die Kandidatur Leopold Wilhelms unterstützen. Auch hierin sahen spanische Staatsmänner eine Gefahr. Vergl. das Memoire Castel-Rodrigos bei Pribram, Archiv a. a. O. LXXIII, 159 f.

[4]) Wenn Mazarin meint, „Jamais ministre d'Espagne n'a tant affecté de paroistre le directeur de la conduite de la maison d'Austriche en Allemagne que le marquis de la Fuente a faict depuis la mort de l'empereur"

traf am Hofe auf zwiespältige Gefühle.[1]) Viele — und wir werden diese Stimmen wohl zuerst im Lager der Anhänger des Erzherzogs suchen dürfen — glaubten nicht an die Thatsache, sie meinten vielmehr, daß der spanische Hof damit nur die Heirat verzögern wolle. Als wenig später zwei eigenhändige Schreiben Philipps an Leopold und den Erzherzog die Anzeige wiederholten, mußte jener Argwohn schwinden. War damit bei den kaiserlichen Ministern, wie wir gleich sehen werden, auch noch keineswegs die Entscheidung zu Gunsten der Kandidatur Leopolds gefallen, so doch immerhin eine günstige Wendung für diesen hervorgerufen.[2])

Von großer Wichtigkeit war ferner die Thatsache, daß Leopold selbst die näherliegende Aussicht auf die Kaiserwürde jener entfernteren auf das spanische Erbe vorzog.[3]) Damit

---

(Mém. pour Gramont et Lionne, 29. Juli, Lettres de Maz., VIII 72) so täuschte er sich. Am 30. Mai schrieb La Fuente an Philipp: „Lo que aora puedo dezir a V. Mg.d es que incesantemente he ido solicitando que se tratase desta materia y que se diese quenta della a V. M. representandole no solo lo resuelto pero las razones en pro y contra". Da La Fuente bei den Ministern nichts ausrichtete, begab er sich nach Laxenburg, um mit Leopold und seinem Oheim persönlich zu verhandeln. Auch hier erfolglos. Als man ihn dann zu den ferneren Beratungen nicht mehr zuzog, stellte er Auersperg zur Rede und erlangte von dem Erzherzog eine äußere Genugthuung sowie das Versprechen, Philipp sofort von dem Stand der Wahlfrage zu unterrichten; La Fuente, 30. Mai. Sim. A. 2445.

[1]) „La çorte con non pocca sospensione degl'animi ha inteso l'aviso, perchè confonde le speranze e dissegni, che s' andavan formando ugualmente a favore del rè e del S.r arciduca;" Nani, 2. Juni, Venetianische Depeschen 23.

[2]) Wenn Nani am 9. Juni schrieb: „Doppo l'arrivo del corriero predetto di Spagna molte consulte si sono tenute sopra l'elettione ventura, dicchiarandosi hora scopertamente di procurare per il rè la corona" (ebda. 25), so überschätzte er doch sehr die Einigkeit am Wiener Hofe.

[3]) Fuentes schreibt am 16. Mai an Haro: „esta noche se despechase un extraordinario en toda diligencia representandole que sin saver la resolucion que tomaba en lo del Casamiento no se podia resolver en fabor de quien serian de aplicar los esfuerzos para la eleccion"; Sim. A. 2366. Ehe diese Antwort eintreffen konnte, mußten Monate vergehen. Wir sehen, daß man sie gar nicht abwartete. Zur selben Zeit wurden die bekannten Sen-

schloß sich der Riß zwischen Wien und Madrid, aber ein anderer unter den Wiener Ministern öffnete sich. Zwei Parteien traten sich hier in voller Schroffheit gegenüber.[1]) Sie sind uns sehr deutlich gekennzeichnet. Die Aussichten Leopolds verfochten Auersperg, Porcia und der bis zum Eintreffen neuer Instruktionen allerdings vorsichtig zurückhaltende La Fuente,[2]) jene Leopold Wilhelms vor allem Schwarzenberg.

Die Rolle, welche Leopold Wilhelm damals noch spielte, scheint mir eine sehr zweideutige gewesen zu sein. Nach Außen versicherte er, getreu dem Kaiser Ferdinand gegebenen Versprechen, die Wahl seines Neffen zu unterstützen, heimlich aber hat er, noch weit über die Sendung Blums Mitte Juli hinaus sehr hartnäckig sein eigenes Interesse verfolgt. Darüber sind Auersperg, Porcia und La Fuente einig gewesen.[3]) Ende Juli stand Leopolds Sache geradezu verzweifelt. Schwarzenberg erklärte La Fuente, der fest dabei blieb, jener müsse Kaiser werden, daß die Kaiserkrone dann dem Hause überhaupt verloren gehen würde.[4]) Selbst Porcia gab Leopolds Sache verloren; der Erzherzog, meinte er, habe ein schönes Spiel, er sehe allen anderen in die Karten,

---

dungen Volmars an die rheinischen Kurhöfe, Wolkensteins nach Sachsen und Bayern beschlossen; Fuentes berichtete nicht ohne Genugthuung: „se ha resuelto en la forma que desde el principio he juzgado combeniente (16. Mai).

[1]) Schon am 9. Mai schreibt La Fuente von der „desunion" im kaiserlichen Rate (Sim. A. 3666); sie hat sich dann immer mehr gesteigert, je stärker die Aussichten des Erzherzogs in den Vordergrund traten. Großes Unheil, prophezeit La Fuente am 20. Juni (Sim. A. 3667), werde dem gesamten Hause daraus entstehen.

[2]) „Yo estoy firme en que hasta que haya respuesta de Su Mag.d no se ha de salir de los terminos generales de recomendar toda la Casa"; Bericht vom 9. Mai; Sim. A. 3666.

[3]) Siehe Excurs II.

[4]) „Sfartzemberg me dijo las formales palabras; la corona saldra de la casa pues los electores hallan imposibles en anteponer la Persona de Su Mg.d y aca se hallan en la del s.r Archiduque"; Bericht La Fuente, Prag, 30. Juli, Sim. A. 2445.

bevor er die eigenen aufnehme.[1]) Er habe das Vertrauen des Reiches, wie die Wünsche der Kurfürsten für sich, er disponiere über die Bemühungen zu gunsten des Königs und könne dabei zugleich ohne dessen Wissen jene zu seinen eigenen Gunsten in die rechte Bahn leiten.[2]) Vor allem aber mußte es auf La Fuente Eindruck machen, wenn Porcia darauf hinwies, wie sehr die Uneinigkeit des Hauses Habsburg den Franzosen und Protestanten zu gute komme.[3])

La Fuente hatte inzwischen auf eigene Faust einen Vertrauten, P. Augustin Meyer,[4]) nach Mainz geschickt, wo derselbe gute Freunde hatte.[5]) Ein Erfolg dieser Sendung ist nicht ersichtlich.[6]) Auch die

[1]) „.. . .que su A. tenia lindo partido veendo el juego de todos antes de hechar su naype"; ebenda.

[2]) „pues el Archiduque hoi tenia en su favor el credito en el Imperio, el empeño de los Electores, el disponer las diligencias que se interponian en favor del Rey y poder encaminar las suyas sinque S. Mg.d supiese quales fuesen y sobre todo el que quantos aspiravan y no aspiravan al Imperio a entro y fuera de Alemania, en no pudiendo conseguir su exaltacion cooperavan en la del s.r Archiduque". Ebenda.

[3]) „Los demas Principes poder executar sus pasiones sin temor de la cabeza: franceses y los hereses adelantar sus progresos, los unos en materia de religion y los otros de estados, pues desunida la casa se facilitaria todo."

[4]) „ginoves de nacion." Heide, Forschungen a. a. O. 20 nennt ihn Moel. Ebenso offenbar ihm folgend v. Zwiedineck, a. a. O. Daß Mayer der richtige Name ist, bezeugt Mazarin in seinem Schreiben an Lionne und Gramont, 30. Oktober 1857, Lettres VIII, 180. Gualdo Priorato nennt ihn in einer der nachher weggelassenen Stellen seiner Historia di Leopoldo etc. (I, 100) Agostino di Mayern, Consigliere della Camera, et hora Barone di Mayernberg. Vergl. Keyssler, Neueste Reisen, II, 1240.

[5]) .,que ha muchos años que tiene amistad con el elector de Maguncia, mucha estrecheza con su hermano y familiarissima correspondencia con los ministros del elector"; La Fuente, 24. Juli; Sim. A. 2445. Wenn La Fuente in der Instruktion, welche er Meyer mitgab (Datum vom 19. Juli, ebenda), diesem vorschrieb, er solle bei Mainz für Leopold eintreten, „como el Rey mi S.r y el S.r Archiduque desean", so werden wir in den letzten Worten, da F. die wahren Absichten Leopold Wilhelms sehr wohl kannte, nur den Versuch einer Täuschung des Kurfürsten zu erblicken haben.

[6]) Der Staatsrat hat sich nachträglich mit dieser Maßregel einverstanden erklärt; Cons. vom 4. November. Schreiben an La Fuente 15. November; Sim. A. 2478. Sonst hören wir allerdings nichts von ihrem Ausgange.

seit Juni in Deutschland verbreitete Nachricht von der Schwangerschaft der Königin Elisabet scheint auf die Entschließungen der Fürsten nicht die augenblickliche Wirkung ausgeübt zu haben, die man ihr zugeschrieben.[1]) Anstatt sich dadurch für die Kandidatur Leopolds gewinnen zu lassen, suchten die rheinischen Kurfürsten vielmehr Spanien auf ihre Seite zu ziehen, mit dem bestechenden Argumente, Leopold könne als römischer König die spanische Linie seines Hauses nachhaltiger und offener unterstützen, wie es ihm als Kaiser erlaubt sei.[2]) In Spanien ist man von dem üblen Stande der Dinge nicht nur durch La Fuente,[3]) sondern auch durch Auersperg und Porcia sehr ausführlich unterrichtet gewesen.[4]) Wie man im Staatsrate von Anfang an für die Reise Leopolds nach Frankfurt gestimmt hatte[5]) hielt man auch jetzt an dem alten Programm fest.[6])

---

[1]) Ein uns vorliegendes Summario del que contienen nueve cartas del Marques de la Fuente; 26 de Agosto hasta 29 de Septiembre 1657 (Sim. A 3445) besagt ausdrücklich „que el de Maguncia haçe poco fundamento del preñado de la reina nrā s.ra

[2]) „. . .que los tres ecclesiasticos prometen eligir a su Mg.d App.ca por Rey de Romanos, conque entre tanto, que no lo es, quedara libre para soccorer a su disposiçion los estados de su Mg.d Ferner drohten sie schon jetzt, „que quando se elixiese a su Mg.d App.ca seria con tales capitulaçiones que jamas se huviesen estableçido.“ Summario, Sim. A. 3445.

[3]) In seinem Schreiben vom 24. August aus Mailand faßt Peñeranda die letzten Nachrichten La Fuentes in die Worte zusammen: „El Marques juzga ser negocio de muy poca esperanza la eleccion del s.r Rey de Ungria“ Sim. A. 2367.

[4]) Von ihren Briefen ist im Sim. A. offenbar nur ein Teil erhalten.

[5]) Einen dahingehenden Beschluß hatte der Staatsrat schon Ende Juni gefaßt. Cons. de Consejo 27. Juni, Sim. A. 2366. Dementsprechende Weisungen liegen uns vor an Peñeranda vom 30. Juli, an La Fuente vom 4. August. Beide Schreiben ebenda, 2478. In letzterem heißt es sehr nachdrücklich: „Tengo por precisamente necessario que el Rey vaya y se halle en francafort, aunque parezca que las respuestas de los electores obliguen a desconfiar considerandose quando las dificultades son grandes, es menester para venzerlas grandes diligencias, y assi os encargo hagais en esto de vra parte todo el esfuerço posible, porque si se quedase el Rey entibiaria el animo de los que le desearen por Emp.or“ Er solle an Ferdinand II. erinnern, der auch

[6]) Siehe folgende Seite.

Als dann Peñeranda endlich am 7. Oktober in Prag am Hoflager Leopolds eintraf, hatte mit der Änderung im Programm Johann Philipps die Kandidatur Leopolds bereits sehr an Aussichten gewonnen. Allein der erfreuliche Eindruck dieser Wendung auf den spanischen Gesandten wurde mehr als aufgehoben durch die damit verbundene Forderung des Mainzers, daß der Friedensschluß der Wahl vorauszugehen habe. Über die ferneren Bemühungen der spanischen Politik zu gunsten Leopolds,[1]) die Versuche Peñe-

---

nach Frankfurt gegangen sei, obwohl er sich von Feinden umringt sah, und seine Länder Böhmen, Schlesien und Mähren gegen ihn aufgestanden waren. Diese Auffassung der Sachlage giebt einen guten Begriff von der Einsicht der Madrider Staatsräte. Wenn man also in Wien glaubte, die Vertreter Spaniens noch besonders für den Plan der Reise gewinnen zu müssen (Pribram, a. a. O. Archiv LXXIII, 116), so täuschte man sich. Andererseits kamen die guten Ratschläge Spaniens nicht mehr zur Geltung, da die Reise bereits am 20. Juni auf Grund der Berichte Volmars und Fürstenbergs beschlossen worden war. „El Bolmar afirmativamente diçe que si el Rey va en persona juzga que lo vençera todo, y assi se ha resuelto esta tarde que a los 15 de Julio salga de aqui Su M.^{d} encaminandose la buelta de Praga". Bericht La Fuentes, 20. Juni, Sim. A. 2367.

[6]) Eine Abschrift der gegen die Wahl Leopolds gerichteten Erklärung des Mainzers, welche Blum in Wien übergab, hatte Auersperg am 15. Juli nach Madrid gesandt. Er fügte bei ein Memorial mit den Gegengründen, „porque no es tratable la Eleccion del s.^{r} Archique" (Sim. A. 2367). Am 30. August trat der Staatsrat zusammen, am 5. September erging an Peñeranda die erneute Instruktion, Leopolds Wahl mit allem Ernste zu betreiben; Sim. A. 2478. Noch am 15. November glaubte man La Fuente vor den Umtrieben Schwarzenbergs warnen zu müssen, „que por quantos medios pudiere procurava la Eleccion del Archiduque y que para su decoro y sustento se le ceda una gran parte de los Payses hereditarios; Sim. A. 2478.

[1]) Über die Höhe der finanziellen Opfer, welche Spanien brachte, besitzen wir einige Mitteilungen. Am 2. Juni 1657 wurde die für die damalige Zeit ungeheure Summe von 500000 Dukaten als Unterstützung für die Wahlkampagne nach Wien gesandt. Vergl. Avisos de Barrionuevo 1654—58 III (Madrid 1893) 290. Demselben Zwecke sollten wohl auch die 100000 Thaler dienen, welche Peñeranda im Herbst aus Madrid erhielt; Bericht Nani's, 26. Sept. 1657; Venet. Depeschen, a. a. O. 60. Jedenfalls ist Peñeranda nicht mit leeren Händen am kaiserlichen Hoflager erschienen.

randas, den Mainzer zur Aufgabe jener Vorbedingung zu veranlassen, sind wir gut und ausführlich unterrichtet.[1])

An Zweifeln und Bedenken hat es auf der anderen Seite auch jetzt keineswegs gefehlt und der Wahlsieg Leopolds schien unsicher und noch lange nicht erreicht, als die erwartete und von vielen ersehnte Nachricht von der Geburt des Infanten Philipp Prosper[2]) die letzten schweren Wolken teilte.[3])

Damit war die ganze Situation auf eine vereinfachte Formel gebracht. Die Wahl Leopolds verlor für die große Politik ihr Bedenkliches; sie erschien sogar notwendig, je deutlicher und unmittelbarer die mögliche Gefahr eines neuen Türkenkrieges an das Reich herantrat.

Die weitere Folge war, daß die beiden großen politischen Systeme, die sich bisher auf das innigste berührt und gegenseitig beeinflußt hatten, wiederum auseinander gehen. Die spanische Erbfolgefrage verliert, allerdings nur auf kurze Zeit, ihr allgemeineres Interesse, die Kaiserwahlfrage wenigstens ihren großen weltpolitischen Charakter. Wie der übergetretene Strom, der in sein altes Bett zurückkehrt, nachdem er ringsum das weite Land

---

Vergl. Pribram, a. a. O. Archiv LXXIII 110. Sim. A. 2445 u. 2478 enthält mehrere Dankschreiben Leopolds und Leopold Wilhelms an König Philipp IV. für die erfahrene pekuniäre Unterstützung.

[1]) Vergl. Pribram, a. a. O. Archiv LXXIII 162.

[2]) Geboren am 28. November 1657; Lafuente, Historia de España, XVI 467.

[3]) Vergl. Joh. Portmann an Friedrich Wilhelm, Akt. u. Urk. VIII 469. Während Nani am 26. Dezember ohne Reflexion nur die Thatsache der Geburt referiert (Venet. Depeschen 92), konstruiert er am 2. Januar 1658 (ebenda, 94) den kausalen Zusammenhang des Ereignisses mit der Wahlfrage: Aggionsi nel fondo del dispaccio hoggi otto la speranza che dalla nascita del prencipe in Spagna concepivano questi ministri della facilità anco per l'elettione d'imperatore e non si sono ingannati; perchè al presente tutto ciò che poteva sconcertare l'interno per le speranze del S.r arciduca è svanito e come già stava sopito, hora è totalmente caduto. S'aggionge rimosso agl'elettori il sospetto che col matrimonio dell' infanta il rè dovesse abbandonare l'Alemagna e passarsene in Spagna et etiamdio con la successione di quei regni s'unisse una grande et a tutti tremenda potenza."

überschwemmt hat, beschränkt sie sich hinfort auf den heimatlichen Boden des Reiches.

So ist die Wahl Leopolds in der That noch vor dem französisch-spanischen Frieden erfolgt, freilich nicht zur Genugthuung Spaniens, welches sich durch die Kapitulation zuletzt doch der so nötigen kaiserlichen Waffenhilfe und damit der einzigen Frucht beraubt sah, die es sich als Dank seiner mannigfachen Mühen und Opfer erhofft hatte.[1])

* * *

Die Kaiserwahl der Jahre 1657/58 bildet mit ihrer bewegten Vorgeschichte und ihren weitverzweigten Konsequenzen eine der entwicklungsreichsten Epochen des Jahrhunderts. Als mehrere Dezennien später über die spanische und die nordische Frage zugleich die großen Entscheidungen fielen, ist es diplomatischer Meisterschaft gelungen, beide Systeme getrennt zu halten. Damals in der Wahlfrage berührten sie sich. Indem diese sich ursprünglich weit abliegende Entwicklungen angliedert und dadurch neue Verwicklungen hervorruft, wächst sie erst zu einer Angelegenheit

[1]) Der Freundschaft der beiden Häuser hat diese Thatsache beinahe den Todesstoß gegeben. In der Folgezeit beklagten sich die Spanier bitter darüber; die Ursache suchten sie außer in dem Verlust des Ansehens der spanischen Waffen vor allem darin, daß weder dem Kaiser noch seinen Ministern die Ehre Spaniens am Herzen liege. Man empfand es um so tiefer, da man sich rühmte, durch Rat und Geld nächst Gott das Beste zur Wahl Leopolds beigetragen zu haben. So schrieb Peñeranda noch am 27. April 1662 an Don Luis Ponze de Leon: Aus zwei Gründen sei Spanien in der Kapitulation so schlecht behandelt worden, „la primera porque nuestras Armas en Flandes y en Italia y España estavan con el descredito que es notorio el año de 1658, quando se hizo la eleccion; La segunda porque ni en el Emperador presente ni en sus ministros se tuvo respecto alguno al decoro de Su Magd., siendo verdad que de parte de Su Magd. no quedo por hacer diligencia en orden al succeso que se tuvo y que para dirigirle y efectuarle fue la unica causa desques de Dios. Ar. Nat. K. 1644, D. 9.

von europäischem Charakter.[1]) Auch das war eine Folge der in gewissem Sinne internationalen Stellung, in welche der dreißigjährige Krieg Deutschland gedrängt hatte. Der Kampf der Waffen war beendet, allein dafür schlug das Ausland seine diplomatischen Schlachten erst recht auf deutschem Boden. Die großen Momente des europäischen Widerstandes gegen die Casa d'Austria treten in mehr oder weniger intime Verbindung zu den oppositionellen Elementen der deutschen Fürstenwelt.

Wir wissen, wie ein Mann von dem weiten Blicke und der Auffassung Lisola's das gewaltige Ringen im Norden für die Kaiserwahl in Anschlag brachte.[2]) Schweden wagte sogar die förmliche Forderung zu stellen, daß man erst dann die Wahl betreiben könne, wenn der doppelt gebrochene Reichsfriede wieder hergestellt sei.[3]) Der eigentliche Leiter jener elektrischen Spannungen aber war Brandenburg. Damals zuerst erscheint dieser junge, weitausgreifende Staat im vollen Lichte europäischer Geschichte, zum ersten Male werden die Wirkungen jener vom Rheine bis zur Memel gestreckten, seltsam zerrissenen Gliederung erkennbar, welche ihm die Teilnahme an allen Verwicklungen im Osten wie Westen des Kontinents aufzwang; vom Standpunkte der damaligen Zeit betrachtet, eine Quelle unübersehbarer Gefahren, zuletzt doch nur die notwendige Voraussetzung zukünftiger Größe.

Es liegt hier ein verwandtes Element mit Österreich. Beide hatten sich an der Peripherie deutschen Volkstums auf zum großen

---

[1]) Wenn Ranke (S. W. 25/26, 256 f., 261 ff.); Droysen (III 2, 360 f.), Mentz (Johann Philipp, Kurfürst von Mainz, I 72) als einen der Beweise hierfür die vertragsmäßige Vereinbarung Mazarins und Cromwells erwähnen, Habsburg von der Wahl auszuschließen, so sei nochmals darauf hingewiesen, daß der betreffende Vertrag als Fälschung gilt. Vergl. Heide, a. a. O. 7 Anm., v. Zwiedineck, a. a. O. 178.

[2]) Vergl. Pribram, Lisola, a. a. O. 137 ff. Vergl. ferner ders., Die Berichte des kaiserlichen Gesandten Franz von Lisola aus den Jahren 1655 bis 1660 (Wien 1887) und Hirsch, Der österreichische Diplomat Franz von Lisola und seine Thätigkeit während des nordischen Krieges in den Jahren 1655—60; in: Hist. Zeitsch. LX (1888) 466 ff.

[3]) Vergl. Droysen III 2, 363.

Teile slavischem Wesen abgerungenen Boden erhoben, mit dem Unterschiede freilich, daß in gegenseitiger Bedingtheit von einander Brandenburg ebenso in den Kern Deutschlands hineinwuchs, als Österreich sich demselben entfremdete. Beiden ist andererseits auch jene zentrale Lage gemeinsam, die es nach den verschiedensten Richtungen hin verbindet. Was für Österreich die türkische, das ist in wenigstens ähnlichen Verhältnissen für Brandenburg die nordische Frage gewesen. Nachdem sie sich der alten Gegner erwehrt hatten, erstand ihnen beiden in ein und derselben Macht, in Rußland, ein ebenbürtiger Rival an ihrer Ostgrenze.

An eine solche Entwicklung war zur Zeit freilich noch nicht zu denken. Damals fanden sich Brandenburg und Österreich zusammen gegen Schweden zu Gunsten des ersteren und damit zugleich in der Wahlfrage gegen Frankreich zum Vorteil des letzteren.

Unzweifelhaft ist Österreichs Politik im Zeitraum dieser kurzen Jahre die vielseitigste gewesen. Während es im nordischen Kriege Partei ergriff, mußte es auch den Kampf der Venetianer gegen die Türken im Auge behalten; wenn auch zunächst keineswegs gewillt, freiwillig in denselben einzutreten, so doch schon darauf gefaßt, hierzu gezwungen zu werden. Im französisch-spanischen Kriege spielte es auf Seiten des letzteren die Rolle des stillen Teilnehmers; wir sahen es ferner nach dem Tode Ferdinands III. in der zugleich glücklichen wie schwierigen Lage, zwischen zwei großen Aufgaben wählen zu dürfen. Es entschied sich für die nächstliegende, erreichte auch wirklich sein Ziel, sah sich aber zuletzt doch um wertvolle Früchte seines Sieges gebracht.

Rein äußerlich betrachtet bot im Jahre 1657 der Münchener Hof von allen deutschen Residenzen vielleicht den bewegtesten Anblick. Fast ununterbrochen war das Kommen und Gehen der fremden Gesandten. Noch einmal wie in den bedeutendsten Tagen Maximilians I. schien Bayern zum Träger der deutschen Geschicke bestimmt zu sein.

In Wahrheit aber stehen wir hier an einem Abschluß. Das Jahr 1657 bedeutet für Bayern nicht den Markstein weiteren Fort-

schreitens, sondern der Umkehr. Es tritt von der großen Politik zurück in ein friedliches, dem Lande gewiß zum Segen gereichendes Stillleben, welches keinerlei politische Gefahren in sich schloß, aber auch keine Vorteile. Und das in derselben Zeit, da Brandenburg sich in furchtbar gefährlichem Ringen die Souveränität Preußens erkämpfte und damit eine Stellung, welche es über alle anderen deutschen Fürstenhäuser erhob. Ob wohl Ferdinand Maria jenes rettende Schaukelspiel zwischen Schweden und Polen gewagt hätte? Gewiß eben so wenig, als er sich erkühnte, die Hand nach der Kaiserkrone auszustrecken.

Hier liegt zeitlich der Punkt, an dem Bayern und Brandenburg ihre Rollen wechselten. Bayerns großer Kurfürst war tot, Brandenburgs größerer Kurfürst steht am Beginn seines schicksalsvollen Lebens. Sehen wir von Habsburg ab, so hatte die erste Hälfte des deutschen Jahrhunderts Bayern gehört, die zweite Hälfte gehörte Brandenburg. Im Norden rauscht nunmehr, immer mächtiger anschwellend, die Flut deutscher Entwicklung.

Vielleicht liegt die Größe der kurzen Epoche des Interregnums weniger in dem, was sie geschaffen, als in dem, was sie angedeutet und vorbereitet hat. Das gilt sicherlich im Hinblick auf Frankreich. Mazarin griff in eine der innersten Lebensfragen Deutschlands ein, als er es unternahm, Habsburg aus jener starken ideellen Position zu werfen, die es durch zwei Jahrhunderte, oft angefochten, doch stets siegreich behauptet hatte. Er wagte damit auch den Kampf gegen die zweite Linie des feindlichen Hauses. Wohl ist er unterlegen, allein eigene diplomatische Gewandtheit sowie das Zusammenwirken glücklicher Umstände mancherlei Art hatten ihm doch noch einen strategischen Rückzug mit sehr bedeutenden Vorteilen ermöglicht. Zunächst schränkte die neue Wahlkapitulation die Macht des Kaisertums so erheblich ein, daß schließlich für Mazarin nicht mehr allzuviel darauf ankam, ob ein Habsburger oder wer sonst die Krone trug. Damit gelangte in dem Verhältnis der deutschen Fürstenwelt zu der obersten Gewalt eine ähnliche Tendenz zum Durchbruch, wie sie häufig als Maxime des französischen Klerus gegenüber dem Papsttum erkennbar ist.

Ferner hatte die Kapitulation auch einen mächtigen Keil in die bisherige Solidarität der habsburgischen Linien getrieben.

Als die Nachricht von der Schwangerschaft der Königin in Wien eintraf, schrieb La Fuente in der Gläubigkeit seines spanischen Stolzes: Wenn Gott uns einen Prinzen schenkt, so müssen wir bekennen, daß er noch immer der Augustissima Casa gnädig ist, und daß er sie am wenigsten im Stiche läßt, je mehr die Feinde sie bedrängen. „Quanto la juzgavan mas cahida la veen levantada con mas vigor y poder".[1]) Die zuversichtlichen Worte sollten nicht in Erfüllung gehen. Zwar ward Philipp der ersehnte Erbe geboren, allein der Sache Spaniens wurde das Ereignis nicht zur Rettung. Vielmehr ist es in seinen letzten Folgen nur Frankreich zu gute gekommen. Man gab jetzt in Madrid zu, wozu man sich andernfalls schwerlich entschlossen hätte: da die Erbfolge gesichert schien, konnte Ludwig Philipps älteste Tochter als Gemahlin heimführen. Die Geburt Philipp Prospers hat, so paradox es klingt, die Erbfolgefrage eigentlich erst ins Leben gerufen.

Daß die Wahlkapitulation kein totes Pergament blieb, dafür bürgte der unter Mazarins Auspizien aufgerichtete Rheinbund.[2]) Derselbe sicherte dem französischen Königtum eine Machtstellung innerhalb der deutschen Grenzen, hinreichend den Einfluß des Kaisers zu balancieren und seine Einwirkung auf das Reich zu lähmen. Auch die Möglichkeit eines frühzeitigen Ablebens Philipp Prospers, der Wunsch, den Konsequenzen eines solchen Er-

---

[1]) La Fuente an Haro, 17. Juni, Sim. A. 2367.

[2]) Über die Geschichte des Rheinbundes vergl. Chéruel, a. a. O. III, 84 ff.; ders., Ligue ou alliance du Rhin; in: L'Acad. des Sciences mor. et pol. (1885); Joachim, Die Entwicklung des Rheinbundes vom Jahre 1658 (1886); Pribram, a. a. O. S. B. der Wiener Akad. CXV, Jahrg. 1887, 99 ff. Eine bisher unbenutzte, zwei stattliche Bände umfassende Darstellung der Liga fand ich im Min. des Aff. Étr., betitelt „Hist. de l'alliance conclue par le roy avec plusieurs électeurs et princes de l'empire appellée communément la ligue du Rhin"; Mem. Allem. XXXIV u. XXXV.

eignisses zu begegnen, hat Mazarin bei der Gründung des Rheinbundes vorgeschwebt.[1])

Damit tritt nun die verhängnisvolle Einwirkung Spaniens auf die deutschen Verhältnisse in den Hintergrund. Die Erinnerung an das an Greuelthaten reichste Jahrhundert deutscher Geschichte, da der Hispanier das Reich unter seinem Fuße hatte, blieb dem Gedächtnis des deutschen Volkes mit tausend Zügen eingegraben, allein eine Wiederholung fanden jene Zeiten nicht mehr. Das letzte Beispiel echt spanischen Hochmuts an deutschen Fürstenhöfen lieferte Peñeranda in seinen Verhandlungen mit dem Mainzer; er entlockte damit dem ehrlich und warm empfindenden Boyneburg den ingrimmigen Ausspruch: „Wenn sein Herr so dächte wie er: sentiet Hispania ictus germanicos".[2])

Die deutschen Fürsten haben nur sehr langsam einsehen gelernt, daß die wahre Gefahr bereits auf einer ganz anderen Seite lag, und zwar bei der Macht, die sie damals noch als beste Helferin begrüßten. Denn schon hält Frankreich im Jahre 1658 die Hegemonie Europas in Händen.

Bereits wächst aber auch schon neben ihm ein anderer Rivale in die Höhe, der von den französischen Politikern freilich erst viel später als solcher erkannt worden ist. Gerade darum scheint es der Beachtung wert, daß eben im Jahre 1657, als sich die Kontinentalmächte in die Wahlfrage verbissen hatten, ein scharfer französischer Beobachter der Weltlage auf die Gefahren hinwies,

---

[1]) „Mais comme le Prince qui venoit de naistre en Espagne pouvoit mourir, et que d'ailleurs l'experience avoit fait voir depuis plusieurs années que le conseil de Madrid conservoit une influence principale sur les resolutions qui se prenoient a Vienne, Sa Maj.^{té} jugea qu'independament des seuretés qui pourroient luy estre données par la capitulation qui seroit faite avec le futur Empereur dont ses predecesseurs luy avoient donné l'exemple de n'observer après l'election faite que ce qui leur plaisoit des conditions qu'on leur avoit imposées, elle devoit s'assurer encore par de plus fortes precautions en renouvellant par des Traitéz particuliers les alliances anciennes et en faisant de nouvelles associations avec ceux des Princes de l'Empire. Aff. Étr. Mém. Allem. I fol. 198.

[2]) Mémoire Gramonts und Lionne's, 19. April 1658, bei Valfrey, Lionne, a. a. O. 130.

die von der anderen Seite des Kanals drohten.[1]) Wenn er ausführte, daß Cromwell, dieser „Rex sine nomine, unus tamen omnia", sich kein geringeres Ziel gesetzt habe, als sich zum Herrn und Erben des spanischen Welthandels zu machen,[2]) so war diese Erkenntnis schwerlich neu. Und wenn er berechnete, daß bei der sehnsüchtig erwarteten Silberflotte Rouen mit einem Kapital von 4 Millionen, St. Malo mit nicht viel weniger beteiligt sei, und die Befürchtung aussprach, die Flotte könne von den Engländern gekapert werden, so verlieh er einer Befürchtung Worte, die sich fast alle Jahre wiederholte. Aber wie wenige erkannten, daß durch Englands Emporkommen Frankreichs Zukunft selbst gefährdet sei. Hier mußte der Warner gehört werden, wenn er mit lauter Stimme verkündete, daß England Frankreichs wahrer Feind sei, gegenwärtig, wie einst und künftig.

[1]) Description de l'Estat present des affaires de l'Europe, 1657. Bibl. Nat. France, 10640.

[2]) „Toutte la guerre du Protecteur contre l'Espagne n'a point d'autre object que de se rendre Maistre de son Commerce", ebenda, fol. 164.

Kapitel II.

Bayerns Stellung zu Frankreich im Dezennium des ersten Teilungsvertrages.

A. Die ersten diplomatischen Berührungen der beiden Höfe.

Was Spanien in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an innerer Kraft und europäischem Ansehn eingebüßt, hatte Frankreich in ähnlichem Verhältnisse gewonnen, bis dann der pyrenäische Frieden das hundertfünfzigjährige Kampfspiel der beiden Mächte zu Frankreichs Gunsten entschied.[1])

Während damals die einen Mazarin als genius pacis und pacifer überschwenglich feierten,[2]) haben andere in der Aufgabe

[1]) Das kam auch in den sehr charakteristischen Formen des diplomatischen Verkehrs zum Ausdruck. Vergl. z. B. Sirstema de Grovestins, Histoire des luttes et rivalités politiques entre les puissances maritimes et la France (Paris 1851) T. I 283 ff. Die erste gründliche Geschichte des Friedens verdanken wir Gualdo Priorato: Hist. pacis inter Ludov. XIV et Phil. Hisp. regem 1659. Daß der Friede zwei Epochen schied, erkannten damals die Wenigsten. Manche hielten ihn nur für eine Art Waffenstillstand. Vieler Meinungen gab Adelheid wieder, wenn sie am 28. Mai schrieb: „l'on parlet isy de la paix come chose faicte; mes lon ne croit pas, si elle ce fait, quelle soit durable"; Merkel, Adelaide di Savoia (Torino 1892) 274.

[2]) Vergl. Delaporte, De Historia Galliae publica, privata, litteraria regnante Ludovico XIV latinis versibus a Jesuitis Gallis scripta (Paris 1891) 26 ff.

der Niederlande den schwachen Punkt des Vertrages erblicken wollen.[1]) Allein Mazarin dachte weiter. Sein Opportunismus machte Konzessionen nach der einen Richtung, um nach der anderen unermeßlich größere Ziele wenigstens vorzubereiten. Einst hatte Philipp II., weltumfassenden Entwürfen nachsinnend, als „Schützer der Krone Frankreich“[2]), als Schwiegersohn Heinrichs II., die begehrliche Hand nach dem Nachbarlande ausgestreckt, es kennzeichnet das umgekehrte Machtverhältnis der beiden Staaten, daß die Bourbonen sich jetzt rüsteten, das Erbe der spanischen Habsburger zu übernehmen.

Im Sommer 1656 hatte Lionne, wie wir wissen vergebens, über ein Ehebündnis seines Königs mit der Infantin verhandelt. Doch was Worte nicht erreichen konnten, glückte den Waffen.

Zwei Kriegsjahre vergingen, Jahre voller Erfolge für Frankreich, voller Niederlagen für Spanien, da erschien als Gesandter des Madrider Hofes Don Antonio Pimentel in Lyon „pour offrir la paix et l'Infante“.[3]) Von allen Seiten drängten sich jetzt die fremden Gesandten heran, die Einen in der eigennützigen Absicht, das niedergebrannte Kriegsfeuer nicht erlöschen zu lassen, die Anderen nicht minder eigennützig, um zu vermitteln.[4]) „Das Drama geht zu Ende, alle Schauspieler sind auf der Bühne,“

---

[1]) So das abfällige Urteil Saint-Évremonts in seinem Schreiben an Créqui; der große Schriftsteller büßte dafür mit lebenslänglicher Verbannung. Vergl. Dunlop, Memoirs of Spain during the reigns of Philipp IV and Charles II from 1621 to 1700, I (London 1834) 607 und Hippeau, Oeuvres choisies de Saint-Évremont (Paris 1852), XV s.

[2]) So ist er in einem Offensivtraktate mit der Liga genannt; vergl. Honegger, Kritische Geschichte der französischen Kultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten (Berlin 1875) 14.

[3]) Chéruel, Hist. de France sous le ministère de Mazarin III (Paris 1882) 205.

[4]) Zu denen, die sich in die erste Reihe der Vermittler zu drängen suchten, gehörte bekanntlich auch der Kurfürst von Mainz (vergl. Mentz, a. a. O. I, 81 ff.). Zwei nicht uninterressante Briefe Ferdinand Maria's an den Mainzer vom 31. Dezember 1658 und 29. Januar 1659 zeigen uns, wie sehr der Kurfürst von Bayern damit einverstanden war, wie er jenen in seiner Vermittlerrolle zu bestärken suchte. Aff. Étr. Bav. II.

konnte Mazarin ausrufen.[1]) Aber indem er so sprach, zog er schon den Vorhang der Weltbühne auf zu einem neuen, größeren Schauspiel, dessen Schöpfer er selbst war, dessen tragischer Held das eben noch siegreiche Frankreich sein sollte.

Am 7. November 1659 wurde der Heiratsvertrag abgeschlossen, welcher den 23. Artikel des Friedensinstrumentes bildete.[2]) Wir stehen damit vor einer verhängnisvollen Schwelle, hinter der sich die neuen, großen, in ihren Folgen noch unabsehbaren Fragen der Zukunft auftürmten. Man stimmt heute darin überein, daß Mazarin von Anfang an entschlossen gewesen sei, den Vertrag nicht zu halten, daß die später hervorgeholten, in zahllosen Deduktionen und juridischen Gutachten bis zum Überdruß wiederholten Gründe, der von Ludwig XIV. und seiner Gemahlin feierlich beschworene Verzicht auf deren spanisches Erbrecht sei von den Kortes nicht bestätigt, die ausgemachte Mitgift sei nicht bezahlt worden, obwohl an und für sich gewiß nicht ohne thatsächliche Berechtigung, doch eben nur dem schon längst vorgefaßten Zwecke dienen sollten.[3])

März 1661 rief der Tod Mazarin von dem Schauplatze ab. Vielleicht grade zur rechten Zeit. Ludwig XIV. wurde selbst sein erster Minister. Von seinem guten Rechte in der Erbfrage war er wohl doch mehr überzeugt, als Mazarin und vieler Meinungen gingen hier mit der seinigen zusammen.[4]) Eine Einheit der recht-

---

[1]) Dunlop, a. a. O. I 608.

[2]) Abgedruckt bei Leonard, Recueil des traitez de paix faits par les rois de France IV (Paris 1693) 63 ff. Dumont: Corps universel diplomatique du droit des gens (Amsterdam 1726—1731) VI, P. II 284 ff. Im Extrakt abgedruckt bei Mignet, I 52—57. Neuerdings vollständig bei H. Vast, Les grands Traités du Règne de Louis XIV, I (Paris 1893) 177—187. Über die Verhandlungen, die dem Frieden vorhergingen, vergl. Valfrey, Hugues de Lyonne, ses ambassades en Espagne et en Allemagne (Paris 1881) 179 ff., Legrelle a. a. O. I (Paris 1895) Chap. I.

[3]) Vergl. sein Schreiben vom 20. Januar 1646, Mignet, a. a. O. I 33 f.

[4]) Bemerkt sei, daß es nicht an Widersprüchen in der eigenen Auffassung Ludwigs gefehlt hat. Am 31. August 1661 schreibt er an Embrun, der Verzicht sei unzweifelhaft ungiltig, da die Bezahlung der Mitgift nicht erfolgt sei (Mignet, I 74 f.); 6 Wochen später aber gesteht er selbst zu,

lichen Auffassung war freilich nicht herzustellen, und selbst wenn es möglich gewesen wäre, eine Autorität des Rechtes, welche über jener der Waffen stand, existierte in jener Blütezeit interessierter Kabinettspolitik vielleicht am wenigsten.

Als George d'Aubusson de la Feuillade, Erzbischof von Embrun, nach langer Zeit als erster Gesandter Frankreichs Anfang August 1661 in Madrid erschien,[1]) mit dem ganz besonderen Auftrage, die versprochene Mitgift zu reklamieren, empfing ihn Don Christoval Angeloti, der Sekretär des Don Luis de Haro mit dem besser als alles andere die Stimmung Spaniens charakterisierenden Ausspruch: Creemos que sea tarde o temprano serémos del rey de Francia.[2])

Zwei Monate später, am 1. November, starb der einzige legitime Sohn Philipps IV., Philipp Prosper. Derselbe Tag, der ganz Spanien in Trauer versenkte, wurde für Frankreich ein Tag des Jubels; er schenkte dem Hause Bourbon den ersten männlichen Sprossen. Zwischen König Philipp IV. und dem Dauphin Frankreichs stand niemand mehr. Es war, als wollte ein unerbittliches Schicksal aller Welt offenbaren, daß die Zukunft der spanischen

---

daß diese beiden Fragen für seine Auffassung in keinem ursächlichen Zusammenhange stünden. „Je suis persuadé que la validation ou nullité de la renonciation de la Reine ne dépend pas de ce payement ou de son défaut;" Ludwig an Embrun, 14. Oktober 1661; Legrelle, I 39 (bei Mignet nicht enthalten). Vergl. übrigens auch Mignet, I, Introduction LVII. Aus dieser Auffassung Ludwigs erklärt sich, wenn Philipp IV. die Mitgift erst recht nicht bezahlte. „Si Louis XIV n'était pas tenu d'être la dupe de son beau-père, Philippe IV était-il tenu de rester la dupe de son gendre, c'est-à-dire de payer une dot qui ne satisferait nullement l'ambition du roi de France?" Vergl. Lonchay, a. a. O. 194 n.

[1]) Seine Instruktion vom 10. Juni 1661 im Extrakt bei Mignet, I 71 f.; vollständig: Recueil des Instructions, XI, Espagne, par Morel-Fatio, 173—208. Seine Charakteristik bei St. Simon (ed. Boislisle) I 418 f.

[2]) Embrun an Ludwig, 3. August. Mignet, I 73. Zu Lamberg freilich äußerte Haro selbst, die Renunziation der Infantin Maria Theresia sei so eingerichtet, daß an ihrer Giltigkeit gar nicht zu zweifeln wäre. Vergl. A. Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz (Wien 1869) 151.

Habsburger der Tod, jene Bourbons das frisch aufsprossende Leben sei.[1])

Für die Charakterentwickelung Ludwigs hatte das Ereignis noch seine besondere innere Bedeutung. Die junge Vaterschaft vertiefte ihm das Bewußtsein königlicher Pflichten, so wie er sie eben verstand, brachte aber auch in ihm den Stolz auf seine Dynastie zu höchster Entfaltung.[2])

---

[1]) „Il est difficile que tous les Siècles ensemble nous puissent montrer un Prince dont la Naissance ait été accompagnée de tant de Gloire, vû l'ancienne Grandeur des Rois ses tieux paternels et la nouvelle splendeur des Empereurs et des Rois ses tieux maternels." Mémoires pour servir à l'histoire d'Anne d'Autriche, par M.me de Motteville, Amsterdam 1723, V, 179. Vergl. auch die Mémoires de Montpensier bei Petitot et Monmerqué IV (Paris 1838) 371. Von Interesse sind auch die von den Jesuiten verfaßten Gedichte zur Feier der Geburt des Dauphins; vergl. Delaporte, De Historia Galliae publica, privata, litteraria regnante Ludovico XIV latinis versibus a Jesuitis Gallis scripta (Paris 1891) 29 f.

[2]) Das beste Zeugnis hierfür sind die berühmten Mémoires historiques et politiques de Louis XIV, composés pour le Dauphin, son fils. Nicht ohne Absicht setzt Ludwig grade mit dem Geburtsjahre des Dauphin ein, indem er die damalige imposante Stellung Frankreichs im Rate der europäischen Völker großzügig schildert. Noch Flassan (Hist. de la diplomatie française 2e éd. IV, 405) hat gegen die Authentizität der Mémoiren Einspruch erhoben. Derselbe kann heute für beseitigt gelten. Vergl. Klopp, Der Fall des Hauses Stuart I, Anlage III, 381. Der Anteil des Königs an dem Werke ist freilich noch nicht hinreichend festgelegt. Wir wissen nur, daß sie ein Präsident de Périgny unter Ludwigs Leitung dirigierte, darauf Pelisson nach einem wenigstens teilweise von Ludwigs Hand entworfenen „Journal". Die Mémoiren sollten geheim bleiben, waren aber schon vielen Zeitgenossen bekannt. Der Herzog von Montausier soll den König gebeten haben, sie noch weiter fortzusetzen. Vergl. P. Petit, Vie de Mr le Duc de Montausier (1729) II 100. Die ersten Publikationen erfolgten durch Gain-Montagnac und Grouvelle in den beiden ersten Bänden der schon unter Ludwig XIV. durch General Grimoard vorbereiteten Oeuvres de Louis XIV (Paris 1806). Eine Neuausgabe veranstaltete Charles Dreyss, Mémoires de Louis XIV (Paris 1860) in 2 Bänden mit einer wichtigen Studie über ihre Komposition als Einleitung, I—CCLI. Über den historischen Wert der Mémoiren vergl. Chéruel, Valeur historique des Mém. de L. XIV, in: Compte rendu des Séances de l'Académie des Sciences morales et politiques, 46e année (1886) 2e Sem., 785—806.

Als schon wenige Tage nach der Geburt des Dauphin dem Könige von Spanien ein neuer Erbe, der spätere König Karl II., geboren wurde, waren zwar dadurch die französischen Ansprüche zunächst wieder in weitere Ferne gerückt, allein es bestand wenig Wahrscheinlichkeit, daß das kranke und schwächliche Kind den Vater überleben würde. Jedenfalls behielt Ludwig auch jetzt beharrlich den Blick auf sein Ziel gerichtet, um es eigentlich nie mehr aus den Augen zu lassen.

Wir eilen vorüber an den einzelnen Phasen jener bekannten, oft dargestellten Unterhandlung, in welcher Ludwig sich bereit erklärte, Spanien bei der Unterwerfung Portugals zu unterstützen, dafür aber einmal Aufhebung des Verzichtes, zweitens Abtretung großer Teile der Niederlande forderte.[1]) Allein zu einer solchen Demütigung, die das offene Eingeständnis seiner Schwäche gegenüber dem portugiesischen Rebellen in sich schloß, vermochte sich der spanische Stolz nicht zu verstehen. Dafür hatte Ludwig deutlich gezeigt, daß er nicht beabsichtige, sich dereinst an den Verzicht zu halten. Man wußte also in Madrid, woran man war.

Der Drang Frankreichs, sich nach der Seite der spanischen Niederlande hin zu erweitern war, wie Mignet sagt, „naturel et national."

In der That lag hier seine Grenze offen, die dort benachbarten wallonischen Elemente, nach Kultur und Sprache französisch,

---

[1]) Vergl. die Korrespondenz Embruns mit Ludwig vom 1. Januar bis 11. Oktober. Bei Mignet, I 90—157. Ferner besonders Legrelle, I, Chap. II: Premiers démêlés avec l'Espagne, 30—66. Die Politik Frankreichs Portugal gegenüber hatte mehrfach geschwankt. Lyonne erhielt 1656 die Instruktion, Portugal aufzugeben. Vergl. Recueil des instr. III (Portugal, par Caix de Saint-Aymour, 1886) XXXVI f. u. 51. Im Pyrenäischen Frieden wurde es in der That um höherer Zwecke willen unbedenklich geopfert. Anders Ludwig. „Dès 1661, Louis XIV avait pris ses mesures pour attacher le Portugal comme un ennemi domestique aux flancs de l'Espagne"; Chéruel, Politique extérieure de L. XIV au début de son gouvernement personnel, 1661; in: Rev. d'Hist. dipl. (1890) 166. Der König hat das in seinen Mémoiren unbedenklich zugegeben. Vergl. Dreyss, II 407. Wie wir eben gesehen, wäre er wenig später allerdings sogar bereit gewesen, Portugal vernichten zu helfen.

schienen durch einen natürlich gegebenen völkerpsychologischen Zug der Entwicklung zur Adhäsion an das starke stammverwandte Staatswesen bestimmt. Dennoch war Richelieu, obwohl der Begründer des Systems der natürlichen Grenzen, der Versuchung einer mit den Holländern gemeinsam vorzunehmenden und von diesen bereits im Juni 1634 vorgeschlagenen Teilung nicht erlegen. Der dann am 8. Februar 1635 thatsächlich zwischen beiden zustande gekommene Vertrag bezweckte die Gründung eines selbstständigen Staates, etwa in der Art des heutigen Belgien.[1]) Wir wissen, von welch höherem politischem Standpunkte aus Richelieu hierbei die Verhältnisse beurteilte. Besser, Frankreich behielt den ohnmächtigen Spanier zum Nachbar und blieb gegen diesen mit Holland im Bunde, als daß es die Niederlande aufteilte, und indem es dadurch den jugendstarken, streitbaren Generalstaaten benachbart wurde, die Freundschaft mit diesen aufs Spiel setzte.

Mazarin dachte bereits anders. Seine größte und glücklichste Zeit gipfelt in dem Gedanken des Erwerbes der gesamten Niederlande.[2]) Allerdings war er diesem Ziele im Frieden des Jahres 1659 eigentlich untreu geworden, allein wir sahen bereits, wie zwei Jahre später sein gelehriger Schüler auf die ursprünglichen Ideen des Meisters wieder zurückgriff.

Wenige Monate, nachdem jener Anlauf gescheitert war, verbreitete sich Anfang 1662 die Kunde von der gefährlichen Krankheit des jungen spanischen Erbfolgers. Die Holländer hatten damals längst aufgehört, die Spanier zu fürchten, andererseits schon angefangen, die tötliche Gefahr zu ahnen, die von Frankreich über sie kommen sollte.

---

[1]) Dumont, a. a. O. VI 80—85. Vergl. Waddington, La République des Provinces-Unies la France et les Pays-Bas Espagnols de 1630 à 1650, I (Paris 1895) 252 ff. und Lonchay, a. a. O. 66 ff.

[2]) Es sei hier nur auf seine bekannte Idee hingewiesen, die Niederlande und die Freigrafschaft gegen Catalonien einzutauschen. Vergl. Mémoire vom 20. Januar 1646, Mignet, I 178 f. Vergl. auch Ranke, S. W. X 222. Dagegen behauptet Legrelle (I 68), allerdings ohne es beweisen zu können, Mazarin habe ebenso wie Richelieu nur das nächstbenachbarte Territorium der Niederlande gewünscht, um Frankreichs Grenze besser zu schützen.

Nun meldete ihnen ihr Gesandter aus Paris, daß Ludwig entschlossen sei, im Falle des Aussterbens der männlichen Habsburger Spaniens seine Hand sofort auf die Niederlande, vielleicht sogar auf das ganze Erbe zu legen[1].)

Während der letzten Jahrzehnte hatte Holland in seiner Politik Frankreich und Spanien gegenüber einen vollständigen Frontwechsel ausgeführt. Zur Zeit Heinrichs IV. und Richelieu's deren Verbündeter gegen Spanien, hatten sich dann schon zu Lebzeiten Mazarins diese Bande allmählich gelockert. Holland erkannte in dem Abzielen Mazarins auf die Erwerbung der Niederlande das langsame Heraufziehen einer neuen furchtbaren Gefahr. Daraus erklärt sich der Separatfriede vom 30. Januar 1648[2]) Seitdem

[1]) „Les nouvelles qu'on publie de la foiblesse du Prince d'Espagne, pourroient, à mon avis, faire naître de facheuses pensées sur un si étroit engagement avec cette Couronne; car il paroît qu'il est assez certain, que si le Roi d'Espagne meurt sans Heritier mâle on formera ici des prétentions sur les Païs-Bas Espagnols, et peut-être même sur toute la Succession d'Espagne"; C. van Beuningen an de Witt, 2. Februar 1662 in den Lettres et negociations entre M.r Jean de Witt . . . et Messieurs les plenipotentiaires des provinces Unies des Païs-Bas (Amsterdam 1725) II, 287. Wenig später brachte Embrun Medina gegenüber die Cession der Niederlande offen zur Sprache. Embrun an Ludwig, 11. März 1662; Mignet, a. a. O. I 120—125.

[2]) Waddington, La République des Provinces-Unies, la France et les Pays-Bas Espagnols de 1630 à 1650, II (Paris 1897) 248 ff. übersieht diese Thatsache vollständig, wenn er den Frieden als durchaus unmoralisch verurteilt. Schon Abraham de Wicquefort, Hist. des Provinces-Unies des Païs-Bas depuis le parfait établissement de cet état par la paix de Munster (publ. par Lenting) I (Amsterdam 1861) 80 bezeichnet als eine der Hauptursachen des Friedens „l'apprehension du voisinage des Français". Über den Wert des Werkes Wicqueforts gehen freilich die Ansichten sehr auseinander. C. Rennert, Abraham de Wicquefort (Inaug.-Diss, Halle 1880) weist hin auf den Haß des Autors gegen den Oranier, welcher dem letzten Teile des Werkes „gradezu den Charakter eines Pamphletes" gegeben hat (S. 31 u. 50 f.). Über diese ganze Kontroverse vergl. Wijnne in seiner Besprechung des Jean de Witt von Lefèvre Pontalis; in: Rev. hist. XXVIII (1885) 417 ff.; neuerdings den Aufsatz von Wickevoort Crommelin, Abraham de Wicquefort (20. Nov. 1606 bis 23. Dez. 1682); in: Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis (Haag 1900) 237—262. Auch Vreede,

bestand eine gewisse heimliche Gegnerschaft, die zwar nirgends ausgesprochen, aber doch hüben und drüben gefühlt wurde.

Trotzdem gab es noch lange eine Spanien entgegengesetzte Partei, und das war grade die Regierungspartei der Oranier. Gleichgültig, wie man sonst Wilhelm II. beurteilt, indem er sich über die traditionelle Todfeindschaft mit Spanien, auf der sich freilich grade die historische Größe seines ruhmwürdigen Hauses aufgebaut hatte, nicht zu erheben vermochte,[1]) bewies er gewiß nicht den weitesten politischen Blick.[2]) Er hat die von ihm in

---

Inleiding tot eene geschiedenis der nederlandsche diplomatie, II, T. 2 (Utrecht 1861) 307 ff. hat eine Verteidigung des Friedens unternommen. Vergl. ferner die für den holländisch-spanischen Frieden allerdings nur wenig bietende Darstellung von Molsbergen, Frankrijk en de Republiek der Vereenigde Nederlanden 1648—1662 (Rotterdam 1902) 7 ff.; sowie Rogge, De Vrede van Munster; in: Eigen Haard (1898) 54 ff., 70 ff. Wichtiges Material enthalten auch die Berichte des Saavedra Fajardo und vor allem des Grafen Peñeranda, besonders aus den Jahren 1647—1650; in: Coleccion de documentos inéditos para la Historia de España LXXXIII und LXXXIV. — Daß die Holländer die Absichten Mazarins auf die Niederlande sehr wohl kannten, dafür s. auch Lonchay, a. a. O. 138 f. Vergl. ferner die meisterhafte Darstellung bei Blok, Geschiedenis van het Nederlandsche Volk IV (Groningen 1899) 437 ff. Über die reiche zeitgenössische Publizistik in der Friedensfrage vergl. Blok, De Nederlandsche vlugschriften over de vredesonderhandelingen te Munster 1643—1648; en Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen; Afd. Letterkunde IV, 1 (Amsterdam 1897) 292—336. Schon im Jahre 1646 beobachten wir in der öffentlichen Meinung eine Wendung zum Frieden. Besonders thätig waren die Federn in dem entscheidenden Jahre 1647. „Voor" of „tegen" Frankrijk is schering en inslag van al die geschriften; ebenda 328.

[1]) Im August 1650 beabsichtigte er sogar im Einvernehmen mit Frankreich, Spanien unter Kriegsandrohung zum Friedeu mit Frankreich zu zwingen. Vergl. Fruin, De bemiddeling tusschen de kronen van Frankrijk en van Spanje door de Staten der Vereenigde Nederlanden in 1650 aangeboden; in: Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, IIIe Reeks, Deel X (1899) 197—234.

[2]) Um ihn zu gewinnen, ließ ihm Philipp IV. sogar eine Jahrespension bis 80000 Gulden anbieten. Vergl. Muller, Spanje en de partijen in Nederland in 1650; in: Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde; Nieuwe Reeks, Deel II (1861).

Anlehnung an den Vertrag von 1635 aufgestellte Idee einer neuen Teilung der Niederlande nur um wenige Tage überlebt;[1]) über seiner Leiche erhob die treue Gefolgschaft Oraniens das Klagelied: es gibt weder Richter noch Könige mehr in Israel.[2])

Und doch ist bei der Verschiebung der Weltlage sein Tod dem Lande nicht zum Verhängnis geworden. In immer weitere Schichten und Kreise drang die Erkenntnis, daß der alte Gegner Spanien der zukünftige Verbündete gegen das einst alliierte Frankreich sein müsse. Angesichts der durch van Beuningen Anfang 1662 erlangten Gewißheit von den Eroberungsplänen Ludwigs verschärfte sich diese innere Spannung.

Daran hat auch die zu Paris am 27. April 1662 auf 25 Jahre geschlossene „alliance étroite et fidelle conféderation" nicht viel geändert. Der „gemeene Man" sah nach wie vor das Verhältnis zu Frankreich mit anderem Auge an, als die „Herren Regenten", die handeltreibenden Kreise empfanden den Aufschwung des französischen Kommerziums als wachsende Bedrohung.

Wie die Diplomatie der beiden Länder im Jahre 1663 trotzdem mit einer gewissen Unermüdlichkeit einen Ausgleich zu finden

---

[1]) Wie er für seine gegen Spanien gerichteten Zwecke die von den Staaten gewünschten Truppenabdankungen wenigstens teilweise zu verhindern wußte, darüber s. Wijnne: De Geschillen over de afdanking van 't krijgsvolk in de Vereenigde Nederlanden in de Jaren 1649 en 1650 en de handelingen van Prins Willem II (Utrecht 1885). Vergl. auch Fruin, Over de oorlogsplannen van prins Willem II na zijn aanslag op Amsterdam in 1650; in: Bijdr. voor Vaderl. Geschied. en Oudheidk. III^e Reeks, IX (1896) 1—40. Der bekannte, die Aufteilung der spanischen Niederlande bezweckende Vertragsentwurf vom 20. Oktober 1650 wird hier allerdings nicht als eine Vereinbarung zwischen Wilhelm II. und d'Estrades hingestellt, sondern als das Werk Mazarins, von dem Wilhelm nie Kenntnis erhielt. Siehe ferner Muller, Wilhelm II., Prinz von Oranien, All. D. Biogr. XXXIII 158.

[2]) Grovestins, Hist. des luttes et rivalités politiques entre les puissances maritimes et la France (Paris 1851) I 77 a. a. O. Über die durch den Tod Wilhelms hervorgerufene Publizistik vergl. Knuttel. Catalogus van de Pamfletten-Verzameling, berustende in de Koninklije Bibliotheek, II^e Deel, I. Stuck, 1649—67 ('s Gravenhage 1891) 139 f. Über die Ereignisse des Jahres 1650 vergleiche auch die hier nicht schlecht

suchte, ist bekannt.[1]) Wir gehen an diesen Verhandlungen vorüber, sie vermochten den Schlag gegen die Niederlande kurze Zeit auf-

unterrichteten Mémoires de Hollande I (Paris 1678). Als Verfasser derselben bezeichnet Blok (ebenso wie Waddington, Un anonyme au XVII[e] siècle. Les Mémoires de Hollande; in: Compte Rendu, Académie des Sciences moral. et pol. CXXXXIX, 1898) Du Buisson; vergl. Over de Mémoires de Hollande; in: Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, III Reeks, X (1899) 156—185. Dagegen Fruin, Over den schrijver der Mémoires de Hollande; in: Handelingen en Mededeelingen van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde (Leiden 1898) 181—193. Einiges über das Jahr 1650 enth. auch in: Memorie van Nanning Keyser betreffende de gebeurtenissen van het jaar 1650; herausgeg. von Kernhamp, in: Bijdragen en Mededeelingen van het Historisch Genootschap XVIII (Utrecht 1897) 342—406; vergl. auch Groen van Prinsterer, Archives et Correspondance inédite de la Maison d'Orange Nassau (Leiden 1841) 16 ff. Ferner die entsprechenden Abschnitte bei Aitzema, Basnage, Waagenaar und Wicquefort. Von neueren Darstellern Mignet, Chéruel, Hist. de France pendant la minorité de Louis XIV (Paris 1879); Waddington, Legrelle, Lonchay, Blok und neuerdings Molsbergen, Frankrijk en de Republiek der Vereenigde Nederlanden 1648—1662 (Rotterdam 1902) 77—108, sowie Wilde, Voor 250 Jaar; in: Studien op godsdienstig wetenschappelijk en letterkundig gebied LV (Utrecht 1900) 331—76.

[1]) Indem de Witt für den Fall der Erledigung des Erbes eine Teilung der Niederlande in Vorschlag brachte, hat er thatsächlich die Renunziation Ludwigs als nichtig anerkannt. Zuerst ist der Gedanke der Teilung holländischerseits ausgesprochen in dem „Mémoire de 1663, relatif à l'éventualité de la Succession d'Espagne"; in: Collection de documents inédits sur l'histoire de France, Mélanges historiques I (Paris 1873) 225—231. Blok hat dasselbe in die Zeit vom 28. Dezember 1662 bis 30. März 1663 eingereiht. Über die weiteren Verhandlungen vergl. Mignet, a. a. O. I, Part. II, Section I; Juste, Négociation secrète entre Louis XIV et Jean de Witt pour le partage des Pays-Bas catholiques ou l'établissement d'une république dans ces provinces 1663; in: Bull. de l'Acad. roy. de Belgique (Brux. 1883) 137 ff.; Lefèvre Pontalis, a. a. O. I 294 ff.; Legrelle, a. a. O. I; Lonchay, a. a. O. 202 ff.; Blok, a. a. O. V 169 ff. Vor allem auch den Aufsatz von Rogge, De diplomatieke correspondentie van Godefroy d'Estrades, buitengevoon gezant van Frankrijk bij de republiek der Vereenigde Nederlanden, van 1663 tot 1668; in: Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen, Letterkunde, IV[de] Reeks, 1 Deel, (Amsterdam 1897) I, 198—252. Ferner derselbe, Godefroy Graaf d'Estrades; in: Eigen Haard (1897) 570 ff.

zuhalten, nicht aber zu verhindern. Dabei vertiefte sich innerlich die Kluft. In Ludwigs Seele faßte der Gedanke, die ihm unsympathische Handelsnation zu demütigen, immer festere Wurzeln, in Holland sollte sich im Laufe weniger Jahrzehnte der glühende Wunsch, das Land durch eine Festungsbarriere gegen die „témérité gauloise" zu sichern, zum Kernpunkt der gesamten Politik erheben.

Doch zunächst blieben Ludwigs Gedanken konsequent auf die Erwerbung der Niederlande gerichtet. In dem ganz allmählich aber mit einer gewissen Stetigkeit anschwellenden Kampfe um die spanische Erbfolge hat die französische Diplomatie abwechselnd zwei Wege eingeschlagen: der Teilung und der Eroberung. Durch die erstere sicherte sie sich einen Anteil am Erbe durch Kompromiß mit anderen Mächten, durch die letztere konnte sie hoffen — so widerspruchsvoll es scheint — sich die spanische Nation zu gewinnen. Wie lebhaft in dem maßgebenden Staatsrat von Castilien wie im Volke selbst der Wunsch war, das Reich ungeteilt zu erhalten, wußte jeder. Je größere Teile also Ludwig von dem Reiche losriß, um so näher legte er den Spaniern den Gedanken, ihm zur Erhaltung der Gesamtmonarchie das ganze Erbe zuzuwenden. Wir wissen nicht, ob Ludwig grade so spekuliert hat, jedenfalls sollte das Endergebnis jene Erwägung rechtfertigen.

* * *

Für Frankreich, wenn es seine alten begehrlichen Absichten auf den Besitz der spanischen Niederlande durchsetzen wollte, ergab sich als wünschenswerte Voraussetzung, daß es in der rechten Flanke gedeckt war. Seit dem Scheitern der Unterhandlung Embruns in Madrid ist dem Könige wohl kaum noch ein Zweifel geblieben, daß er auf einen friedlichen, aus den vermeintlichen Ansprüchen seiner Heirat hergeleiteten Erwerb der spanischen Monarchie oder nur der Niederlande zunächst nicht zu rechnen habe. Für den, wer wußte wie bald bevorstehenden Kriegsfall suchte die weitschauende Politik von St. Germain neue Verbündete.

Indem nun Lionne die Blicke spähend über Deutschland sandte, trafen dieselben naturgemäß auch auf Bayern. Der Münchener Hof hatte allerdings seit der Episode der Kaiserwahlfrage aufgehört, der Tummelplatz fremder Diplomaten zu sein. Allein so sehr diese selbst gewählte Ruhe und Zurückgezogenheit, wie sie Bayern seit den Tagen Wilhelms V. nicht mehr gekannt hatte, dem innersten Wesen Ferdinand Maria's zusagte, so war man doch andererseits für die von Ludwig mehrfach erfahrene Zurücksetzung nicht fühllos.[1]) Abgesehen von persönlichen Empfindungen, namentlich bei der Kurfürstin, schienen auch mancherlei politische Gründe eine dauernde Entfremdung der beiden Höfe zu widerraten.

Dazu kam, daß sich der Kurfürst durch das Verhalten der kaiserlichen Politik im einen und anderen Falle benachteiligt fühlte. Ob diese Empfindlichkeit immer begründet war, ist für die vorliegende Frage gleichgültig, von erheblichem Gewichte dagegen die Thatsache an und für sich, daß sie, wenn auch nur in einzelnen Fragen, bestand.[2])

---

[1]) Vergl. Lionne an die Kurfürstin, 8. Dezember 1662; Aff. Étr. Corr. Bav. III, Anlage V. In dem Schreiben an ihre Mutter vom 23. Dezember 1661 spricht Adelheid nicht ohne Empfindlichkeit von der „alienation, que la france temoigne desia avoir pour la Maison de Baviere", bei Merkel, a. a. O. 287. „L'Elect. de Baviere avoit esté extremement sensible aux marques que Sa Majesté luy avoit données de son mecontentement et il avoit cherché toutes les occasions de faire connoistre le regret qu'il avoit de sa conduite passée et combien il desiroit de regagner la bienveillance de Sa Majesté"; Aff. Étr. Mém. et Doc. Allemagne I fol. 217 f.

[2]) Vergl. hierfür die ausführliche Darstellung bei Döberl, a. a. O. 69—110. Allein ein Einwand sei hier gestattet. D. hat die verworrene Vikariatsfrage besonders hervorgehoben, um den „oft geradezu perfiden Charakter der österreichischen Politik gegenüber Bayern zu illustrieren" (S. 82). Ich glaube, man wird diese Auffassung mildern dürfen. Unzweifelhaft trifft ein guter Teil der Schuld für die beginnende Entfremdung den Münchener Hof selbst. Vergl. Lory, Die Anfänge des bayerisch-pfälzischen Vikariatsstreites; in den Forsch. z. Gesch. Bayerns, VII (1899) 217 ff. Daß infolge dessen die Wiener Hofburg nicht mit der wünschenswerten Klarheit, Offenheit und Schnelligkeit vorging, ist gewiß. Aber auch dabei kann man vielleicht manche Verzögerung der weltkundigen Lahmheit

Hiermit soll andererseits durchaus nicht gesagt sein, daß sich bereits in den Jahren nach der Kaiserwahl eine vollständige innere

---

der Wiener Geschäftspraxis zu gute halten, die an allen europäischen Höfen der Gegenstand ewiger Klagen war. Wie man sich auch in Wien selbst damit zu entschuldigen suchte, „daß die publica wie auch die expeditio belli et pacis soweit vordringen, daß eben nicht möglich eines jeden Begehren in allem zu erfüllen“ (Döberl, 82). Andererseits reduziert sich das Übelwollen des Wiener Hofes, wenn wir genauer zusehen, zunächst auf die Gegnerschaft des Grafen Ötting, der Bayern aus ganz persönlichen Gründen grollte. Vergl. Merkel, 261 Anmerkung: „Li tratteneva ancora a Vienna la questione della ratifica dell' operato di Ferdinando Maria come vicario imperiale; alla quale si opponeva il conte di Etting, perchè l'Elettore in un processo, che durante l'interregno s'era aperto fra il detto conte ed alcuni suoi congiunti, aveva dato sentenza a favore di questi ultimi, recando al primo un danno di ventimila ungheri d'oro“. Ötting hatte es durchgesetzt, daß die Frage an den Reichshofrat überwiesen wurde, dessen Präsident er selbst war. Hier verfocht er dann die Meinung, daß man auch die Gründe des Pfälzers anhören müsse. Daraus ergab sich der erste Aufschub. Allein die Ansicht der Wiener Politik schlechthin brachte Ötting deshalb doch keineswegs zum Ausdruck.

Bezeichnend scheint mir auch, daß doch gerade Graf Kurz, der als Reichsvizekanzler, d. h. Reichsminister des Äußeren und Reichshofratskanzleipräsident, als „os Caesaris“ galt (vergl. Kretschmayr, Das deutsche Reichsvizekanzleramt; Archiv f. österr. Gesch., LXXXIV [1898] 443), dem bayerischen Vertreter den schnellsten Weg zum Ziele eröffnete, indem er ihn darauf hinwies, ein Memorial unmittelbar beim Kaiser selbst einzureichen (Döberl, 83). In der That brachte dieser Schritt die sofortige Entscheidung. Das kaiserliche Konfirmationsdiplom ist datiert vom 14. Januar 1659, nur drei Tage, nachdem eben diese Schmidsche Denkschrift expediert worden war (ebenda, 84 u. 86). Das läßt doch eigentlich nicht auf bösen Willen schließen. Hier setzt dann nun freilich die zweite Intrigue Öttings ein. Ihm war das Dekret zur Aushändigung an Schmid übergeben worden, allein er zögerte damit Woche für Woche. Zuletzt wagte Ötting sogar eine direkte Fälschung des Dekretes; „Poi senz' avvertirne lo Schmidt, con aggiunte e limitazioni mutò tutto il carattere del decreto, creando il principio, che gli atti del vicario imperiale potessero essere assoggettati alla revisione del consiglio aulico, e che, essendo questo occupato in troppi affari, potessero essere riveduti dal solo primo presidente, cioè da lui medesimo. Mutato così il documento, l'Etting lo fece approvare dal consiglio aulico, poi, in presenza dell' imperatore, lo propose al consiglio di Stato, quindi, compite tutte le formalità, lo fece rimettere allo Schmidt.“

Dies der Inhalt eines Schreibens Biglioris vom 22. April 1559 bei Merkel 262, Anmerkung. Wenn ferner die offizielle Publikation der Konfirmation an den Reichshofrat mit Berufung auf den Widerstand der protestantischen Mitglieder desselben anfangs abgelehnt wurde, so war dies keineswegs ein leerer Vorwand. Vielmehr hatten die protestantischen Mitglieder in der That sofort einstimmig erklärt, dem Konfirmationsdekret ihre Bestätigung zu versagen. Sie beriefen sich dafür auf das westfälische Friedensinstrument, welches ihnen auch das Recht an die Hand gab, ihre Stimmen von denen der übrigen Mitglieder zu separieren. Mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit schrieb der Kurfürst von der Pfalz hierüber an Ludwig XIV.: „Il (le decret) ne fust pas communiqué publicquement au Conseil Aulicque, mais inseré seulement aux Registres du dit conseil, et ce a l'insceu des conseillers Protestants lesquels en ayant eu en suite cognoissance declarerent unanimement de ne pouvoir pas verifier ce decret, se fondants sur l'instrument de la paix, auquel ils s'estoient obligés par serment, et qui les mettoit en droit de my partir les suffrages"; Aff. Étr. Corresp. Bav. III. Wir haben es also hier mit Schwierigkeiten zu thun, die nicht nur kaiserlicherseits vorgeschützt wurden, sondern die thatsächlich bestanden und sogar ihren sehr energischen Ausdruck gefunden hatten. Wenn die Hofburg vor diesem Widerstand anfangs zurückwich, so scheint das durchaus nicht mehr unerklärlich, von ihrem Standpunkte aus trotz des gegebenen Versprechens nicht einmal ganz unberechtigt. Daß der Pfälzer in der Vikariatsfrage Frankreich zu Hilfe rufen könnte, war eine alte, wie wir wissen, sehr berechtigte Befürchtung der Wiener Hofburg. Vergl. Döberl, a. a. O. 52, Anm. 2, ferner Nanis Bericht vom 5. Mai 1657; Venet. Depeschen vom Kaiserhofe, a. a. O. 17. Zu alledem wollte man auf Grund des Friedensinstrumentes dem Kaiser überhaupt das Recht zu einer alleinigen Entscheidung in dieser Frage absprechen, welche vielmehr Sache des ganzen Reiches sei. Mit dieser Motivierung bat Karl Ludwig den König von Frankreich um eine Erklärung gegen die staatsrechtliche Berechtigung der kaiserlichen Konfirmation, indem er geschickt betonte, der König dürfe die Sache nicht übergehen, um für später keinen Präzedenzfall zu schaffen. „S. A. E. supplie tres humblement le Roy, de luy vouloir favoriser d'une declaration par escrit que Sa Maj.^{té} Imp. n'estant pas en pouvoir de donner la dite confirmation pour les raisons susmentionnées. Sa Maj.^{té} Tres Chrestienne entend aussy que cette confirmation ne peut ny doibt prejudicier en aucune maniere aux droits de Vicaire competants a S. A. E. Palatine. C'est en quoy Sa Maj.^{té} Tres Chrestienne est d'autant plus interessée, quisque si on laissoit a l'Empereur la liberté de decider de son chef ce point de Vicariat, il pourroit encor entreprendre la decision d'autres poincts dependants de l'interpretation

habe. Dagegen spricht schon mit einiger Deutlichkeit das loyale

---

du dit traicté de paix, au prejudice des autres parties principales transigeantes"; Karl Ludwig an Ludwig XIV, Aff. Étr. Corresp. Bav. III.

Man sieht, wie auch in dieser Frage der leidenschaftliche und ehrgeizige Pfälzer, der, wie wir wissen, der französischen Politik schon vorher mehrfach recht nahe getreten war, den Weg ins französische Lager einschlug, sobald er seine Rechnung nicht auf Seiten des Kaisers fand. Frankreich selbst hatte, solange eine bayerische Kandidatur auf der Tagesordnung stand, eine Versöhnung der beiderseitigen Ansprüche erstrebt. Deshalb hatte es in seinen beiden Cirkularbriefen vom 27. Juli weder Pfalz noch Bayern den Vikariatstitel gegeben. Bayern gegenüber wollte man sich damit entschuldigen, man betrachte die Sache „comme une qualité simplement passagere qui devoit bientost finir par l'election d'un Empereur où il ne tiendroit qu'a l'Electeur de Bavière d'estre eslevé et par consequent de n'avoir plus besoin de considerer ces petites formalités"; Relation du ceremonial observé à l'egard des ambassadeurs extraordinaires à l'Assemblée Électorale tenüe à francfort . . 1657/58; Aff. Étr. Mém. et Doc. Bav. III, fol. 20. Hierzu heranzuziehen ein zweites Mémoire touchant le different quil y a à present entre les Électeurs de Bav. et d'Heydelberg pour le Vicariat de l'Empire", Oktober 1657, Aff. Étr. Mém. et Doc. Bav. II. — Daß nach dem Scheitern der Wahlpläne für Frankreich nichts angenehmer sein konnte, als wenn die Wiener Politik durch Begünstigung des Bayern den empfindlichen Pfälzer vor den Kopf stieß, war klar. Auch darin lag für den Kaiser ein Grund zu möglichster Schonung der kurpfälzischen Interessen. Für die sich außerdem doch auch höchst gewichtige Stimmen erhoben! „Das Ende des Streites ist gar nicht abzusehen — so urteilte Pufendorf noch 1667 — denn das Recht ist auf Seite von Kurpfalz, die Macht auf Seite Bayerns" (vergl. Heigel, „Das Projekt einer Wittelsbachischen Hausunion"; Quellen u. Abhandl. I, 3) Döberl meint ferner (S. 104, Anmerk.), „die Handlungsweise Österreichs erschien den Zeitgenossen mit Recht im schlimmsten Lichte." Er führt dafür nur die persönliche Ansicht des Savoyers Biglioris an. Allein dieser, „der damals fast täglich mit Schmid verkehrte" (ebenda 101), ferner der Angehörige einer innig befreundeten Macht war, außerdem wegen seiner mehrjährigen ergebnislosen Verhandlungen in der Montferratschen Frage am Wiener Hofe gegen diesen persönlich aufs höchste erbittert, hörte eben auch nur bayerische Stimmen und sah daher auch das ganze Verhältnis naturgemäß mit bayerischen Augen an. Seine Berichte erscheinen mir auch sonst infolge seines Grolles gegen die Hofburg nicht immer ganz ungetrübt. — Das oben zweimal zitierte Schreiben von Kurpfalz an Ludwig ist eine Kopie mit dem Datum des 12. Oktober 1662. Diese Datierung ist aber nicht von der Hand des Kopisten, sondern unverkennbar ein späterer Zusatz. Da Anfang Oktober 1659 die Publikation an den Reichshofrat doch noch erfolgte (vergl.

Vorgehen des Kurfürsten im Türkenkriege.[1]) So wenig es an den in der damaligen Zeit zwischen den Fürstenhöfen und der Kaiserburg nun einmal gewohnheitsmäßigen Reibereien und dadurch hervorgerufenen verletzten Stimmungen gefehlt hat, lassen sich in der Zeit von 1658—1664 doch auch hinreichend Beispiele anführen, welche beide Mächte in einem freundlicheren Verhältnisse zu einander zeigen. In dem Vertrage vom 12. Januar 1658 hatte Kaiser Leopold „alle Forderungen Ferdinand Marias erfüllt."[2]) Battista Nani konnte in seiner Finalrelation vom Januar 1659 sagen, daß infolge der bayrischen Ablehnung der Kaiserwürde alle Eifersucht zwischen den beiden Häusern verschwunden sei.[3]) Ohne dem Venetianer

---

Döberl, 119), ist es auch ganz unmöglich, daß Kurpfalz 3 Jahre später noch keine Kunde davon gehabt hat. Andererseits ist mit einer fast an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Pfälzer sich erst an Frankreich wandte, nachdem seine Protestschreiben an den Kaiser vom 20. September 1658 und 16. Mai 1659 (Ebenda, 117 f.) erfolglos geblieben waren. Aus diesen Gründen habe ich die Korrektur des Datums: 12. Oktober 1659 anstatt 12. Oktober 1662 gewagt. — Das Vikariat ist auch in der Folgezeit noch ein Objekt des Haders zwischen den beiden verwandten Kurhäusern geblieben. Die späteren Berichte Vitry's und de la Haye's enthalten häufige Mitteilungen darüber. Am 19. April 1684 schreibt de la Haye an seinen Hof: „Il court icy un bruit depuis plus d'un mois que M.r l'El.r Palatin sur des pretensions quil a pour le Vicariat de l'Empire et autres choses contre M.r l'El.r armoit le dessein de luy faire la guerre"; Aff. Étr. Corr. Bav. XXXVIII. Eine vorläufige Verständigung brachte der Erbvereinigungsvertrag vom 15. Mai 1724 (bei Schulze, Die Hausgesetze der regierenden deutschen Fürstenhäuser I 279). Zu definitiver Ruhe kam der Streit jedoch erst mit dem Jahre 1777, welches die Pfalz mit Bayern vereinigte. Vergl Seydel, Bayerisches Staatsrecht, I (1884) 17. Den Ausgang der Frage behandelt auch ein ausführliches „Mémoire sur le cérémonial au sujet de la Bavière et du Palatinat" (1680—1780). Dasselbe befindet sich Aff. Étr. Mém. et Doc. Bav. VII.

[1]) Vergl. Merkel 289: „Essendo venuto il tempo di fornir all'imperatore gli aiuti promessigli contro il Turco, Ferdinando mostrò quanta fosse ancora la sua buona disposizione verso la casa d'Austria, cedendo un numeroso nerbo del suo esercito."

[2]) Pribram, Lisola 149 f. Vergl. auch Döberl, a. a. O. 50.

[3]) „Baviera con la moderatione di ricusare l'Imperio, che non gli compliva ricevere, hà abolito tutte le gelosie degl' Austriaci, et havendo

ganz zu folgen, wird man zugeben können, daß diese Behauptung einen wahren Kern enthielt. Das geht, so wenig übrigens der bayrische Hof mit der spanischen Krone sympatisierte,[1]) doch wohl aus der Hartnäckigkeit hervor, mit der Ferdinand Maria, der sogar vordem auf Wunsch des Kaisers bemüht gewesen war, Köln von dem rheinischen Bunde abzuziehen,[2]) alle Anträge zum Eintritt in diese Allianz zurückwies.[3]) Auch König Ludwig war, auf dem Umwege über Turin, an den Kurfürsten herangetreten. Die Form, wie es geschah, ist nicht minder charakteristisch, wie die Motivierung der Ablehnung. Am 2. Dezember 1661 hatte Christine von Savoyen ihrer Tochter Adelheid geschrieben, der König lasse dem Kurfürsten mitteilen, daß Leopold dem Pfälzer für die Rückgabe der bekanntlich im Vikariatsstreite von Bayern besetzten oberpfälzischen Städtchen Weiden und Parkstein sein kaiserliches Wort verpfändet habe. Die diplomatische Lüge, um Ferdinand Maria in die Arme des Rheinbunds zu treiben, war klug ausgedacht. Allein der Köder verfing nicht. Der Kurfürst ließ erwidern, der König sei über die Sache offenbar nicht hinreichend informiert, er seinerseits ver-

---

offeso la Francia, e vedendo il Palatino suo Emulo prottetto da quella Corona, convien tanto più unirsi con Cesare, ancorche habbi il Nemico in Casa, ch' è l'Elettrice Regnante, non contenta della sua Sorte, avida di novità, alla Francia totalmente inclinata"; Fontes rerum Austriacarum II, Band XXVII 18. Den Irrtum Fiedlers, die Relation auf den 7. Januar 1658 statt 1659 zu datieren, hat Pribram, Venet. Depeschen vom Kaiserhofe XIII, Anm. 1 berichtigt.

[1]) Aus diesem Grunde hatte er auch die Bitte, bayerische Regimenter an Spanien zu verkaufen, abgewiesen. Vergl. Merkel 262, Anm. 1. Der Anfang dieser Gegnerschaft reichte bis in die Tage Maximilians I. zurück. Das Motiv war die Eifersucht Spaniens auf das emporstrebende Haus Wittelsbach. „C'est pourquoi l'Ambassadeur d'Espagne ne voulut point assister en 1623 à la cérémonie qui se fit à Ratisbonne lorsque l'Empereur Ferdinand II investi Maximilien de la dignité Electorale;" Yves de Saint-Prest, Histoire des Traités de Paix et autres Negociations du XVII. siècle, II 505 f.: Traités passés par les Electeurs de Bav. avec les Princes étrangers.

[2]) Schreiben Biglioris, 2. Nov. 1662, Merkel 286, Anm. 3.

[3]) Vergl. Döberl 39 f., 56 f. Mehrere Schreiben Ferdinand Marias an König Ludwig hierüber enth. Aff. Étr. Bav. III.

traue auf die ihm gemachten kaiserlichen Versprechungen und habe deshalb zur Stunde keinen Grund, der Liga beizutreten.[1])

Wenn dann im Frühjahr 1660 der Kurfürst, der sich mit dem Gedanken einer teilweisen Abrüstung trug, dieselben Truppen, welche er, wie wir wissen, dem Spanier verweigert hatte, freiwillig und zuerst dem Kaiser anbot,[2]) spricht auch dieses für die Fortdauer leidlicher Beziehungen zwischen beiden. Für seine Thätigkeit in Wien in der nordischen Friedensfrage hatte ferner Schmid die sehr gemessene Instruktion, sich von dem französischen Gesandten fernzuhalten.[3]) Auch in dem Reichsdeputationsstreit ist Bayern mehrfach mit dem Kaiser zusammengegangen[4].) Obwohl man in Wien die vom Rheinbunde aus an Ferdinand Maria herangetretenen Versuchungen kannte,[5]) hoffte man im Jahre 1661 sogar auf eine bayerische Geld- und Truppenhilfe gegen die Türken.[6]) Ein ernsterer Mißton macht sich wohl erst im Laufe der noch zu berührenden Montferratschen Frage geltend.[7])

---

[1]) Vergl. Merkel 286 f.; vor allem die beiden Schreiben Adelheids an ihre Mutter vom 23. Dezember; ebenda. Das erste schließt mit den Worten: „Ainsi pour cettes raisons il luy semble n'avoir pour a cette heure necessitè d'entrer dans la Ligue".

[2]) Vergl. Molins Bericht vom 6. Juni 1660; Venet. Depeschen 449, Anm. 1.

[3]) Vergl. Döberl 132, Anm. 1.

[4]) So suchte es für den kaiserlichen Vorschlag einer Verlegung der Reichsdeputation von Frankfurt nach Regensburg im Herbst 1659 Köln zu gewinnen (ebenda 119 f.), noch im Herbst 1661 Mainz (Akt. u. Urk. XI 47, Anm. 1).

[5]) Vergl. Molins Berichte vom 6. März 1660 (Venet. Depeschen 399 f.) und 20. März (ebenda 409 f.).

[6]) Molins Berichte, 5. März 1661 (ebenda 588) und 18. Juni (ebenda 649).

[7]) Wenigstens führt Molin dies als den einzigen Grund der von ihm beobachteten Entfremdung der beiden Häuser an. Fontes rerum Austr. II, Bd. XXVII 64 f. Zitiert bei Döberl 108, Anm. 1. Die Geburt einer Tochter hatte Ferdinand Maria dem Wiener Hofe nach dem üblichen Zeremoniell angezeigt (Bericht Molins, 11. Dezbr. 1660, Venet. Depeschen 536). Dagegen unterblieb die Anzeige vom Ableben Erzherzogs Leopold, dem Bruder des Kaisers, und infolgedessen auch die bayerische Kondolation.

Immerhin darf man wohl sagen, wehte der Wind im Jahre 1662 bereits aus einer etwas anderen Richtung als 1657. Die kleinen Reibereien mit dem Kaiserhofe hatten den Boden für die französische Saat bereits gelockert. Prinzipielle Bedenken gegen eine Annäherung an die westliche Großmacht waren zudem wohl nie vorhanden gewesen.

Am 11. Juli 1662 Nachts 2 Uhr wurde Ferdinand Maria der ersehnte Erbe geboren.[1]) Seltsame Fügung! An die Geburt des Knaben knüpfte Frankreich die ersten Fäden, die mehrfach wieder gelockert, auch gewaltsam zerrissen, zuletzt doch in der größten Frage der Zeit zu einem Bündnis geführt haben, von dem das Glück des Hauses Wittelsbach aufzugehen schien. In Wahrheit freilich haben sie sich damit nur zu einem Gewebe verdichtet, an dessen Lösung Land und Dynastie in verhängnisvoller Weise scheitern sollten.

Am 8. Dezember 1662 richtete Lionne ein ergebenes Schreiben an die Kurfürstin Adelheid,[2]) deren persönliche Eigenschaften noch ihren Rang und ihre Geburt überträfen, wie hoch auch schon diese beiden seien. „Ich würde nicht gewagt haben, Ew. Drlt. an mein Dasein zu erinnern, selbst nicht aus Freude darüber, daß sie dem Hause Bayern einen Prinzen und Nachfolger geschenkt haben, aber ich breche mein bisheriges Schweigen auf höheren Befehl.“ Der König

---

Vergl. Merkel 288, allerdings mit dem Zusatze: „Ma queste erano piccolezze, le quali non segnavano ancora il distacco della politica di Baviera da quella di Vienna“.

[1]) Generale an alle Beamte, Städt u. Märkht; 20. Juli; Münch. R. A. Fürstensachen, Fasc. LXVIII, N. 673. Ebenda vom selben Datum die kurfürstliche Weisung: „das zu bezeugung mehrer Freud auch etliche Stuckh gelöset, u. von der Burgerschafft u. Soldaten mit Musqueten salve geschossen werde“, sowie eine Proclamation, daß am 23. Juli in der St. Martins Pfarrkirche ein Tedeum gehalten werde, „derowegen hiermit alle Bürger u. Innwohner dieser Statt ernstlich ermahnet werden, daß sie solchen Gottsdienst mit sambt den Ihrigen beiwohnen.“ Die Geburt M. Em.'s gab auch die Veranlassung zum Bau der Theatinerkirche, vergl. Meichelbeck, Historia Frisingensis II (1729) 407.

[2]) Lionne an die Kurfürstin, 8. Dezember 1662; Aff. Étr. Bav. III. Anlage V.

nämlich, so fährt er fort, habe gehört, daß der Kurfürst sich oft bitter äußere, weil ihm von dem Abschluß des pyrenäischen Friedens sowie der Geburt des Dauphins keine offizielle Mitteilung zugegangen sei. Sein Herr meine aber, daß solche Klagen über Vernachlässigung viel mehr von Paris als von München ausgehen müßten; dennoch beklage sich der König nicht, denn er gestehe jedem Fürsten das Recht zu, Bündnisse zu schließen, mit wem es ihm gut'dünke, aber er wolle doch feststellen, daß Ferdinand Maria's Politik jener des großen Maximilian direkt entgegenliefe. Zwar hätten die Konjunkturen der Zeit diesen der Frankreich feindlichen Partei verpflichtet, dennoch habe er bis zum letzten Atemzuge mit jener Macht enge und vertrauliche Korrespondenz gepflogen. Dem allein habe er es zu verdanken gehabt, daß er im Münsterschen Frieden die Oberpfalz und die Kurwürde behaupten konnte. Trotzdem seine Partei völlig am Boden lag, Frankreich und Schweden aber das Gesetz diktierten! Der König bereue nun keineswegs, seinen Freunden Vorteile erkämpft zu haben, er bewahre ihnen vielmehr die gleichen Gesinnungen, obwohl er bei ihnen wenig Entgegenkommen finde. — Lionne deutet dann noch einmal auf die bekannten Ereignisse der Kaiserwahl; der König wolle auch mit dieser Erinnerung keinen Vorwurf verbinden, sondern nur darauf hinweisen, daß der Kurfürst wahrlich kein Recht habe, sich wegen der Unterlassung aller offiziellen Mitteilungen zu beschweren. Der König habe vielmehr geglaubt, fügt Lionne mit feiner Spitze hinzu, ihm damit gefällig zu sein, da ihn diese Unterlassung in den Stand setzte, sich bei den anderen Höfen — gemeint ist natürlich in erster Linie der Wiener — ein Verdienst zu machen. „Wenn aber S. Chrf. Drlt. — so schließt der Schreiber — ernstlich geneigt sein wird, uns mit denselben Augen anzusehen, wie sein verstorbener Vater und die Freundschaft Sr. Maj. wünscht, die ja auch von vielen anderen Fürsten für erstrebenswert und vorteilhaft gehalten wird, so hindert nichts, daß S. Maj. dem Herrn Kurfürsten dieselbe Gunst schenkt, wie seinem Herrn Vater, und jede Gelegenheit mit Freuden ergreift, ihm hiervon wirkliche und dauernde Beweise zu geben. Die Hochachtung vor

Ew. Chrf. Drlt. wird hierfür ein weiteres Motiv bilden; für sich allein stark genug, um Sr. Maj. solche Gefühle einzuflößen."

Damit war von Frankreichs Seite ein Schritt geschehen, der in München als berechnete Initiative beurteilt werden sollte und mußte. Der Ausdruck dieses Entgegenkommens war ebenso verständlich wie schmeichelhaft. Es wollte schon etwas heißen, wenn der Stolz König Ludwigs einem deutschen Fürsten so offen und so weit entgegenkam. Andererseits freilich durfte Lionne so reden, ohne die Befürchtung, zurückgewiesen zu werden. Es war die bei aller Zuvorkommenheit doch von innerem Selbstbewußtsein getragene Sprache eines Staatsmannes, welcher sich der Erreichung seines Zieles vollkommen sicher wußte.

Freilich war das in diesem Falle Ludwig trotz der einst empfangenen und empfundenen Kränkung doppelt leicht. Mazarin, der Urheber und Förderer des Gedankens eines wittelsbachischen Kaisertums war nicht mehr am Leben. Der Umstand, daß auch am Münchener Hofe die eigentlich maßgebenden Persönlichkeiten der Episode des Jahres 1657 von der Szene abgetreten waren,[1]) half über die letzten peinlichen Erinnerungen hinweg. Zu Adelheid, der Enkelin Heinrichs IV. endlich durfte Ludwig wie zu einer Tochter Frankreichs sprechen. Man konnte also in St. Germain die Sache gar nicht in bessere Hände als in die ihrigen legen.

Am Münchener Hofe hatte sich inzwischen jene langsame Wandlung vollzogen. Ferdinand Maria mochte die ihm durch das Schreiben Lionne's gebotene Gelegenheit, aus seiner politischen Vereinsamung herauszutreten, mit einer gewissen Freude begrüßen. In der That, man war ärmer als zuvor, wenn man diese sich neu eröffnende Chance zurückstieß. Jedenfalls scheint es nicht, daß die Kurfürstin bei ihrem Gemahl irgend einen Widerstand zu überwinden gehabt hätte. Schon am 16. Januar konnte sie in dessen Namen erwidern,

[1]) Kurz war tot. Die Kurfürstin-Mutter hatte sich und ihr Werk bereits völlig überlebt. So wenig sie sich auch mit der neuen Richtung der bayerischen Politik hatte befreunden können, die ihrer ganzen Vergangenheit widersprach, und den diplomatischen Sieg der ihr eher unsympathischen Gemahlin ihres Sohnes kennzeichnete, ist sie derselben doch nicht mehr gefährlich geworden.

man möge nicht ihm die Abfertigung Gravels und Gramonts in der Kaiserwahlfrage zur Last legen, da dieselbe nur durch die Unklugheit eines Ministers veranlaßt worden sei.[1]) Vielmehr bitte der Kurfürst den König, ihm die gleiche Gunst und Freundschaft zu teil werden zu lassen, mit der er ehedem seinen Vater beehrt habe.[2])

Ich weiß nicht, ob der Kurfürst sich für diesen Bescheid noch ein Gutachten seiner Minister eingeholt hat; wahrscheinlich ist das wohl nicht. In jedem Falle unterhielt Adelheid in seinem Auftrage die weitere Korrespondenz mit Lionne. Und damit war in gewissem Sinne schon eine Entscheidung gegeben. In den Ausdrücken ihrer Schreiben mag die temperamentvolle Frau, die mit jeder Faser ihres Herzens an ihrer südlichen Heimat hing, sich mit hohem Stolze ihrer Mutter vom königlichen Blute der Bourbon rühmte[3]) und sofort die ganze Wärme ihres eigenen Gefühls in das politische Verhältnis zu Frankreich hineinlegte, wohl über das hinausgegangen sein, was ihr Gemahl dem Leiter der französischen Politik geantwortet haben wollte, in der Sache selbst aber war dieser mit der Gemahlin gewiß einig. So ergab sich das weitere ganz von selbst. Wenn man etwa noch in St. Germain auf eine formelle Genugthuung Wert gelegt hatte, so war diese bereits mit der Mißbilligung der Politik des Grafen Kurz gegeben. Auf nochmalige Versicherungen der königlichen Freundschaft[4]) ließ Ferdinand Maria durch seine Gemahlin erwidern, es hänge nur von König Ludwig ab, zu erproben, daß er der Sohn seines großen

[1]) Gemeint ist natürlich Kurz. Daß diese Desavouirung der wahren Intention des Kurfürsten entsprach, wissen wir aus jenem schon zitierten Schreiben Max Emanuels (an Jos. Clemens, 2. Juli 1712), der aus einem eigenhändigen Manuskript des Vaters dessen Stimmung mit den Worten resumierte: „Man gab große schuld dem Grafen Khurtzen wie auch unserer anfrauen, die das interesse ihres hauses ihren aignen kindern vorgezogen". Vergl. Heigel, Quellen u. Abhandl. z. neueren Gesch. Bayerns (1884) 243.

[2]) Adelheid an Lionne, 16. Januar 1663; Aff. Étr. Bav. III. Siehe Anlage VI.

[3]) „d'estre issue d'une mère de Sang Royal de Bourbon"; Adelheid an Lionne, 16. Januar 1663; Aff. Étr. Bav. III.

[4]) Lionne an Adelheid, 24. Februar 1663; ebenda.

Vaters sei.[1]) Im Juni machte darauf Lionne den bedeutsamen und in München sofort angenommenen Vorschlag zur Einleitung einer gegenseitigen Korrespondenz und engen Freundschaft.[2])

Was dann folgte ist bekannt.[3]) Mit der Aufrichtung dieser französisch-bayrischen Korrespondenz zwischen Gravel und Mayr in Regensburg war der Grundstein für das Gebäude gelegt. In dem ersten Entschlusse lag eigentlich auch schon der zweite, aus der Korrespondenz ein Bündnis zu machen. Für Ludwig bedeutete das einen nicht zu unterschätzenden Erfolg, er hatte damit einen neuen Stützpunkt im Reiche gewonnen, diesen zu befestigen und zu erweitern mußte die nächste Sorge seiner Politik sein. Denn so gewiß er diese Fühlung schon im letzten Hinblick auf den entscheidenden Waffengang in der spanischen Erbfrage genommen, suchte er nun der bayerischen Annäherung eine ihm gefügigere und gefälligere Form zu geben, um Bayern allmählich auf das eine große Ziel hinzuleiten. Der Unterstützung der Kurfürstin konnte er auf allen seinen Bahnen gewiß sein.[4]) Indem Lionne die Korrespondenz mit ihr eifrig fortführte, blieb der französischen Politik auch dieser zweite Kanal geöffnet. Wenn dabei Adelheid immer wieder eifrig bat, der König möge ihrem Gemahl nur Gelegenheit geben, seine Ergebenheit mit der That zu bekräftigen,[5]) so lag das freilich eben so sehr in der Absicht Ludwigs, als es eigentlich den damaligen Zielen der bayerischen Politik widersprach. Was

[1]) „Votre lettre portet S. A. E. en contrechange d'asseurer Sa Majesté qu'il ne depanderà qu'a luy d'experimenter aus occasion que S. A. E. est fils de ce grand père"; Adelaide an Lionne, 17. Mai 1663; ebenda.

[2]) Lionne an Adelheid, 22. Juni 1663; ebenda.

[3]) Vergl. Döberl, 216 ff.

[4]) An demselben 14. August, da Ferdinand Maria dem König Ludwig schrieb, daß er auf die Vorschläge Lionne's eingehe, hatte sie diesem ihre helle Freude darüber ausgedrückt (Aff. Étr. Bav. III), gelegentlich dann um Fortsetzung ihrer Korrespondenz gebeten.

[5]) So schrieb sie im November 1663 an Lionne: „L'estime que Sa dit A. E. faict de ceste ouverture de confiance paroistra quand S. M. luy fera naistre des occasions pour la luy tesmoigner aux effects et moy, que vous appellez le neud de ceste amitié auroy un extreme joye, quand S. M. en aura du contentement, comme je l'espere certainement; Aff. Étr. III.

Ferdinand Maria zunächst als Ideal vorschwebte, war der Friede; Friede in seinem Hause, Friede in seinen Landen, Friede im Reiche und womöglich in der Christenheit. Es gab, wenigstens zur Zeit, für Bayern keinerlei Lebensinteressen, die etwa nur mit der Gewalt der Waffen der habsburgischen „Mißgunst" abgerungen werden konnten. Für eine glückliche Erledigung obwaltender Streitfragen von teilweise doch nur beiläufiger Bedeutung hatte Ferdinand Maria eine diplomatische Annäherung an Frankreich gesucht und hier ist ihm dessen Unterstützung in dem gewünschten Maße zu teil geworden.[1]) Daneben war aber auch der Wunsch in ihm mächtig,

[1]) Vor allem in der leidigen Montferratschen Investiturfrage; Döberl (105 ff., 214 f., 227 f.) hat derselben längere Betrachtungen gewidmet. In einem einzelnen Punkte sind dieselben wohl zu berichtigen. Wenn nämlich D. hervorhebt, die Investitur sei Savoyen versagt geblieben, obwohl unter Anderem „im Januar des Jahres 1662 der Bruder des Kurfürsten selbst, Maximilian Philipp, die Verhandlungen geführt" hatte, so scheint mir das irrtümlich. D. zitiert als Beweis: Münch. St. A. 232/8 S. 303 [richtig: 305]. Es ist dies ist ein Schreiben Oexls aus Regensburg vom 22. Jan. 1662, worin es heißt: „Die Savoische Tractate haben die Zeit und gelegenheit für Ihre Drl. Herzog Maximilian Philippen zue negocieren . . . hinweggenommen . . . sonsten u. da man früeher zuer sach gethan hette, wollte Ich gleichsam gewehrschaft gelaistet haben, d. das negocium für hochgedacht Ihre Drl. Herzog Maximilian ohne den verlangten effect nicht abgeloffen wehre, wie mir der h. Dr. Strauch klar genueg zue verstehen gegeben hatt. Ich hab vorhinein gesehen, und E. Excellentz die Ursach gleich anfangs überschriben, das es mit Savoyen nicht angehen werde." Abgesehen davon, daß nach diesem Wortlaute der Herzog offenbar zu einer Verhandlung ja eben gar nicht gelangt ist, bleibt doch recht unbestimmt, ob diese „savoyischen Traktate" überhaupt auf die Montferratsche Frage Bezug haben.

Gehen wir auf diese selbst hier nochmals ein, soweit sie das Entgegenkommen König Ludwigs beleuchtet. In ihren Anfängen reicht die Streitfrage zurück bis ins Mittelalter. Dann hatte Karl V. zwischen den Prätendenten Savoyen, Mantua und Saluzzo eine vorläufige Einigung erzielt; vergl. Roussets Supplement zu Dumont, Corps universel diplomatique: Sentence definitive touchant la Succession aux Etats du Montferrat, après la Mort du dernier Duc Jean George rendue en 1536 (3. November); II, I 118 f. Neue Streitigkeiten zwischen Karl Emanuel von Savoyen und Ferdinand von Mantua suchte im Jahre 1614 der päpstliche Nuntius zu schlichten (vergl. Corps universel, V, II, 262 f., 271). Eine Savoyen nicht ungünstige Entscheidung bezüglich Montferrats traf der am 13. Oktober 1630 zwischen

die Kräfte der Christenheit zu einem Feldzuge gegen die Ungläubigen zusammenzufassen,[1]) der wenigstens im heiligen römi-

Ferdinand II. und Ludwig XIII. geschlossene Traktat von Regensburg; vergl. Yves de St.-Prest, Hist. des Traités de Paix et autres Negociations du XVII. siècle, depuis la Paix de Vervins jusqu'à la Paix de Nimegue (Amst. 1725) I 434 f., II 365 f., N. XIX (vergl. auch N. XVIII. Über die Rolle Spaniens in der Montferratschen Frage ebenda, 627 ff.). Im Frieden von Chierasco (1631) waren aus dem Erbe der 1627 ausgestorbenen Gonzaga einige Gebietsteile von Montferrat Savoyen zugesprochen worden. Im Frieden von Münster hatte der Kaiser die Investitur zugesagt. Während der Kaiserwahlfrage bemühte sich Bigliori unablässig, dieses Versprechen auch in die Kapitulation zu bringen (vergl. Merkel, a. a. O., 252, Anm. 1, 253). Bekanntlich ist es ihm auch gelungen.

Doch der Einfluß der Kaiserin-Wittwe Eleonora, welche Montferrat in seinem ganzen Umfange dem ihr verwandten Herzog Karl III. von Mantua erhalten wollte, stellte sich dem Vollzug der Investitur entgegen. Dazu traten politische Erwägungen. Der Kaiserhof rechnete stark mit dem Erwerb der Lombardei aus der spanischen Erbschaftsmasse. Er hatte daher alle Veranlassung, die Stellung Savoyens in Oberitalien nicht noch zu verstärken. Adelheid andererseits veranlaßte Ferdinand Maria, sich für den Savoyer zu verwenden. Er that es mit höchstem Eifer. Vergl. Heigel, Die Vermählung des Kurfürsten Ferdinand Maria mit Adelaide von Savoyen; in: Quellen und Abhandl. z. neueren Gesch. Bayerns, N. F. (München 1890) 34, Döberl, a. a. O., 106 ff., Merkel, a. a. O., 255 ff., 258, 275 f., 278, 283 ff. Die Frage bildete zeitweise die Hauptnegociation am Münchener Hofe. Gelegentlich der Türkenhilfe, Sommer 1663, kam der Münchener Hof abermals darauf zurück und abermals vergebens (vergl. Merkel, 289). Auch die Hilfe der Reichsfürsten hatte Ferdinand Maria angerufen. So des Kurfürsten von Mainz. Vergleiche sein Schreiben an diesen „touchant l'investiture du Montferrat pour M.r le Duc de Savoye", 27. Juli 1660, Aff. Étr. Bav. III, später wandte er sich an alle drei geistlichen Kurfürsten (Döberl, 214). Zuletzt setzte er an zwei Orten zugleich ein, erstens beim Reichstage in Regensburg, wohin sich die Kurfürstin Anfang 1664 persönlich begeben hatte (Merkel, 292 f.), dann bei König Ludwig XIV. Die Investitur war durch den Münsterschen Frieden an die Bedingung geknüpft, daß Frankreich vorher für Savoyen an Mantua eine Entschädigungssumme in der Höhe von 494000 Thaler entrichten sollte (Ludwig XIV. an Ferdinand Maria, 10. April 1664, Aff. Étr. Bav. III). Der Kurfürst bat den König, diese Verpflichtung zu erfüllen (Schreiben vom 25. März 1664; Aff. Étr. Bav. III) und Ludwig beeilte sich, dem ersten Appell Bayerns an die neue französische Freundschaft zu ent-

[1]) Siehe Seite 197, Anm. 1.

schen Reiche noch immer für die populärste aller kriegerischen Aktionen galt. Man weiß, daß auch hier die Ideen des Kurfürsten

sprechen. Sofort bot er dem Mantuaner die Bezahlung an, dem Bayern aber schrieb er am 10. April: „Aussitôt que j'ay receu votre lettre, je me suis appliqué a lever l'obstacle du mauvais pretexte, dont on se servoit pour ne pas rendre cette justice et ay faict expedier un acte dons vous trouverez la Copie cy iointe par lequel j'offre au Duc de Mantoue le payement entier des 494 000 escus, dont je me suis chargé envers luy par led.t traitté de Munster"; Aff. Étr. Bav. III. Freilich wußte Ludwig im Voraus, daß Mantua die Summe nicht annehmen würde, es war nicht das erste Mal, daß sie angeboten und zurückgewiesen wurde: „C'est le credit de l'Imperatrice et non pas le deffaut de payement d'une somme que j'ay toujours voulu payer et qu'on n'a jamais voulu recevoir"; ebenda. Mit dem unköniglichen Ausdruck „un peu rude" charakterisierte er das Verhalten des Kaisers. Ähnlich äußerte sich Lionne in seinem Briefe an die Kurfürstin vom gleichen Datum, Bav. III. Ebenda auch das Dankschreiben des Kurfürsten vom 2. Mai. Ludwig verstand es, die durch die Weigerung des Mantuaners geschaffene Situation diplomatisch auszunützen. Am 5. Mai übergab Gravel dem Direktorium in Regensburg eine in aller Form ausgestellte Deklaration, daß sich sein König, um das letzte Hindernis der Investitur Savoyens aus dem Wege zu räumen, zur Zahlung der vertragsmäßigen Summe bereit erklärt habe (eine Kopie der Deklaration Aff. Étr. Bav. III, dieselbe ist schon am 10. April an Adelheid gesandt worden). Damit war dem Kaiser die letzte Waffe aus der Hand geschlagen, er selbst vor aller Welt ins Unrecht gesetzt. Der Kurfürst dankte in freudiger Bewegung: „vous ne m'auriez pas envoyer chose plus agreable que la derniere lettre et declaration de sa Maj.te Tres Chretienne touchant le payement" schrieb er am 9. Mai 1664 an Gravel; ebenda. Am selben 5. Mai war in Regensburg noch eine zweite Deklaration unzweifelhaft im inneren Zusammenhange mit jener ersten erlassen worden (vergl. Merkel 293). Das Kurfürstenkollegium, längst für die Sache Savoyens gewonnen, erklärte diktatorisch, daß der Kaiser die Investitur unverzüglich zu vollziehen habe, wo nicht, dann sollte Savoyen es dennoch so halten, „ac si a Sacra Caesarea Majestate actualem et solemnem investituram Montisferrati cum omnibus juribus ac appertinentiis ut et Vicariatus nec non reliquorum omnium atque singulorum privilegiorum Confirmationem prout in Instrumento Pacis Caesareae Gallico, specifice et latius comprehenditur, secundum praescripta juris Feudalis et Consuetidinem Curiae, legitime impetrasset et accepisset"; Attestatum Declaratorium; in: Roussets Supplement II, I 375. Die Erklärung hat auch eine gewisse staatsrechtliche Bedeutung. Die Wiederverleihung erledigter Reichslehen erforderte eine Mitwirkung der Kurfürsten nur, wenn diese Lehen „etwas merkliches ertrugen (vergl. Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 3. Aufl.,

mit denen Ludwigs zusammentrafen, dessen hier mehr ideeller als praktischer politischer Ehrgeiz dahin drängte, das Lilienbanner auf den Schlachtfeldern der Theiß- und Donauebenen zu entfalten.[2])

Leipzig 1898, 796). Hier aber hatte das Kollegium eine selbständige Entscheidung gegen den Wunsch des Kaisers, allerdings gemäß dessen früherem Versprechen getroffen. Begreiflich, daß der Streit damit noch nicht zur Ruhe kam. Der Kaiser konnte jene Erklärung nicht annehmen. Aber er zog doch lindere Seiten auf. Im Herbst 1665 gab Lobkowitz der Kurfürstin Adelheid sehr deutlich zu verstehen, daß der Kaiser nicht abgeneigt sei, die Investitur zu vollziehen; noch im Jahre 1672 befand sich unter den Lockmitteln, mit denen der kaiserliche Gesandte Königsegg die Kurfürstin von der französischen Sache abzuziehen suchte, auch das Versprechen der Investitur, „pour terminer les differents qui sont entre les ducs de Savoye et de Mantoue pour le Montferrat et il luy (Königsegg der Kurfürstin) a dit que l'Imperatrice douairiere s'offroit de les ajuster avec Elle;" Vitry an Ludwig XIV, 16. Januar 1673; Aff. Étr. Bav. VII. Vergl. hierzu auch Merkel, 307, Anm. 3. Mit dem geächteten Karl IV. erlosch 1708 das Geschlecht der Gonzaga. Der Friedensschluß von Utrecht erkannte Savoyen das gesamte Herzogtum Montferrat zu. Louis Henri, Herzog von Bourbon, Prinz von Condé, erließ zwar drei Tage nach der Unterzeichnung seine geharnischten „Protestations pour la conservation de ses Droits et Pretensions sur le Duché de Montferrat (14. April 1713, bei Rousset, Supplement II, II 95), allein sie blieben ebenso ungehört, wie die gleichen Proteste des Herzogs Leopold von Lothringen (ebenda, 164). Also hat, wenigstens in der Hauptsache, der Utrechter Frieden wie manches andere Vermächtnis des 17. Jahrhunderts auch dieses vollzogen.

[1]) Noch ehe der Kaiser in den Türkenkrieg eingetreten, waren lebhafte Verhandlungen des Venetianer Molin wegen Überlassung bayerischer Truppen gegen die Türken im Gange gewesen; Berichte Molins vom 22. und 29. Mai, 5., 12. und 17. Juni, 23. September 1660; Venet. Depeschen, a. a. O. Zum selben Zwecke hatte später Gualdo Priorato im Auftrage der Königin Christine von Schweden am Münchener Hofe selbst verhandelt. Gerade im Hinblick auf die geplante Unterstützung des Kaisers hatte Ferdinand Maria abgelehnt; vergl. Adelheids Schreiben vom 26. Februar 1663 bei Merkel, a. a. O. 289, Anm. 1. Im selben Jahre regte Bayern im Kurfürsten-Kollegium die Frage an, „ob nicht der Türkenkrieg besser offensive als defensive zu führen sei"; vergl. Urk. u. Akt. XI 266.

[2]) Vergl. Erdmannsdörffer, 3. Buch, Kap. I, Reichstag und Türkenkrieg. Vor allem Döberl, 221 ff., auch für das Folgende. Beiläufig sei hier auch jener durch ihre Seltsamkeit interessanten Auffassung gedacht,

Man weiß aber auch, mit wie wohl begründetem Mißbehagen die Wiener Hofburg das Angebot französischer Völker empfing, deren Erscheinen im Reiche das Prestige der französischen Waffen in gefährlicher Weise zu erhöhen drohte. So verzweifelt zeitweise die Dinge in Ungarn zu liegen schienen, man kam anfangs doch nicht über die schweren Bedenken hinweg, sich von Frankreich retten zu lassen. Andererseits wagte man aber auch nicht, durch runde Ablehnung der ungebetenen Unterstützung das Verhältnis zu der ersten Macht des Kontinents auf einen so gefährlichen Wurf zu setzen.

Die Situation könnte uns an eine Episode der alten griechischen Geschichte erinnern. Einst war die Rücksendung der Sparta gegen Messene zu Hilfe eilenden Hopliten am Kephisos als schwere Kränkung empfunden worden und hat dann eines der äußeren Momente gebildet, um die Rivalität der beiden Städte zu ihrer vollen Höhe emporzutreiben. So weit kam es diesmal nicht. Ludwig ließ keinen Zweifel darüber bestehen, daß er die Abweisung des französischen Hilfskontingentes als persönliche und nationale Kränkung empfinden würde. Vor den Fürsten des Reiches stellte er sein eigenes opferwilliges Angebot neben die schwankende Haltung des Kaisers und hier fand man es bei der allseitig herrschenden Panik schwer begreiflich, daß der Wiener Hof die zur Rettung gebotene Hand abweisen wollte. Es wurde Ludwig nicht schwer, seine Politik als wahrhaft großherzig erscheinen zu lassen.

Am wenigsten da, wo man die französische Hilfe als im Interesse des Reiches und der Christenheit von Anfang an gewünscht hatte und auch am Reichstage eifrig für starke Rüstungen eintrat: in München. Mayr schrieb am 3. Dezember fast begeistert, das sei für den König die schönste Gelegenheit der Welt, um seinen Eifer für das Wohl der Gesamtheit zu erweisen und alle Kräfte und

---

welche in dem „heiligen Bündnis“ Leopolds und Ludwigs gegen die Türken den Sieg des Occidents über den Orient, die endliche Versöhnung der bisher feindlichen Häuser Habsburg und Bourbon erblickt. Vergl. Walewski, Gesch. der heil. Ligue und Leopolds I. etc., 1657—1700 (Krakau 1857), 70 ff.

Mittel zu gebrauchen, die ihm Gott mit jenem glorreichen Titel verliehen habe, den er vor allen anderen Fürsten trage zur Aufrechterhaltung der Christenheit. So werde ihm diese für immer verpflichtet bleiben und sein Name auch hierdurch unsterblich werden.[1])

Der fast pastorale Styl dieses Briefes spiegelt uns die gehobene Kreuzzugsstimmung des frommen Münchener Hofes getreulich wieder. Denn so sehr man hier den Frieden liebte, wo es den großen Zweck galt: die Verteidigung des gefährdeten Glaubens gegen die Streiter des Halbmonds, bot Ferdinand Maria seine Truppen mit Freuden auf. Daneben waren wohl aber auch praktische Erwägungen wirksam. „Bayern lag von der türkischen Grenze nicht so entfernt, daß nicht neben dem allgemein christlichen das besondere Landesinteresse mitgespielt hätte.“[2]) In St. Germain war man sofort bereit, sich die bayerische Auffassung als geschickte diplomatische Handhabe anzueignen. In seinem Schreiben an Adelheid schlug Lionne Töne an, die der praktischen Natur dieses geschmeidigsten aller französischen Staatsmänner von Haus aus sicher so ferne wie möglich lagen. Er klagte bitter über die kaiserlichen Räte, welche durch ihre erschrecklichen Verleumdungen das Gute, das man ihnen erweisen wolle, in Gift verwandelten. „Vielleicht wird Gott sie dafür dereinst strafen, ohne daß sie die Ursache der Züchtigung erkennen.“[3])

Das Angebot der französischen Waffenhilfe wurde zuletzt, wenn auch in bescheidenerem Umfange als Ludwig ursprünglich

---

[1]) „C'est véritablement la plus belle conjoncture du monde, pour faire paroistre le zele du Roy pour le bien publique et qu'en effect il veuille employer les forzes et moyens que Dieu luy a données avec le glorieux titre, qu'il porte devant tous autres Princes pour le support de la Chrestienté à fin quelle luy en demeure à jamais obligée et le nom de S. Maj.té encor par cette voye rendu immortel“; Mayr an Gravel, 3. Dezember 1663, Aff. Étr. Bav. III.

[2]) Vergl. Riezler, Geschichte Bayerns, IV 661.

[3]) „. . . rendant le mal pour le bien qu'on leur a voulu faire et le tournant mesme en poison par des espouvantables calomnies dont peut estre Dieu les punit, sans qu'ils s'appercoivent quelle est la cause de ce chastiment“, Lionne an Adelheid, 16. Dezember 1663; Aff. Étr. Bav. III.

geplant hatte, angenommen, der Marsch des Kontingentes erfolgte quer durch Bayern längs der Donau.[1]) Vier Jahrzehnte sollten vergehen, da standen abermals französische Kriegsscharen als Bayerns Waffenbrüder an dem schönen deutschen Strome, diesmal aber nicht, um das in seinen Fundamenten wankende Haus Habsburg gegen den stürmenden Anlauf der Ungläubigen zu schützen, sondern um womöglich selbst seine Macht in Trümmer zu schlagen.

Der Verlauf der Türkenkampagne kann ohne weiteres übergangen werden.[2]) Uns interessiert hier vor allem die Thatsache, daß in derselben Zeit, da französische und bayerische Truppen

[1]) Zur Regelung des Durchzuges hatten am 26. April 1664 Gravel und Mayr in Regensburg die Bedingungen der Ortsunterkunft und Verpflegung für die französischen Völker (14 Schwadronen und 4000 Mann zu Fuß) in einem besonderen Vertrage festgelegt. Recessus factus inter Christianissimi Regis Plenipotentiarium et Serenissimi Bavariae deputatum ratione transitus Copiarum Auxiliarum; Aff. Étr. III. Nach weiteren Vereinbarungen sollte ein Teil des Fußvolkes von Donauwörth aus auf Flößen stromabwärts befördert werden, der andere längs der Donau nach Passau marschieren, die Reiterei quer durch Bayern ins Salzburgische vorrücken. Designatio itineris Copiarum Auxiliarum X.mi Regis tam equitum quam peditum per Electoratum Bavariae; ebenda. Als Beilagen dazu Beschreibungen der Wege, Taxenanschläge, Spezifikationen etc. Das Ganze ist dann doch nicht so glatt verlaufen. Siehe darüber die interessanten Mitteilungen bei Döberl, 239 ff.

[2]) Über den Anteil der Bayern an der Schlacht von St. Gotthard vergleiche neuerdings noch Staudinger, Geschichte des kurbayerischen Heeres, insbesondere unter Kurfürst Ferd. Maria, 1651—79 (München 1901) 538 ff. Zu der zwischen Nottebohm (Montecuccoli und die Legende von St. Gotthard; Progr. des Friedr.-Werderschen Gymn., Berlin 1887) und v. Zwiedineck-Südenhorst, Die Schlacht von St. Gotthard, 1664 (Mitt. d. Inst. f. österr. Gesch., 1889, 443 ff.) geführten bekannten Kontroverse, ob die Schlacht ein Sieg der kaiserlichen Waffen genannt zu werden verdiene, vergl. zu Gunsten des letzteren Pribram, Lisola, a. a. O. 255, Anm. 3, und den Brief des kaiserlichen Unterhändlers Reniger an Leopold vom 15. August, worin er über die Demoralisierung der Türken nach der Schlacht berichtet; Huber, Österreichs diplomatische Beziehungen zur Pforte, 1658—1664; Arch. für österr. Gesch., LXXXV (1898) 582. Daß damit freilich andererseits keine große Entscheidung gefallen war, dafür vergl. Veltzé, Die Hauptrelation d. kais. Resid. in Konstantinopel Simon Reniger von Reningen 1649—66; in: Mitteil. d. k. k. Kriegsarchivs XII (1900) 57 ff.

den gemeinsamen Feind der Christenheit bekämpften, zwischen beiden Mächten schon Verhandlungen im Gange waren, die, obwohl nur zum Zwecke einer Defensivallianz geführt, unter gewissen Voraussetzungen doch auch bereits ein Bündnis gegen einen ganz anderen Gegner in das Bereich der Möglichkeiten zogen.

* * *

Und schon längst waren damals Dinge in Vorbereitung, die den Anstoß zu einer weiteren Annäherung beider zur Folge haben sollten. Die Jahre von 1661—1668 sind, wie allgemein feststeht, die größte Zeit der Politik Ludwigs XIV. gewesen. Lionne hat in diesen Jahren das System der Allianzen auf seinen Höhepunkt geleitet, um die spanischen Niederlande in der einen oder anderen Weise zu gewinnen. Von langer Hand den Gedanken vorbereitend, das Kleine wie das Große mit gleicher Sorgfalt umfassend, geht er Schritt für Schritt dem Endziel entgegen, der feinsinnigen Beobachtung von Verhältnissen und Persönlichkeiten folgt überall zweckentsprechendes kraftvolles Handeln.

Allerdings ist sein ursprünglicher Plan, König Philipp zu einer Nichtigkeitserklärung der Renunziation zu veranlassen, trotz der eifrigen Thätigkeit Embruns[1]) zuletzt doch noch an der Neigung Philipps für die Casa d'Austria gescheitert. Allein Spanien befand sich in so bedrängter Situation, daß es einen offenen Bruch mit Frankreich mehr als je vermeiden mußte. Wie es der kaiserlichen Hilfe erforderlichenfalls gegen Frankreich bedurfte, beabsichtigte es, dieses gegen den gefährlichen portugiesischen Nachbar auszuspielen.

Andererseits war das Verhältnis des Wiener Hofes zu dem Madrider nicht mehr das alte herzliche, seitdem die spanischen Goldquellen für die kaiserlichen Minister versiegt waren, seitdem man da Hilfe heischte, wo man sie früher bereitwillig gespendet hatte.[2])

---

[1]) Vergl. seine Charakteristik bei St. Simon I, 418 f. Über seine diplomatische Thätigkeit Mignet I 87 ff., Legrelle I 30 ff.

[2]) Vergl. Pribram, Lisola 256; und Finalrelation Nani's, Fontes rerum Austriac. II, Bd. XXVII 20 f.

Es war hohe Zeit, als Anfang 1663 Franz Eusebius Pötting in Madrid als kaiserlicher Bevollmächtigter anlangte, um den Fortschritten der französischen Diplomatie entgegenzuarbeiten.[1]) Wenig später erscheint dann das Zustandekommen der Vermählung Leopolds mit der zweiten Tochter Philipps in der Hauptsache als gesichert. Bald waren im Anschluß an dieses immer wahrscheinlicher werdende Ereignis seltsame, der französischen Diplomatie höchst unwillkommene Gerüchte im Umlauf. Januar 1664 berichtete Embrun, es sei ein geheimer Vertrag zwischen Wien und Madrid geschlossen worden, demzufolge der zweite Sohn jener geplanten Ehe die Niederlande und später die gesamte Erbschaft erhalten sollte, unter der einzigen Bedingung, daß er von seiner ersten Jugend an in Spanien erzogen würde.[2]) Wenn ferner Leopold in Madrid erklären ließ, er habe den Frieden mit den Türken „maxime et ex hoc solo respectu" geschlossen, um freie Hand zu haben, die spanische Monarchie „in allwege zu assistieren", so war das eine arge Übertreibung, allein auf Philipp blieb diese scheinbar so aufopfernde Rücksichtnahme des deutschen Vetters gewiß nicht ohne Einfluß. Und unmittelbar darauf erschien in der Person Lisola's Österreichs fähigster Diplomat, um das heiße Eisen zu schmieden.[3])

Wir vermögen die Wirkungen der in dieser Zeit und an diesem Orte überraschend rührigen kaiserlichen Diplomatie sehr deutlich zu erkennen. Dazu traten in schneller Aufeinanderfolge zwei Ereignisse ein, welche die Entwicklung der spanischen Frage um ein gewaltiges Stück vorwärts bringen sollten. Am 25. April 1665 fand in Madrid die Vermählung Margaretha Theresia's mit Leopold statt, der dabei durch den Herzog von Medina vertreten wurde,[4])

---

[1]) Vergl. Heigel, Beiträge zur Charakteristik Kaiser Leopolds I.; Sitzungsber. d. k. bayer. Akad. d. Wiss. (1890) II 118 ff. Ders., Zur Charakteristik Kaiser Leopolds I.; in: Geschichtliche Bilder und Skizzen (München 1897) 81 ff.; Pribram, Lisola a. a. O. 260 ff. u. a.

[2]) Embrun an Ludwig, 15. Jan. 1664, bei Mignet I 309, Legrelle I 100.

[3]) Pribram, Lisola, a. a. O. 262 ff.

[4]) Über die Heirat und deren Vorgeschichte vergl. A. Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz (Wien 1869) Kap. VII 148 ff. und besonders Pribram

am 17. September desselben Jahres starb Philipp IV. mit Hinterlassung eines Testamentes, welches noch einmal mit allem Nachdruck die Bourbons von der spanischen Nachfolge ausschloß. Diese Thatsache wog um so schwerer, als alle Welt des festen Glaubens lebte, daß seinem Sohne und Nachfolger, dem vierjährigen Karl, für welchen zunächst die Königin-Mutter Maria Anna die Regierung führte, kein langes Leben beschieden sei.

Es ist bekannt, wie nachdrücklich jetzt Ludwig XIV. von neuem die Nichtigkeit der Verzichtleistung und seine Ansprüche auf Teile der Niederlande kraft des Devolutionsrechtes proklamierte,[1]) wie Lionne, das Feld seiner Politik erweiternd, alle diplomatischen Beziehungen mit den Mächten des Auslandes nach ein und derselben Richtung hin dirigierte, wie er mit Portugal verhandelte, damit es Spanien in die Flanke falle, mit anderen Mächten, um sich ihrer Neutralität zu versichern, endlich mit dem Kaiserhofe selbst zum Zwecke einer Verständigung über die Teilung der spanischen Monarchie.

Was Ludwig bezweckte, war, wie alle Welt schon seit Ausgang 1665 wußte oder zum mindesten ahnte, Freiheit der Aktion gegenüber den Niederlanden. Frankreich wollte das Duell gegen Spanien ohne Einmischung eines Dritten ausfechten, bei dem Mißverhältnis der beiderseitigen Kräfte war ihm dann der sichere Sieg von vornherein gegeben.

Die Heirat Kaiser Leopolds I. mit Margaretha Theresia von Spanien; Archiv f. österr. Gesch., LXXVII 321—375.

[1]) Eine Sammlung der betreffenden Flugschriften und Memoiren findet sich in der Bibl. Nat., France, 16682. Ganz auf dem Boden der bekannten Ansprüche Frankreichs steht noch Legrelle, I 19, wenn er zwischen einer politischen und privaten Succession scheidet. Diese Auffassung der beiden Renunziationen (abgedr. bei Dumont VI, II 288 ff. und 291 f.) hat Vast, Les grands traités du règne de Louis XIV I (Paris 1893) 180 n. 1 zurückgewiesen: „Une différence entre les deux sortes d'héritage privé et public n'existait pas au XVII^{e} siècle", und (183): „Ce fut contre tout droit que L. XIV réclama les Pays-Bas Espagnols à la mort de Philippe IV, en vertu du droit de dévolution." Vergl. auch Lonchay, a. a. O. 193 ff.

Den deutschen Fürsten hatte Lionne's staatsmännischer Geist eine doppelte Rolle in dieser Konjektur zugewiesen, entsprechend ihrer Zwitterstellung als Glieder eines einzigen, staatsrechtlich freilich sehr lose gefügten Körpers und als Souveräne.

Zunächst galt es in Regensburg die Auffassung zu bekämpfen, als ob das Reich den Niederlanden, weil zum burgundischen Kreis gehörend, als einem „membrum Imperii", Waffenschutz zu leisten habe.[1]) Aus dem an Dissonanzen überreichen Chore jenes Völkerkongresses, der sich Regensburger Reichstag nannte, klang am hellsten die Stimme des Franzosen Gravel hervor. Sie übertönte nicht nur den Hilferuf des mannhaften Gouverneurs der Niederlande, Castel Rodrigo, der Spanien umsonst aus seiner „Schlafsucht"[2]) zu wecken suchte, sondern auch die schon hier und da sich freilich sehr schwach äußernde Befürchtung, daß mit dem Verluste Belgiens auch die Rheinländer durch Frankreich bedroht seien. Die französische Politik, die Augen und Ohren an allen deutschen Höfen hatte, hat zur selben Zeit auch mit den maßgebenden Fürsten einzeln verhandelt. Sie hat ihnen, um mit einem spanischen Berichte zu reden, „montes de oro" versprochen, um sie in unbedingter Neutralität zu erhalten. In der That war das von höchster Wichtigkeit. Wollte sich der Kaiser zur Unterstützung der bedrängten spanischen Krone verstehen, so konnte seine Kriegführung am Rheine sofort lahmgelegt werden, wenn die zwischen dem Böhmerwalde und dem Strome gelegenen Territorien den Kaiserlichen Durchzug und Quartier verweigerten. Bereits hatte Lionne dahinzielende Verträge mit Mainz, Köln, Neuburg, Münster abgeschlossen, andere schienen in Vorbereitung.

---

[1]) Am gründlichsten hierüber Meinecke, Der Regensburger Reichstag und der Devolutionskrieg; Histor. Zeitschrift LX. Ferner Köcher, a. a. O. I 537 f., Auerbach, a. a. O. 304, Mentz, a. a. O. 140, Philippson, Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg II (1902) Cap. XXIV, 85—124 u. a. Schon seit 1555 lehnten es übrigens die deutschen Fürsten ab, den burgundischen Kreis zu schützen; vergl. Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges, I 26.

[2]) Ausdruck des hannoveranischen Diplomaten L. Müller; Köcher, a. a. O. I 538.

An eine ernsthaft prüfende Beurteilung des französischen Rechtsanspruches traten in Deutschland nur wenige heran. Kaum minder fern lag den politisch führenden Kreisen die rettende Einsicht von der furchtbaren Gefahr, welche die spanischen Niederlande im Besitze eines Ludwig für die mittel- und niederrheinischen Länder, also gerade auch für die eben genannten vier Vertragskontrahenten in sich barg. Im Gegenteil. Je schwerer die Hand des Königs auf die spanischen Provinzen fiel, um so weniger — schloß man — drückte sie auf das Reich. Eine kurzsichtige Politik des Augenblickes, die schon das Morgen nicht mehr erwog.

Auch Bayern ist von den Wirbeln dieser Zeit nicht verschont geblieben; sehr gegen den Willen seines ruhebedürftigen und friedliebenden Fürsten, der sich gerade auf seiner italienischen Reise befand, als die Nachrichten aus dem Westen plötzlich und verwirrend über die Stille des Münchener Hofes hereinbrachen. Noch bot in jenen Tagen das Verhältnis zwischen den Häusern Bourbon und Wittelsbach ohne jede vertragsmäßige Festlegung keiner Seite die geringsten Garantieen. Seine Gewähr sowie der Grad seiner Innigkeit beruhte zunächst noch in mehr persönlichen Beziehungen und damit ist schon ausgesprochen, daß die Kurfürstin, die sich, so wenig wie nur irgend eine der hochgestellten Frauen ihres politischen Zeitalters, in den Grenzen ihres rein weiblichen Berufes hielt, den allerstärksten Anteil daran besaß.[1])

Schon in den Tagen des holländisch-münsterschen Krieges hatten diese warmen dynastischen Beziehungen einen gewissen politischen Ausdruck gefunden. Man glaubt aus den damals an Ludwig gerichteten Schreiben des Kurfürsten Adelheid selbst zu hören. Sie atmen ein fast gläubiges Vertrauen auf die Macht und den guten Willen Ludwigs, das im deutschen Nordwesten aufprasselnde Kriegsfeuer auszutreten, ehe es das ganze Reich in Flammen setzte.[2])

---

[1]) Vergl. Preuß, Kurfürstin Adelheid von Bayern, Ludwig XIV. und Lionne; in: Festgabe, Carl Theodor von Heigel gewidmet (München 1903).

[2]) Vergl. Döberl 280 ff. Am 15. Dezember 1665 schrieb der Kurfürst: „Je ne sçais que trop bien jusque à quel point V. M.té est touché de

Ähnlich in der Präeminenzfrage.[1]) Um den kräftigen Beistand des mächtigen Herrschers an der Seine zu erbitten, war sogar im Herbst 1666 ein besonderer kurbayerischer Gesandter, der Oberst Pardi, in Paris erschienen.[2]) Indem sich Ludwig am Reichstage

---

tout ce, qui peut troubler le repos de la Crestienté, pour ne point concourrir avec Elle dans les iustes sentiments, qu'Elle tesmoigne à tout le monde d'avoir à l'esgard de la dangereuse guerre qu'il se trame entre M.r l'Evesque de Munster et Mess.rs les Estats d'Hollande, laquelle pouvant facilment allumer toutte l'Allemagne"; Aff. Étr. Bav. III. Der König beteuerte ihm darauf nochmals in feierlicher Form seinen eifrigen Wunsch, Frieden zu stiften, „pour le grand interest qu'y a tout l'Empire"; 26. Jan. 1666, ebenda. Am 23. März 1666 dankte dann der Kurfürst im Anschluß an die erste Sendung Prignanis für die guten Intentionen, „qu'Elle [Sa Majesté] a tousjours pour conserver la Paix en Allemagne et esteindre le feu, qui la menace par le voisinage de la guerre de Mynster; Aff. Étr. Bav. III. Ähnlich das Schreiben Adelheids vom gleichen Datum; ebenda.

[1]) Vergl. Döberl, a. a. O. 287 ff. Am 23. Juli 1666 befahl Ludwig Gravel die Prätensionen der Kurfürsten zu unterstützen; Aff. Étr. Mém. Allem. I, fol. 214.

[2]) Es ist nicht ersichtlich, ob er der Überbringer des uns schon bekannten Schreibens Ferdinand Maria's vom 1. Oktober gewesen ist. Der bezeichnende Schluß desselben sei hier nach dem Pariser Original (Aff. Étr. Bav. III) mitgeteilt: „. . . je n'ay pû m'abstenir de tesmoigner par ces lignes à V. M.té la nouuelle espérance, que j'en ay conçüe, et de la supplier, d'aggreer, que le sieur de Grauel y continue ses offices de telle façon, qu'encor en ce point si espineu, et duquel depend la uray liaison du Corps de l'Empire, et le fondement de la tranquillité d'Allemagne, que V re Majesté a tant aidé a procurer et establir iusques à cett' heure, luy demeure la gloire et l'obligation d'en auoir esté Promoteur. Je sçais que V. Majesté a trop de passion et connoissence de tout ce, qui concerne la bonn' union entre les estats de l'Empire, et que pour cela Elle approuuera mes soings pour ce mesme subiect, et l'enuie tres sincere de seconder en tout les intentions de V.re Majesté". Auch von der Kurfürstin hatte Pardi für Paris Aufträge empfangen. Am 13. Oktober schrieb sie an den König: „V. M. témoigne tant de générosité envers tous ceux qui ont de la passion pour son service, que j'espère qu'Elle ne l'exercera pas moins à recevoir les respects que ie luy rend, puisque ie croy estre des premières qui ont du zèle pour sa gloire et de l'ambition de le servir, et mériter par ce moyen la continuation de ces grâces et protection, que ie luy demande avec toute instance, luy protestant que i'en serey toute ma vie très-reconoisante, et que ie préférerey tousiours ce bonheur à toute les plus grandes fortunes de la

für die kurfürstlichen Ansprüche ins Mittel legte, ergab sich ein weiterer fruchtbarer Berührungspunkt seiner Politik mit der des Münchener Hofes.

Die Zuversicht des Kurfürsten in die Absichten Ludwigs, dem Reiche den bedrohten Frieden zu erhalten, hatte noch härtere Proben zu bestehen, als Frühjahr 1667 die kriegerische Entladung der zwischen Frankreich und Spanien herrschenden Spannung erfolgte. Es wird wohl mit Recht angenommen, daß auch Ferdinand Maria die womöglich auf die Eroberung der gesamten spanischen Niederlande gerichteten Pläne Ludwigs schon vorher in einiger Klarheit überschaut hat, andererseits blieb er freilich wie die Meisten seiner fürstlichen Standesgenossen gänzlich blind für die Gefahren, welche dieser Vorstoß der französischen Macht gegen die Nordostgrenze des Reiches für dieses selbst im Gefolge haben mußte.

Bayern war in der französischen Berechnung die Rolle zugewiesen, mit dem Gewichte seiner Stimme und seines Ansehens beim Reichstage die Neutralität zu befürworten und sich dem Durchzuge kaiserlicher Hilfsvölker erforderlichenfalls mit bewaffneter Hand entgegenzuwerfen. Auf dieser Grundlage haben

---

terre, car ie n'en reconois aussi point de plus grande que celle de la bien veuliance du plus grand Roy de l'univers. Jey pris l'hardiesse de luy représenter ces miens sentiments, dans la coniuncture que S. A. Electoralle envoye le Colonel Pardi envers V. M., pour des affaires qui le regardet; ie luy ey ordonné d'asseurer V. M. de mes soubmisions, à quoy ie la supplie de donner croyance, et de permetre que ie puise porter iusque au tombeau la calité Sire de V.re Majesté très-humble et très obéissante cousine et servente.“ Die Sendung Pardi's hatte in der Präeminenzfrage die gewünschte Wirkung. Nicht in einer anderen Frage. Pardi hatte auch Auftrag, die Verwendung des Königs bei der Beitreibung einer Schuld des Großherzogs von Toskana in der Höhe von 400 000 Lire anzurufen. Ludwig nahm sich jedoch nach der Meinung Pardi's der Sache nicht mit dem gewünschten und erwarteten Eifer an. Infolgedessen erlitten auch die Beziehungen Adelheids, welche auf die Hälfte jener Summe für sich Anspruch erhob, zu dem französischen Hofe eine allerdings nur vorübergehende Trübung. Vergl. Mémoire Prignani's, 27. Septbr. 1667; Aff. Étr. Bav. III Anlage VII.

sich die langwierigen Verhandlungen Gravels mit den bayerischen Ministern, vor allem mit Mayr, bewegt.[1])

Gerade im Wunsche unbedingter Neutralität des Reiches trafen die Absichten des Münchener Hofes mit jenen Lionne's zusammen. Und damit war schon eine gewisse Verbindung zwischen zwei Staaten hergestellt, deren Politik bei aller Verschiedenheit der inneren Motive doch darin ähnlich war, daß sie in dieser einen Frage zum selben Ziele strebte. Das kam auch in jener den diplomatischen Schachzügen in Regensburg parallel laufenden directen Unterhandlung zwischen Paris und München zum Ausdruck, welche mit dem Namen des Theatiners Prignani verknüpft ist.[2]) In seinem umsichtigen und gedankenreichen Mémoire vom 27. September 1667 hat dieser die Stellung Bayerns zu einem französischen Bündnis in seiner doppelten Eigenschaft als souveräner Staat und als Territorium des Reiches dargelegt. Seine große Wichtigkeit für unsere Betrachtung hat das Mémoire besonders deshalb, weil in Artikel III und VII des zweiten Teiles bereits auf eine Erwerbung der „durch das Haus Österreich usurpierten Länder" Tirol und Görz hingedeutet wurde.[3]) Wer auch immer den Theatiner auf diese geheimen Hoffnungen Bayerns hingewiesen hat — es bleibt kaum ein Zweifel, daß es Adelheid gewesen ist —, es war damit ein bedeutsames Wort gefallen. Lionne wußte jetzt, daß sich die Münchener Politik in dem Bewußtsein und Streben einer Machterweiterung auf dem Wege der französischen Allianz bewegte. Man konnte darauf zurückgreifen, wenn es erwünscht schien.

---

[1]) Siehe die erschöpfende Darstellung bei Döberl, a. a. O., Kap. V, 293—392.

[2]) Den Hinweis darauf, daß die politische Rolle Prignani's eine umfassendere gewesen ist, als bisher anzunehmen war, verdanken wir Mentz, Hist. Ztschr. LXXXVIII (1902) 303. Über Prignani's Thätigkeit, vor allem im Herbst 1657, vergl. ausführlicher Preuß, Kurfürstin Adelheid, Ludwig XIV. und Lionne; in: Festgabe, Carl Theodor von Heigel gewidmet (München 1903).

[3]) Prignani's Mémoire vom 27. September 1667; Aff. Étr. Bav. III. Vergl. Anlage VII.

Zunächst war das freilich nicht der Fall. Daß Lionne diesen Vorschlägen Prignanis sein Ohr verschloß, ergibt sich aus dem für Bayern unbefriedigenden Verlauf der etwa einen Monat später stattfindenden Geisenfelder Konferenz.[1]) Nicht einmal den bayerischen Subsidienforderungen gab die französische Diplomatie nach. Gerade auch infolge dieser Weigerung hat sich der Abschluß der Allianz immer wieder verzögert, ohne daß es einer der beiden Parteien trotz aller zweifelnden Erwägung am guten Willen gefehlt hätte.

Weiterer diplomatischer Aktion ist im Frühjahr 1668 der Aachener Friede zuvorgekommen. Immerhin hatte sich vorläufig der Gedanke einer französisch-bayerischen Verständigung von Fall zu Fall kräftig erwiesen, auch ohne seine Verwirklichung in Form eines festen Vertrages gefunden zu haben. Nur das im Rahmen dieser Entwickelung rein zufällige Eintreten des Friedensschlusses hatte wie ähnlich schon 1664 das geschriebene Wort unnötig gemacht, keineswegs aber die Brücke zu festerer Verständigung abgebrochen. Und schon waren damals in den Kreis der uns bereits bekannten Ideen des Münchener Hofes Berechnungen von ganz anderer Kraft und Tragweite getreten, die Bayerns Politik mit der größten Frage der nächsten Jahrzehnte immer enger und unheilvoller verknüpften sollten.

[1]) Vergl. Döberl, 372 f. Die Konferenz hat wahrscheinlich in der ersten Hälfte des November, jedenfalls zwischen dem 24. Oktober und 12. November stattgefunden. Vergl. das Schreiben Carl von Steins an Friedrich Wilhelm, 7./17. November 1667; Urk. u. Akt. XII, 804 ff.

B. Der erste Teilungsvertrag und die Verknüpfung der spanischen und österreichischen Erbfrage in der französisch-bayerischen Allianz.

Die Wahl des Jahres 1658 kann für alle Zeit als der letzte von beiden Linien gemeinsam erfochtene große europäische Sieg der Augustissima Casa betrachtet werden. Allein das Schicksal schien ihr diesen Erfolg nur beschieden zu haben, um die Vergänglichkeit menschlicher Größe um so greller zu beleuchten.

Die spanisch-habsburgische Linie hatte nur ein einziges, kaum lebensfähiges Reis getrieben; im selben Jahre, da mit dem Tode Philipps IV. Karl II. als einziger männlicher Nachkomme zurückblieb, sank auch der neben Kaiser Leopold letzte österreichische Habsburger ins Grab, eine lange Reihe schnell aufeinander folgender Todesfälle beschließend.

Erzherzog Ferdinand Joseph Alois, ein Bruder Leopolds, hatte dieselbe noch vor dessen Wahl am 16. Juni 1658 eröffnet. Ihm folgten am 20. November 1662 [1]) der Hoch- und Deutschmeister Leopold Wilhelm, der Bruder Kaiser Ferdinands III., und am 30. Dezember des gleichen Jahres sein Vetter Ferdinand Karl, Erzherzog und Graf von Tirol. Am 27. Januar 1664 verschied Leopolds letzter erst 15jähriger Bruder Karl Joseph.

Außer dem trotz seiner jungen Jahre stets kränklichen Kaiser war jetzt nur noch ein österreichischer Habsburger am Leben; es war der Bruder Ferdinand Karls, der Bischof von Trient, Erzherzog Sigismund Franz von Innsbruck.[2])

Es würde sich begreifen, wenn die Wiener Minister, um dem Hause Habsburg das Kaisertum zu retten, in der Tat, wie Gravel

[1]) Dieses Datum nach dem Mém. Allem. I., fol. 204; in Übereinstimmung mit den Stammtafeln von Voigtel-Cohn. Bei Zedler, XXXVII, 1194: 26. Dezember.

[2]) Die Landesregierung von Tirol war ihm infolge des Ablebens seines Bruders Ferdinand Karl zugefallen. Vergl. über ihn Zedler, XXXVII 1192 ff. und Wurzbach, VII 148.

meinte, an die Wahl des Innsbruckers zum römischen König gedacht hätten.[1]) Ebenso natürlich ist es andererseits, daß Leopold selbst, der unmittelbar vor seiner Vermählung mit der Spanierin stand, diesen Gedanken ebenso wie Philipp IV. selbst nicht gutheißen konnte. Ludwig XIV. hat es mit Recht nicht erst für notwendig gehalten, der Idee diplomatisch entgegenzutreten, da er ihre Aussichtslosigkeit erkannte.[2]) Nur darauf war die Thätigkeit Lionne's gerichtet, „d'empescher que les Electeurs n'engageassent positivement leur parole a personne et se mantinssent libres comme leur propre interest le requeroit, pour prendre leur parti selon la constitution des affaires de l'Europe."

Wichtig ist, daß bereits damals Frankreich wieder auf den Gedanken zurückgriff, eventuell auch in der Kaiserfrage Bayern gegen Österreich auszuspielen, daß Lionne die Parole ausgab, Ferdinand Maria in den Gegensatz zu dem Erzherzog von Ins-

---

[1]) „Les Ministres Autrichiens et ceux qui suivoient les mêmes interets voyant l'affoiblissement de la Maison d'Austr.e par la perte de ces trois Princes et par le peu d'esperance qu'ils avoient dans ce qui restoit tant dans la Branche d'Espagne que dans celle d'Allemagne, l'Empereur Leopold passant pour estre d'une constitution fort mal saine, formerent le dessein d'elever l'Archiduc d'Inspruck a la Dignité Imperiale et pour y parvenir de le faire eslire Roy des Romains le plustost qu'ils pourroient"; Inhaltsangabe eines Schreibens Gravels an Ludwig XIV., Regensburg, Anfang 1664, Aff. Étr. Mém. et Doc. Allemagne I. fol. 203 f.

[2]) „Quoyque le Roy fut informé de ce dessein des Ministres autrichiens, Sa Maj.té ne crût pas devoir s'en mettre en peine, et elle jugea que la principale opposition qu'ils trouveroient à l'executer viendroit de l'Empereur même puis qu'étant prest d'epouser l'infante d'Espagne, il estoit vray semblable qu'il ne voudroit jamais consentir à faire un aussy grand prejudice aux Enfans qu'il pouvoit bientôt se promettre de son mariage que de laisser passer la Couronne imperiale dans une autre branche dont elle ne pourroit jamais revenir dans la sienne qui par consequent s'en trouveroit entierement exclüe.

Sa Majesté jugea aussy que le Roy catholique se trouveroit dans les mêmes sentimens pour l'interest de sa fille et de ses descendans et qu'enfin un pareil dessein ne pouvoit reüssir qu'avec le consentement des deux chefs de la maison d'Autriche", Aff. Étr. Mém. et Doc. All. I 204 f.

bruck hineinzuhetzen.[1]) Man suchte sich mit Bayern gut zustellen, ohne sich mit ihm doch vorzeitig allzuweit in dieser Richtung einzulassen.[2])

Da starb am 8. Juni 1665[3]) im blühenden Mannesalter auch Sigismund Franz, nachdem er soeben als Bischof von Trient abgedankt hatte, um die Ehe mit Hedwig Auguste von Pfalz-Sulzbach einzugehen.[4]) Auf zwei Augen beruhte nunmehr der Stamm Habsburgs in Österreich, und noch war Kaiser Leopold nicht vermählt.

Dem unvermuteten Schlage zeigte sich selbst der alte Glaube an die „Mirakel" zu gunsten des gottseligen Erzhauses nicht gewachsen. „Menschenhände bemühen sich vergebens, dieses auf den Fall stehende Haus zu stützen, man ist hier am Hofe vielmehr bedacht, auf welche Art ein jeder das Seinige, wenn alles über einen Haufen geht, salvieren kann." Es fehlte bereits in der Reihe der Kurfürsten nicht an Stimmungen, die der Vornahme einer römischen Königswahl günstig waren, um damit der Gefahr eines Interregnums zu begegnen.[5])

Der gewiß nicht ungerechtfertigte Wunsch erscheint verflochten in eine große Frage prinzipiellen Charakters, die wir bereits oben kurz gestreift haben. Wie lange schon beschäftigte der Kapitulationsstreit am Regensburger Reichstage die Meinungen

---

[1]) „ . . . d'exciter et de fomenter des jalousies entre les principaux qui pouvoient concourir comme l'Archiduc d'Inspruck et l'Electeur de Bavière"; ebenda, fol. 206f.

[2]) „ . . . sans toutes fois s'engager trop avant avec luy", ebda. fol. 207.

[3]) Dieses Datum nach einem Briefe seiner Gemahlin vom 4. Juli an Ferd. Maria; Münch. St. A. K. schw. 31/21. Bei Voigtel-Chon: 25. Juni.

[4]) Am 28. Mai 1665 teilte er letzteres dem Kurfürsten mit den Worten mit: „weilen zur conservation unseres Erzhaus . . . Ich nunmehr den Geistlichen in weltlichen standt verendern und disem nach mich zu verheyrathen entschliessen müessen"; Münch. St. A. K. schw. 31/21.

[5]) „Cette circonstance fit apprehender plus que jamais aux partisans de la Maison d'Autriche que l'Empire ne sortist de cette Maison, et il y avoit même lieu de croire que les Electeurs du moins plusieurs d'entre eux seroient du sentiment que tant pour le bien commun de l'Empire que pour celuy du College Electoral en particulier, il estoit tout a fait necessaire de proceder a l'election du Roy des Romains, afin de prevenir par là toutes les difficultés, desordres et malheurs qu'un interregne pourroit causer a toute l'Allemagne." Aff. Étr. Mem. All. I fol. 207.

und Köpfe, ohne daß ein beiden Kollegien erträglich scheinender Ausgleich gefunden wurde.[1]) Dabei vertraten die Kurfürsten die Forderung, daß ihnen das Recht der römischen Königswahl zuerkannt werde, noch bei Lebzeiten des Kaisers und selbst gegen dessen Willen.[2])

Inzwischen war am 25. September 1665 die Kurfürstin Mutter gestorben.[3]) Zehn Jahre früher wäre dieses Ereignis für Bayern vielleicht von hohen politischen Folgen gewesen, es ist im Zusammenhang mit dem Ableben des Erzherzogs auch jetzt nicht ohne eine gewisse Bedeutung geblieben. Die Vermählung Maria Anna's mit Maximilian hatte alte Ansprüche Bayerns auf die österreichischen Erbländer wieder geweckt und ins Bewußtsein gerufen, neue Rechtsforderungen begründet, ihr Tod hob die letzte Rücksicht auf, die Ferdinand Maria um ihretwillen etwa noch dem verwandten kaiserlichen Hofe schuldig zu sein wähnen mochte.

Das war um so wichtiger, da soeben der Tod des Erzherzog Sigismund Franz die Möglichkeit, um nicht zu sagen Wahrscheinlichkeit des Aussterbens der Habsburger jedermann unmittelbar vor die Seele gebracht hatte. So sind am Münchener Hofe die Hoffnungen auf eine Bayern günstige römische Königswahl sowie auf das Erbe Österreichs oder auf Teile desselben in mehr oder weniger direkter Anknüpfung an die bedeutsamen Todesfälle des Jahres 1665 rege geworden.[4])

* * *

[1]) Döberl, a. a. O., 287 ff.

[2]) „Ils [die Kurfürsten] avoient inseré dans le projet d'une capitulation perpetuelle un article semblable a l'article 36. de la capitulation que l'Empereur avoit signé a Francfort lors de son élection, et qui portoit que le College Électoral auroit le pouvoir d'élire un Roy des Romains du vivant de l'Empereur et même malgré luy"; Extrakt eines Schreibens Gravels vom 28. Mai 1665; Aff. Étr. Mém. Allem. I 208 f. Über den weiteren Verlauf der Angelegenheit berichten vor allem die Schreiben Gravels vom 25. Juni 1665, 8. Juli und 23. Juli 1666; ebenda 210 ff.

[3]) Vergl. Oratio Funebris in obitu Serenissima Mariae Annae . . . habita in Collegio Anglorum Societatis Jesu Leodii die 17. Dezember 1665 (Leodii 1666).

[4]) „La mort de cette princesse avoit laissé l'Electeur en pleine liberté de connoistre ses veritables interets, et l'Empereur Leop. se trouvant sans

Während sich in München diese langsame Umbildung der politischen Grundanschauung im Verhältnis Bayerns zum Kaisertum vollzog, hatte Frankreich den ersten Schritt unternommen, die große Frage ihrer Lösung entgegenzuführen. Von wem die Idee, die gewaltige Erbmasse unter die Anwärter zu teilen, ursprünglich ausgegangen ist, ob von dem Mainzer, der sie zuerst praktisch zu verwerten strebte, oder von Franz von Fürstenberg, der sich selbst die Autorschaft zuerkannte, kann heute nicht mehr bestimmt werden. In der That „lag der Gedanke der Teilung so nahe, daß ihn wohl auch mehrere gleichzeitig gehabt haben können."[1]) Lionne hat jedenfalls die Verwendbarkeit des Planes sofort erkannt. Erst vorsichtig und tastend, dann, als ihm auf halber Bahn die nicht ungeneigte Stimmung der kaiserlichen Minister entgegenkam, offener und sehr energisch hat er eine gemeinsame Lösung des verhängnisvollen Rätsels der Zukunft betrieben.

Wir übergehen die sehr komplizierten, an Überraschungen und Wendungen reichen Verhandlungen, über deren Verlauf wir Mignet erschöpfende Mitteilungen verdanken. Ihren Abschluß fanden sie am Abend des 19. Januar 1668 durch den streng geheim ge-

---

enfant et le seul Prince de sa Maison par la mort de l'Archiduc d'Inspruck arrivée au mois de Juin precedent, l'El. de Bav. crut qu'il estoit tems de songer à parvenir a cette Dignité et qu'il devoit de bonne heure prendre ses mesures pour profiter des circonstances favorables qui pourroient arriver soit par la mort de l'Empereur, soit par le dessein que les Electeurs pourroient avoir d'eslire un Roy des Romains du vivant de l'Empereur.

Un interet encore plus pressant faisoit agir ce Prince. Il avoit des pretensions sur les Etats hereditaires de la Maison d'Autriche, et particulierement sur la Boheme au cas que l'Empereur mourût sans Enfans et il vouloit se mettre en estat de les faire valoir." Ebenda, fol. 218 f.

Ähnlich Le Dran an anderer Stelle: „Mém. sur la question si les Électeurs de l'Empire peuvent eslire un Emp. qui ne soit pas Allemand". Aff. Étr. Mém. Allem. III, II fol. 170.

[1]) So Mentz a. a. O. I 124. Vergl. ferner vor allem Pribram, Lisola a. a. O. 328 ff., Legrelle a. a. O. I 100 ff.

haltenen[1]) ersten Teilungsvertrag. Es war die große Inauguration jenes neuen Geistes in der Politik, der für mehr als anderthalb Jahrhunderte der beherrschende werden sollte. Wir brauchen auf den Inhalt des Vertrages nicht einzugehen, er gehört in gewissem Sinne zu den historischen Ereignissen, von denen Friedrich der Große einmal sagt, sie seien gleichsam ohne Nachkommen gestorben. Fast wie eine Ironie des Schicksals erscheint es, daß der junge König Karl, dessen Krankheit den Abschluß beschleunigt hatte, die eigentlichen Schöpfer des Vertrages um fast noch ein Menschenalter überleben sollte.

Mazarins Wünsche hatten das Erbe in seinem vollen Umfange umschlossen, indem Ludwig den Gedanken einer Teilung aufwarf, verließ er den Boden dieses Prinzipes und wich auf ein bescheideneres Programm zurück.

Seitdem man den genauen Inhalt des Vertrages kennt, hat sich den Mutmaßungen darüber ein weites Feld eröffnet, ob es Ludwig mit demselben wirklich Ernst gewesen, oder ob er als einziges Ziel nur das im Auge hatte, einen verderblichen Keil in die Eintracht der beiden Linien Habsburgs zu treiben, und indem er Leopold abhielt, den bedrängten Niederlanden beizuspringen, seine eben gemachten Eroberungen sicher unter Dach zu bringen.[2])

---

[1]) Vergl. Gädecke, die Politik Österreichs in der Spanischen Erbfolgefrage I (Leipzig 1877) 13. Nach Droysen, III, 3, 267 hätte Fr. Wilh. v. Brandenburg allerdings schon Frühjahr 1669 von dem Vertrage Kunde gehabt. Ranke (S. W. 25/26, 302) ist offenbar nicht dieser Meinung.

[2]) Die Ansicht, daß Ludwig XIV. willens gewesen sei, den Vertrag ehrlich zu halten, vertreten vor allem Mignet und Legrelle. Das Schreiben Lionne's an Grémonville, 28. Oktober 1667 (bei Mignet II 337, Legrelle I 129) scheint ihnen Recht zu geben. Ranke, S. W. X 282 f.; Wolff, Fürst Lobkowitz; Gädecke, Österreichs Politik a. a. O.; Scheibl, Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges 1667/68 (Leipzig, 1887); v. Zwiedineck und Erdmannsdörffer gehen auf die Frage nicht ein, stehen aber offenbar auf demselben Standpunkt. Entgegengesetzter Meinung sind vor allem Klopp, der Fall des Hauses Stuart etc. I 216; Praet, Essais sur l'hist. politique des derniers siècles (Bruxelles, 1874): le traité d'Utrecht et les négociations antérieures de Louis XIV, 67 und wohl auch Pribram in seinem Lisola, 500.

Vielleicht läßt sich, wie wir noch sehen werden, aus der Betrachtung und Beurteilung der späteren Allianz mit Bayern noch ein weiterer Beweis für die erstere Behauptung herleiten, in jedem Falle liegt die eigentliche Bedeutung des Teilungsvertrages auch noch auf einer anderen Linie: die französische Diplomatie hatte den Kaiser aus seiner bisher starr behaupteten Position gedrängt, daß er der allein berechtigte Erbe sei.

Das war gewiß schon ein nennenswerter moralischer Gewinn. Wichtiger fast erscheint der praktische, welcher in der Trennung des Kaiserhofes von Spanien bestand.[1]) In einem einzigen Feldzuge hatte Ludwig mit kaum nennenswerten Opfern mehr erreicht, als ihm alle künftigen Kriege eintragen sollten.

Damit gehen wir wieder zur Betrachtung der bayerischen Politik über.

Die Beziehungen zwischen München und Paris waren, wie bereits bemerkt, mit dem Aachener Frieden keineswegs abgebrochen. Während der Verhandlungen hatte Ferdinand Maria die Schritte der französischen Diplomatie mit seiner Sympathie begleitet.[2]) Bald darauf lehnte er zwar ein neues Allianzprojekt als zu generell ab, allein trotzdem konnte sich Ludwig von dem Versuche weiterer Annäherung guten Erfolg versprechen.[3]) Grade diese Ablehnung barg eine Verheißung in sich; es gab thatsächlich seit

---

[1]) „Du reste, nous nous moquons à présent des Espagnols qui s'imaginaient de nous traiter comme leurs sujets", äußerte Graf Lamberg nach Abschluß des Vertrages zu Grémonville; dessen Schreiben vom 1. März 1668, bei Mignet, II 474.

[2]) „de mon costé je tacheray de seconder les bonnes intentions de V. M.té ", schrieb er am 21. März 1668 an den König. Aff. Étr. Bav. IV.

[3]) Vergl. Döberl, 401 und Ferdinand Maria an Ludwig, 25. Oktober 1668; Aff. Étr. Bav. IV. Ähnlich schrieb Wilhelm von Fürstenberg am 10. Januar 1669 an Lionne: „autant que j'ay peu penetrer par mon frère le Prince Herm. cet Electeur est fort porté a entrer dans une plus estroitte union et intelligence avec le Roy par le moyen d'une alliance, mais il croit celle que M.r Gravel luy a proposé trop generalle pour luy pouvoir estre advantageuse"; Aff. Étr. Corr. Cologne VI.

Jahren am Münchener Hofe keine Persönlichkeit von Einfluß mehr,[1]) die nicht, in welcher Form und auf welcher Basis auch immer, den französischen Anschluß gewünscht hätte, in erster Linie die Kurfürstin und Fürstenberg, in zweiter Schmid und Mayr.

In den Zusammenhang der uns durch Döberl so ausführlich geschilderten französisch-bayerischen Bündnisbestrebungen drängt sich Ende 1668 die bayerische Aspiration auf Österreichs Erbe zunächst als etwas Fremdes hinein, wiewohl sie weit davon entfernt war, an und für sich neu zu sein.

Ähnliche, wirkliche oder vermeintliche, wenn auch nicht so aussichtsreiche Rechte und Ansprüche wurden ja damals, eine Folge der staatlichen Anomalien und oft undefinirbarer verwandtschaftlicher Verhältnisse, vielfach von den einzelnen Dynastieen heimlich gepflegt und aufbewahrt, um bei gegebener Zeit, meist eben in lohnender Allianz mit einer stärkeren Macht des Auslandes, als lebendiges und wirksames Element ans Licht zu treten. Die Gunst der Stunde schien damals sehr deutlich für Bayern zu sprechen. Nach wenigen Monaten war Leopolds einziger Sohn wieder gestorben,[2]) der Kaiser selbst kränklicher als je.

Daran anknüpfend, fand der Wunsch, jenen dem Gedankenkreise der Münchener Politiker schon seit längerer Zeit zugehörigen Erbanspruch in ein französisches Bündnis zu verflechten, um die Wende des Jahres 1668 auf 1669 seinen ersten, allerdings noch sehr verhüllten Ausdruck. Wilhelm von Fürstenberg erscheint schon vorher mehrfach als der Mittler zwischen München und Paris. Jetzt wird er für eine Zeit der hauptsächlichste Träger des Allianzgedankens, dessen erste praktische Ausgestaltung bei ihm lag.

---

[1]) Die letzte Fürsprache und Vertretung am Münchener Hofe verlor die kaiserliche Politik mit dem 1667 erfolgenden Sturze des Kanzlers Oexl. Vergl. hierüber die in einigen Punkten von einander abweichenden Arbeiten: Heigel, Allgem. Deutsche Biogr. (Artikel: Oexl), Döberl, der Sturz des kurbayerischen Kanzlers Oexl, in: Forsch. zur Gesch. Bayerns VII (1898), und ders., Bayern und Frankreich, a. a. O. 296 ff.

[2]) Ferdinand Wenzel, geb. 28. September 1667, gest. 3. Januar 1668. Nach Voigtel-Cohn.

Unter Hinweis darauf, daß der von Gravel zuletzt gemachte Vertragsvorschlag zu generell gewesen sei, fragte Landgraf Hermann bei seinem Bruder an, ob sich nicht Ludwig zu einer engeren Allianz als jene sei, werde bereit finden lassen.[1]) Wilhelm berichtete diesen Wunsch gewissenhaft wie meist, wo er im Interesse Frankreichs handelte, am 10. Januar 1669 an Lionne. Er selbst riet dazu, ihm zu gestatten, im bejahenden Sinne zu erwidern, womit sich der französische Hof noch keineswegs die Hände zu binden brauche.[2]) Daß der bayerischen Politik bei jener dunklen Andeutung die österreichische Erbangelegenheit im Sinne lag, wußte Wilhelm sehr genau, er mutmaßte, daß auch Lionne davon bereits durch Gravel, der es wiederum aus dem Munde Hermanns vernommen haben könnte, unterrichtet worden sei. Wäre das nicht der Fall gewesen, so bat er Lionne, nichts davon an Gravel mitzuteilen, bis er ihm, Lionne, selbst die Details der Frage laut den weiteren Unterweisungen seines Bruders Hermann zur Kenntnis gebracht habe.[3])

---

[1]) „ . . . mon frère m'a confidamment prié de voulloir adroittement sonder a la Cour . . . . . si Mr. l'El. pouvoit esperer qu'en suitte de cette alliance Sa M.^{té} pourroit se porter d'entendre a une plus particuliere et plus estroitte avec elle, affinque suivant cela ils puissent prendre plus seurement leurs mesures"; Wilh. v. Fürstenberg an Lionne, 10. Januar 1669; Aff. Étr. Corresp. Cologne VI.

[2]) „Je ne vois pas quel prejudice il pourroit arriver au Roy de faire esperer a cet Electeur que cette alliance pourroit peutestre avec le temps donner lieu a une plus estroitte et plus importante; car outre quils pourroient arriver des coniectures ou le propre service du Roy le demanderoit, Et il est encore a considerer quil deppendera toujours de vous de la faire ou non selon que vous le jugerez propos"; ebenda.

[3]) „Je ne vous mande pas en quoy, a peu près, selon la pensée de M.^{r} l'El. cette alliance plus estroitte pourroit consister puisque je m'imagine que mon frère n'aura pas manqué d'en toucher quelque chose a M. de Gravel mesme mais s'il ne l'avoit pas faict en ce cas ie vous supplie de ne rien mander aud. s. Gravel auparavant que ie vous aye mandé en detail tout ce que j'ay appris la dessus de mond. frère le Prince Hermann;" ebenda. Es scheint nicht, daß Gravel damals irgend welche Kenntnis davon gehabt hat. Erst am 13. Juni schreibt er an Ludwig XIV., Fürstenberg habe ihm im

Mit diesem Schreiben bricht unsere Kunde von der ferneren Entwicklung für mehrere Monate ab. Am 4. Mai teilt Kurfürst Maximilian Heinrich dem französischen Hofe mit, daß er seinem Minister Fürstenberg gestattet habe, sich nach Paris zu begeben.[1]) Im Juni trifft Wilhelm zu Hornberg am westlichen Ausgange des Höllenpasses mit seinem Bruder Hermann zusammen.

Hier betonte Wilhelm „wieder und wieder" die Notwendigkeit einer Reziprozität für ein gedeihliches Bündnis, und wies zu diesem Zwecke auf die schon des öfteren von den verschiedensten Seiten erwogene Möglichkeit des Erlöschens der beiden habsburgischen Linien hin.[2])

Die Reise, die damals Wilhelm durch Deutschland unternahm, war eine politische, im Auftrage und für die Sache Frankreichs. Es ist wohl kaum ein Zweifel, daß wir in ihm, nicht in seinem Bruder auch den Urheber der Konferenz zu erblicken haben. Wird man aber bei seiner zur Genüge bekannten intimen Verbindung mit dem französischen Kabinett, als dessen „commis voyageur" ihn Ennen einmal nicht unzutreffend bezeichnet, glauben dürfen, daß er jene Vorschläge ohne Auftrag Ludwigs aus eigener Initiative machte?[3]) Doch ganz gewiß nicht. Wie konnte der Fürstenberger die heikle spanische Frage ausspielen, in seiner Depesche vom 15. Juli sogar auf dieser Grundlage eine Art „Generalidee" für das Bündnis entwerfen, ohne von dem französischen Hofe dazu ermächtigt bezw.

Auftrage Ferdinand Marias einen Brief geschrieben; darin sei in „termes assez obscures" von gewissen Propositionen die Rede, die jener gemacht habe. Aff. Étr. Corr. Allem. 250.

[1]) Maximilian Heinrich an Lionne, 4. Mai 1669. Aff. Étr. Corr. Cologne VI.

[2]) Über die Konferenz zu Hornberg (nicht Hornburg) vergl. Döberl, a. a. O. 427 f.

[3]) Der Bescheid auf jenes, als zu generell bezeichnete französische Allianzprojekt, in welchem Lionne es dem Münchener Hofe freistellte, hinzuzufügen oder zu streichen, hatte gelautet, man „wolle Frankreich nicht vorgreifen, erwarte vielmehr vom allerchristlichsten König derartige Vorschläge" Döberl, a. a. O., 401). Die Antwort hierauf möchte ich eben in den Hornberger Eröffnungen sehen.

über den Stand der spanischen Erbangelegenheit bis zu einem gewissen Grade unterrichtet zu sein?

Ich möchte vermuten, daß sich die Ereignisse anders abgespielt haben. Zwischen jenem Schreiben Wilhelms Anfang 1669 und der Hornberger Zusammenkunft liegt fast ein halbes Jahr. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß in dieser ganzen Zeit die so nahe gerückte Frage der bayerischen Allianz geruht habe. Lionne hat den Brief vom 10. Januar schwerlich unbeantwortet gelassen. Andererseits ist es sehr wahrscheinlich, daß Lionne von den schlummernden Aspirationen Wittelsbachs schon vorher Kunde gehabt hat. Grade das Mémoire Prignani's hatte ihm hier weitere Anhaltspunkte gegeben. Er war ferner ein vorzüglicher Kenner aller der vielgestaltigen Prätensionen und begehrlichen Wünsche der einzelnen deutschen Fürsten, denn jene boten ihm selten versagende Handhaben, um diese im Bannkreis seiner Politik zu erhalten.

Wie dem auch sei, jedenfalls trat fast im gleichen Momente, da Wilhelm ihm jene Eröffnungen machte, eine erneute Veranlassung an Lionne heran, sich der Betrachtung der verworrenen Dinge jenseits der Pyrenäen zuzuwenden. Im Frühjahr waren aus Spanien die alarmierendsten Gerüchte in London und Paris eingelaufen: Karl II. sei tot, Don Juan zum Könige proklamiert.[1]) Nachrichten, die, mochten sie wahr oder falsch sein, der französischen Diplomatie unzweifelhaft nahe legen mußten, sich für den Eintritt einer aktuellen Krisis stark zu machen und der durch den Teilungsvertrag in ihrem Sinne vorbereiteten Entwicklung neue Stützen zu schaffen.[2])

---

[1]) Am 25. April 1669 schreibt Gravel an Lionne: „L'advis quil vous a plu me donner du bruit qui s'est respandu en Angleterre de la mort du Roy d'Espagne et de la proclamation de Dom Juan d'Austriche pour Roy n'est pas encore venue jusques en cette ville;" Aff. Étr. Corr. Allem. CL. fol. 36. Wie viel an diesen Gerüchten wahr gewesen, werden wir später zu sehen haben.

[2]) Wenn Wilhelm am 15. Juli an Hermann schrieb: „je crois qu'ici ils ne se mettent gueres en peines comment ils viendront a bout de la conquete des Païs bas, si le Roi d'Espagne venoit a mourir", denn dann werde Don Juan allem Anschein nach König werden und Frankreich große Abtretungen machen („les Païs bas, la Franche Comté et quelques autres

Offenbar liegt in diesem chronologischen Zusammentreffen der die beiden Erbfragen und damit auch die beiden Häuser Bourbon und Wittelsbach verknüpfende Knoten. Lionne wäre nicht der große Diplomat gewesen, hätte er die sich ihm bayerischerseits bietende Chance ungenutzt aus den Händen gelassen. Hatte es anfänglich nicht in seiner Absicht gelegen, sich allzuweit mit Bayern einzulassen, so fand er doch jetzt in den wilden, scheinbar zur letzten Lösung drängenden inneren Verhältnissen Spaniens den Antrieb dazu, Bayern dem Systeme des Teilungsvertrages einzufügen. Und so möchte ich den geistigen Vater jener von Wilhelm gemachten Vorschläge in Lionne erblicken, der damit die politischen Aussichten und Absichten Bayerns zu Bundesgenossen seiner eigenen gemacht hat.

Die Vorschläge Wilhelms vom 15. Juli würden demnach das vorläufige französische Programm bilden, Fürstenberg wäre hier nur das Sprachrohr des Versailler Hofes gewesen,[1]) und über den

---

Provinces de sa bienseance vers la frontiere de l'Espagne") — so bezeugt diese Meinung eine derartige Unkenntnis der Beziehungen der französischen Politik zu Don Juan, wie auch der Stimmung in Spanien, wo man mit verzweifelter Hartnäckigkeit an der Integrität der Monarchie festhielt, daß ich daraus schließen möchte, Wilhelm, der ja im selben Briefe den Gedanken einer französisch-bayerischen Einigung über die spanische Erbfolgefrage vertritt, habe mit jener bewußt unrichtigen Darstellung dem Münchener Hofe nur zeigen wollen, wie wenig im Grunde Frankreich an einer Verständigung mit Bayern gelegen zu sein brauche. Vergl. auch die folgenden Anmerkungen.

[1]) Wilhelm hat freilich im selben Schreiben behauptet: Je n'ai pas osé entreprendre d'en faire aucune ouverture ni au Roi, ni a Lionne, de peur de proposer quelque chose, qui ne fût pas conforme à vôtre Intention, c'est pourquoi il est très necessaire qu'au plûtôt vous me fassiez sçavoir où même m'envoyez un Projet de la dite Alliance qu'etant eclairci je puisse aussi avec plus de fondement sonder les sentimens de cette Cour pour vous en informer." Erinnert man sich aber des Briefes Wilhelms an Lionne vom 10. Januar, so wird man in jenen Worten nur einen sehr gewöhnlichen diplomatischen Kunstgriff sehen dürfen, um dem bayerischen Hofe um so leichter seine letzten Pläne zu entlocken. Wilhelm hat sich naturgemäß gehütet, den bezahlten Agenten Ludwigs durchblicken zu lassen. Und doch

Ursprüngen der ganzen großen Bündnisidee, die sich auf der Hypothese des Erlöschens der spanischen wie österreichischen Habsburger aufbaut, waltet der staatsmännische Geist Lionne's.[1])

Eine weitere innere Nötigung, die Beziehungen zu Bayern endlich fester zu basieren, mochte die französische Staatsleitung auch im Hinblick auf die immer deutlicher hervortretenden un-

---

stand fast stets, wenn er selbständig zu handeln schien, Frankreich hinter ihm. Daß er im vorliegenden Falle auch den Bruder hintergehen mußte, konnte ihm schwerlich besondere Gewissensbisse verursachen. (Vergl. dazu seine zweideutige Haltung Franz Egon gegenüber, bei Ennen I 232). Er hat auch sonst Frankreichs Interesse diesem gegenüber vertreten (vergl. z. B. Döberl 460). Allerdings nur da, wo er wie hier zu ihm als bayerischem Obersthofmeister sprach. Dagegen wissen wir, daß ihm höher als Frankreichs Vorteil das private Interesse seines Hauses stand.

[1]) Ein hoher Grad von Unwahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Wilhelm die Vertragspunkte in seinem vielgenannten Schreiben vom 15. Juli selbständig ohne Wissen Lionne's aufgestellt hat. Denn 1. Wilhelm befand sich damals in Paris und St. Germain in regstem persönlichem Austausche mit Lionne über die Ergebnisse seiner deutschen Reise. 2. Jener Brief regt nicht nur die intimsten Fragen der französischen Politik, sondern auch der königlichen Familie an. Hermann hatte in Hornberg auf eine Verbindung der beiden Höfe durch die Heirat des Dauphin mit Marianne Christine hingedeutet und jetzt stellt Wilhelm dieses Projekt bereits als einen der Punkte des angeregten Vertrages hin, spricht sogar andererseits von einer französischen Vermählung des sechsjährigen Kurprinzen („ . . où entre le Prince Electoral et la petite Madame de France"), was doch gewiß auf ein vorausgegangenes Einverständnis Wilhelms mit dem französischen Kabinett schließen läßt. Und in der That haben wir eine ausdrückliche Nachricht darüber, daß die Heiratsidee vom Könige ausging: „Le Roy luy [Ferdinand Maria] fit proposer de s'unir avec sa Majesté par une alliance dont le lien seroit une convention de mariage entre Monseigneur le Dauphin et la P.sse Electorale de Bav., fille de cet Électeur"; Aff. Étr. Mém. Allem. I fol. 218. 3. Die Vorschläge Wilhelms stehen in auffallender Übereinstimmung mit dem, wozu sich die französische Diplomatie später offen bekannt hat. Bezüglich der spanischen Erbfolge heißt es: „Pour ce qui concerne le Cas de la mort du Roi d'Espagne sans Enfans il faudroit convenir avec le Roi de France qu'il donneroit les mains a un accomodement amiable tout et quantes fois que l'Empereur voudroit, Le Roi de France se reservant. soit les païs bas le Royaume de Naples et celui de Sicile, où tout ce dont on pourra convenir en promettan

heimlichen Pläne des bereits sehr antifranzösischen Mainzers[1]) betreffend Einberufung eines Kurfürstentages,[2]) die Neugründung

---

toute sorte d'assistence à l'Empereur pour se mettre en Possession du Reste des Etats de la Monarchie d'Espagne; mais si l'Empereur ne vouloit pas entendre a un pareil accomodement soit eventuel où present lorsque le Roi d'Espagne viendroit à mourir il falloit sçavoir en ce cas quel Advantage le Roi de France devra esperer de l'Electeur de Baviere en vertu de cette Alliance et ce que l'Electeur de Baviere pretendra que le Roi de France fasse pour lui." Nur im Auftrage Lionne's, meine ich, konnte Wilhelm ferner anfragen, wie sich Bayern im Falle eines französischen Angriffes auf Holland verhalten werde; grade dieser Gedanke der Isolierung Hollands gehört so ganz in die Interessensphäre der französischen Politik, daß ihn Wilhelm nur durch den Mund Lionne's erfahren haben konnte.

Indem ich diese Erwägungen in ihrer Wirkung zusammenfaßte, glaubte ich mir oben im Texte die Darstellung erlauben zu dürfen, daß die Ideen des Briefes vom 15. Juli nicht von Wilhelm dem bayerischen Hofe übermittelt und erst von diesem reflektiert dann auch zur Kenntnis Lionne's gebracht wurden, sondern daß sie von Lionne selbst ausgingen, der sie durch Wilhelm und gleichsam als dessen eigene private und unverbindliche Meinung nach München mitteilen ließ, um die dortige Stimmung zu erforschen und sich doch zugleich gemäß jenes Vorschlages Wilhelms vom 10. Januar die Freiheit seines letzten Entschlusses zu bewahren.

[1]) Über den politischen Frontwechsel Johann Philipps vergl. Erdmannsdörffer I 515, Köcher I 556, Mentz I 144, Landwehr von Pragenau, Johann Philipp von Mainz und die Marienburger Allianz von 1671—1672; in: Mitteil. des österr. Instit., XVI 584 ff.

[2]) Döberl (427) meint, „dem Projekte eines Kurfürstentages begegnet man zuerst in dem Bescheide, welchen Bayern dem Mainzer Gesandten erteilte" (7. Mai). Das ist doch wohl nicht richtig. Vielmehr haben Schönborn und Drossert, die beiden Abgesandten von Kurmainz schon Ende 1668 in Berlin diesen Vorschlag gemacht (vergl. Auerbach 340; Mentz, a. a. O. I 152, Landwehr von Pragenau, in Mitteil. des österr. Inst. XVI 586). Der Brandenburger hatte erwidert: „conventum collegialem multum invidiae apud Principes excitaturum" (Pufendorf, R. G. F. W. XI § 5, 738). Unmöglich ist, daß Friedrich Wilhelm Anfang Januar 1670 Fürstenberg erklärt haben soll, eine Anregung wegen eines Kurfürstentages sei bei ihm überhaupt nicht gemacht worden, denn außer von jenen beiden Mainzern war bei ihm eine solche, wie wir sofort sehen werden, auch grade von dem Fürstenberger selbst geschehen.

einer kurfürstlichen Union und Aufrichtung eines „Defensionswerkes“ erblicken. Man weiß, mit welcher Unruhe die französische

---

Ferner scheint mir die betreffende Stelle in jenem Bescheide Bayerns vom 7. Mai (Münch. St. A. K. schw. 397/2, fol. 233), schon rein sprachlich betrachtet, sehr wohl die Auslegung zuzulassen, daß damit die Antwort auf eine Frage, nicht eine neue Anregung gegeben wurde („ . . . So könden Ihre Churf. Dlt. auch ihres theils, nit für verāthlich befinden, . . . daß . . . auf daß bäldigst u. etwan noch zukünftigen herbst, ein Churf. Collegialtag außgeschriben werde“). Und in der That ist es so gewesen. Döberl betont ganz mit Recht, daß in der Proposition, welche Stadion Ferdinand Maria einreichte, von dem Kurfürstentage keine Rede war; dafür ist der Vorschlag mündlich gemacht worden. Mir liegt vor ein Extrait du proiect de la nouvelle union ou alliance Electoralle que M.r l'El. de Mayence propose, 4. Juli 1669; Münch. St. A. K. schw. 378/48. Daselbst heißt es am Schluß: Outre le proiect cy dessus qui a esté presenté a la Baviere de la Part de Mayence par le jeune Stadian Chanoine de Mayence et de Würzbourg il a adiousté de plus de bouche que comme les Electeurs de Treves, de Saxe et de Brandebourg etoient d'accord non seullement que le College Electoral s'assembla, mais que cette union et alliance plus entre les Electeurs s'establit quil ne doubtoit pas que la Baviere qui de tout temps avoit tesmoigné un si grand zele et attachement pour le bien de l'Empire et de toutte la chrestienté n'approuva aussy de son costé ce dessein dautant plus quil y avoit encore dautres affaires de grande consequence a deliberer.“

Beiläufig sei noch bemerkt, daß Franz Kaspar von Stadion (über seine Personalien s. Wurzbach: Stadion, No. 5) weder der Neffe Johann Philipps noch vorher Gesandter in Berlin gewesen ist. Hier liegt offenbar eine Verwechslung mit Melchior Friedrich von Schönborn vor.

Halten wir ferner daran fest, daß das Projekt des Kurfürstentages das Werk des Mainzers, nicht der Fürstenberger gewesen ist. Wenn Wilhelm in Paris die Pläne Johann Philipp soffenbar noch übertrieb, so geschah es, weil er sich dann, wie D. sehr richtig hervorhebt, aus ihrer Durchkreuzung ein größeres Verdienst beim französischen Hofe machen konnte. Wir wissen, daß er die Insel Mainau zu kaufen beabsichtigte. So trieb er neben dem politischen Spiele noch ein persönliches, neben dem verabredeten noch ein allergeheimstes.

Allein daß er, wie D. meint, die Idee des Kurfürstentages zuerst erfunden, kann, abgesehen von obigen Ausführungen, schon der ganzen Sachlage nach nicht möglich sein. Pufendorf (R. G. F. W. XI, § 5, 738) erzählt zwar, daß er Anfang 1669 in Berlin jenen Vorschlag gemacht habe, aber doch erst nach den beiden Mainzer Gesandten und nur „ne a Gallo subornatus videretur.“

Diplomatie das Aufsteigen dieser dunklen Wolke verfolgt hat, welche ihr eine Zeitlang die beste Aussicht auf vorteilhafte Vertragsabschlüsse innerhalb der Reichsgrenze zu rauben drohte. Daß auch die spanische Frage im Falle des Zustandekommens dieses erweiterten Kurfürstenvereins auf dessen Programm gesetzt worden wäre,

---

Offenbar ist es ihm damals so wenig wie ein Jahr später (vergl. Goes an den Kaiser, 10. Jan. 1670, Urk. u. Akt. XIV 1, 439) gelungen, seine Eigenschaft als französischer Agent zu verheimlichen. Wer Wilhelm von Fürstenberg genauer kannte, wußte, daß die Absicht, die er am lautesten aussprach, gewiß nicht die war, welche er thatsächlich verfolgte. In der That waren die wahren Aufgaben Wilhelms dem Gedanken eines Kurfürstentages durchaus konträre. Er hat in denselben Tagen in Paris an den Anfängen zu einer Gegenliga gearbeitet (Blumenthal an Fr. Wilhelm 12./2. Juli 1669 Urk. u. Akt. XII 892), deren eifriger Verfechter er auf seiner bald nachher erfolgenden Reise nach Berlin und anderwärts geworden ist. Vergl. Ennen, Frankreich und der Niederrhein, 232 ff.; Mentz, I 159; Köcher, II 94 u. 139; Philippson, Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg II (1902) 231.

Wenn Wilhelm die mainzischen Pläne im Privatinteresse des Hauses Fürstenberg zu verwerten strebte, läßt sich ein Gleiches von Hermann hier nicht feststellen; dafür, daß er Wilhelm in Hornberg eine Abschrift der Mainzer Proposition mitgegeben, „vielleicht nach Vornahme von Änderungen", die Lionne beunruhigen sollten, finde ich in den Akten keinen Beweis. Wohl aber hat Hermann die Propositionen am 25. Juni direkt an Lionne mitgeteilt. Und zwar inhaltlich genau. Sie lauteten hier: 1. de renouveler l'ancien union des Mess. les Electeurs; 2. d'esclaircir quelques points trop obscures et generales; 3. et d'affermir tant plus l'assistance reciproque par la nomination de la quote d'un chacun; 4. pour augmenter le nombre et rendre le corps tant plus considerable d'y comprendre aussy le Royaume de Bohême et affin de ne donner aucune jalousie aux Estats et Princes d'Empire d'inviter encore les plus puissants d'entrer dans cette alliance commune, voyant qu'on ne peut pas obtenir un armement generale en la diete presente." Aff. Étr. Bav. IV. Man sieht, von der mündlichen Proposition Stadions eines Kurfürstentages ist hier keine Rede. Und doch hätte Hermann gerade diesen Punkt nicht auslassen dürfen, wenn er in der That neben seinem Bruder der Erfinder dieses Gedankens gewesen wäre, um den französischen Hof zu beunruhigen. Bezeichnend ist ferner, daß Hermann in einem weiteren Schreiben an Lionne vom 16. Juli sogar noch besonders betonte, daß Bayern sein Verhalten den Mainzer Vorschlägen gegenüber stets den Anweisungen Lionne's entsprechend einrichten werde, Aff. Étr. Bav. IV.

darf ohne weiteres angenommen werden. Stadion hat es einmal als eine der wichtigsten Aufgaben desselben bezeichnet, sich über die Stellung klar zu werden, welche in Bezug auf die staatsrechtlich vom Reiche abhängenden Länder Karls II. nach dessen Tode einzunehmen sein würde.[1]) Das Unwetter zerteilte sich dann doch schneller, als anfangs gehofft werden konnte. Die Fürstenberger aber hatten sich als Warner bei Ludwig neue Verdienste erworben.

Im Großen und Ganzen nahmen die Dinge den von Frankreich angestrebten Verlauf. Während für den Fall des Aussterbens der spanischen Habsburger Brandenburg am 31. Dezember 1669 sich verpflichtete, König Ludwig erforderlichenfalls mit Waffengewalt zu dem Besitze der Niederlande zu verhelfen[2]), versprach im Bündnis vom 17. Februar 1670[3]) Bayern seine Intervention, um dann die Niederlande vom Kaiser friedlich auszuwirken, blieb diese erfolglos, dann verpflichtete es sich wenigstens dazu, den kaiserlichen Truppen den Durchzug zu verwehren.[4])

[1]) „ . . . . si le Roi d'Espagne venoit à mourir quelle Part le College Electoral prendra dans les differens qui pourront naitre entre l'Empereur et le Roi de France à l'egard de la Succession des etats d'Espagne deppendants de l'Empire"; Extrait du proiect de la nouvelle union ou alliance Electoralle que M.r l'El. de Mayence propose; 4. Juli 1669; Münch. St.. A. K. schw. 378/48.

[2]) Ein Extrakt des Vertrages bei Saint-Prest, Histoire des traités de paix, t. I, 120 u. 491. Der Wortlaut bei Mörner, Kurbrandenburgs Staatsverträge (Berlin, 1867) 335 ff., die Geheimartikel in Urk. u. Akt. XII 914, Anm. 1. Schon Mignet a. a. O. III 286 hat auf die Ähnlichkeit dieses mit dem bayerischen Traktate hingewiesen. Daß dieselbe bezweckt war, ist gewiß; vergl. auch Döberl a. a. O. 453. Legrelle's Auffassung (I 225) ist unrichtig.

[3]) Eine französische Übersetzung des Vertrages bei Stumpf, Zeitschr. f. Bayern, IV (1816) 186 ff. Vergl. Döberl, 450, Anm. 2. Die drei wichtigsten Artikel im lateinischen Originaltext bei Legrelle I 223, N. 1. Der die Kaiserwahl betreffende Separatartikel (ratif. 28. April) bei Vast, Rev. hist. LXV (1897) 22 f.

[4]) Gleichzeitig waren auch langwierige Verhandlungen allerdings sehr allgemeiner Art mit dem Hause Braunschweig geführt worden; vergl. Köcher, Die Beziehungen zwischen Frankreich und dem Hause Braunschweig-Lüneburg in der Epoche der Tripelallianz; in: Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen (1886) 235 ff.

Wer diese Vereinbarungen mit den beiden Kurhöfen näher ins Auge faßt und mit den Stipulationen des Teilungsvertrages vergleicht, wird darin wohl eine neue Bekräftigung für die Meinung finden dürfen, daß Lionne die Abmachungen mit dem Kaiser nicht nur für augenblickliche Zwecke schloß, sondern daß er ihnen auch noch nach dem Aachener Frieden gewisse bindende Kraft zuwies und dafür gewissermaßen neue Garantieen zu gewinnen suchte, ohne jenes verlangte und zugesicherte Geheimnis des Vertrages zu verletzen. Denn jene oben wiedergegebenen Bestimmungen hatten doch nur dann Sinn, wenn sich Ludwig in der That auf den ihm in der Teilung zugesprochenen Anteil, vor allem den Erwerb der Niederlande, beschränkte und sich von vornherein gegen einen Vertragsbruch seitens des Kaisers zu decken suchte.

Dieser innere Zusammenhang ist den Leitern der Münchener Politik völlig verborgen geblieben. Ohne die geringste Kenntnis von dem Teilungsvertrage zu besitzen war Bayern durch Lionne als wichtiger Faktor in das bezüglich der spanischen Frage gebildete System der französischen Diplomatie eingegliedert worden. Es war gleichsam, um mit einem uns durch Bismarck in der Politik sehr geläufig gewordenen Ausdruck zu reden, eine Rückversicherung, die Frankreich gegen einen Vertragsbruch der Hofburg zu decken bestimmt war. Die letzte Austragung der großen Zukunftsfrage lag freilich noch in entlegnerer Ferne, als damals irgend jemand ahnen konnte. In so weit politische Voraussicht für den Eintritt des Erbfalls günstige Vorbedingungen zu schaffen vermochte, war es französischerseits durch die Abmachungen mit dem Kaiser und die jene in gewissem Sinne gewährleistenden Bedingungen der Traktate mit Brandenburg und Bayern geschehen.

Für die Zugeständnisse, welche Bayern in der spanischen Erbfolge machte, sind ihm bekanntlich, abgesehen von den gegenseitigen Vereinbarungen für die künftige Kaiser- und Königswahl lockende Ausblicke auf die österreichischen Erblande eröffnet worden.[1]) Auch diesem Gedanken war seine Rolle in der weiteren

[1]) Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, daß in denselben Tagen, da der Vertrag abgeschlossen wurde, Margarete Theresia ihrem Gemahl einen

Abwicklung der spanischen Frage zugewiesen. Gerade darum wird man aber doch das durch ein glückliches Ineinandergreifen äußerer Antriebe und innerer Nötigung hervorgerufene Bündnis nicht gut als

---

Sohn gebar. Der Knabe vereinigte in sich alle Ansprüche des Gesamthauses Habsburg. Blieb er am Leben, so waren eigentlich alle Erbbestimmungen des französisch-bayerischen Vertrages illusorisch. Allein das Kind starb unmittelbar nach der Geburt. Das Beileid, welches der Münchener Hof dem Kaiser, in korrekter Wahrung der höfischen Form, durch besondere Trauergesandtschaft, welche am 1. März in Wien eintraf, aussprechen ließ, war jedenfalls nichts weniger als aufrichtig gemeint; Münch. St. A. K. schw. 63/27, Des Freyherrn von Fraunhofen Commission etc. — Eine kurze Abschweifung sei hier noch gestattet. Wie man sich in München die Ansprüche auf das Erbe Habsburgs im Großen wie im Einzelnen gedacht hat, darüber bringt Döberl vier Gutachten bei, je eines von Schmid (welches allerdings nicht vorliegt) und Delmuck, zwei von Wämpl. Keins derselben ist datiert. D. setzt jenes Delmucks wohl im Hinblick auf eine Bemerkung Schmids vom 31. August (S. 409) in den Sommer 1669. Indem wir ihm darin folgen, dürfen wir wohl in der Einforderung des Gutachtens seitens des Kurfürsten und seines ersten Ministers Fürstenberg die Folge jener Eröffnungen erblicken, welche Wilhelm zu Hornberg und dann im Schreiben vom 15. Juli seinem Bruder gemacht hatte. Erst damit traten die Gedanken an die Beerbung Habsburgs ihrer Realisierung näher. Nun pflegten solche Gutachten über ein und dieselbe Sache aus leicht erklärlichen Gründen gleichzeitig und unabhängig von einander gefordert zu werden. So handelte später mehrfach Max Emanuel, so, um gleich eines der berühmtesten Beispiele anzuführen, Friedrich der Große vor seiner Schilderhebung für Karl VII. Aus diesem Grunde liegt es nahe, auch die Gutachten Schmids, Delmucks und Wämpls als einander coordiniert, nicht subordinirt, anzunehmen. Denn grade in der Objektivität besteht der alleinige Wert solcher Gutachten; wie überflüssig wären die gewesen, denen von vornherein ihr „Ziel gesteckt" worden war.

Nun hat D. das Gutachten Schmids an die Spitze gestellt und gleichsam zum Kernpunkt und System des Ganzen erhoben. Hierfür will mir ein zwingender Grund um so weniger einleuchten, als uns der Inhalt jenes Gutachtens durchaus unbekannt ist. Ob Wämpl, wenn er bei Betrachtung der österreichischen Erbländer zwischen Lehen und Allodien unterschied, damit wirklich der „Methode Schmids" (S. 411) gefolgt ist, die wir in diesem Zeitraum doch eigentlich gar nicht kennen? Allerdings bringt Schmid in der viel späteren Regensburger Konferenz mit Gravel (30. April 1670) dieselbe Auffassung zum Ausdruck. Weshalb könnte sie aber nicht grade die Folge des Gutachtens Wämpls sein? Hier läge doch wenigstens

„Defensivallianz“[1]) bezeichnen dürfen. Eben diese Vereinbarungen über die beiderseitigen Erbansprüche bargen doch eventuell starke aggressive Tendenzen in sich. Man verband sich nicht nur zur Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Besitzstandes, sondern zur Erwerbung ungeheurer Ländermassen, die schwerlich ohne welterschütternde Kämpfe nach der oder jener Seite hin zu gewinnen und zu behaupten waren. In dieser Verbindung von aggressiven und defensiven Tendenzen erscheint die Allianz bayerischerseits fast wie eine stille Abbitte der wirklichen oder vermeintlichen Unterlassungssünden des ereignisreichen Jahres 1657.[2])

---

die chronologische Abhängigkeit vor. Ich hüte mich nun freilich, diesen Schluß auch wirklich zu ziehen. Und zwar darum, weil für mich viel näher liegt, anzunehmen, daß Schmid zu Regensburg weder nur seine persönliche oder eines anderen Ansicht wiedergab, sondern die, welche auf Grund sämtlicher Gutachten für richtig befunden wurde.

Und noch weniger geht es wohl an, da, wo Wämpls Gutachten von dem Gutachten Schmids, oder, wie wir vielmehr richtig sagen müssen, von dem Inhalt des Vortrages abweicht, den Schmid dreiviertel Jahre später in Regensburg vor Gravel hielt, ein „Überschreiten des ihm [Wämpl] von Schmid gesteckten Zieles“ zu erblicken.

Im Eingang seines Gutachtens sagt ferner Wämpl, er sei der Methode gefolgt, „welche schon vor ihm in einem und anderen circa hanc quaestionem verfaßten scripto gebraucht worden sei.“ Warum soll er aber damit durchaus jenes mysterieuse Gutachten Schmids gemeint haben, welches vielmehr, wie oben bemerkt, dem seinigen wahrscheinlich gleichzeitig, ihm also zunächst unbekannt gewesen ist? Warum nicht die „eine oder andere“ jener Ansichten, die doch wohl auch früher schon über den Erbfall ausgesprochen worden sind. Döberl selbst (S. 406) spricht einmal von der „ähnlichen Schrift“ Adlzreiters, sagt allerdings nicht, welche er meint. Die bekannte Assertio Electoratus Bavarici (1643) hat damit nichts zu thun, sie ist bekanntlich eine Polemik gegen Johann Joachim von Russdorff. Über die sonstigen Schriften, welche A. zugeschrieben werden — sie sind ausschließlich juristische Deduktionen —, vergl. Koholt, Bayerisches Gelehrten-Lexikon (1795) 7 f. und die Nachträge dazu (1825) 3 f.

[1]) Wie durch Lebon geschieht. Vergl. Recueil des instr. VII 33.

[2]) Mancherlei Wendungen weisen noch die nach dem Abschluß des Hauptvertrages einsetzenden Unterhandlungen über den von bayerischer Seite ausgehenden zweiten Separatartikel auf. In denselben tritt uns auch eine gewisse Neigung des Kurfürsten nach der kaiserlichen Würde entgegen, vor deren Last er jedenfalls längst nicht mehr erschrak; vergl. Döberl, 457 ff. Besondere Berücksichtigung finden alle diese Verhandlungen auch in den beiden öfter zitierten Mémoires, Aff. Étr. Mém. et Doc. Allemagne I

Aber freilich, diese beiden Bestimmungen waren doch an recht weit liegende Voraussetzungen gebunden, insofern waren sie von Anfang an illusorisch und sollten es bleiben. Dennoch sind sie gewiß von Interesse. Ludwig hatte sich mit Österreich zur Beerbung Spaniens verbunden; dafür daß ihm der Kurfürst von Bayern den in Aussicht genommenen Teil jenes Erbes garantierte, sicherte er ihm die Beerbung Österreichs zu. Wie viel hing nicht damals von zwei Augenpaaren ab. Der Tod Karls II. hätte Frankreich auch im ungünstigsten Falle wertvolle Teile der spanischen Monarchie in die Hand gegeben. Wäre trotz des Teilungsvertrages der Krieg um das Erbe unvermeidlich gewesen, so hielt Ludwig XIV. ganz andere Chancen in Händen, als drei Jahrzehnte später. Noch besaß Frankreich damals Freunde in Europa, noch besaß es die

---

und Bavière I. Beide sehen, was vielleicht bei D. hinter der Subsidien- und Truppenfrage etwas zu sehr zurücktritt, den Hauptgrund für das Zögern Frankreichs den Separatartikel anzunehmen, in der Forderung Kurbayerns, unmittelbar nach dem kinderlosen Ableben Leopolds zur wenn nötig gewaltsamen Ergreifung der österreichischen Lande zu schreiten. (Vergl. auch oben S. 12 Anmerkung.) Ludwig zweifelt in diesem Falle an der Durchführbarkeit seiner Wahl. Interessant ist besonders einer der von ihm deshalb dagegen angeführten Gründe, wenn er nämlich ausführt, „que selon toutes les apparences le plus grand nombre des Electeurs pourroit estre d'avis de joindre ce Royaume [Böhmen] à la Dignité Impériale et d'établir le siège de l'Empire à Pragues afin de pouvoir par ce moyen eslire à l'avenir avec plus de liberté tel Prince que bon leur sembleroit." Hierin spricht sich eine Auffassung aus, welche Böhmen mit dem Kaisertum in eine ganz bestimmte Beziehung setzt. Diese Idee gehört gewiß nicht Ludwig allein an, vielmehr erklärt sich der Grad seiner Befürchtung eben daraus, daß er sie auch als im Kreise der Kurfürsten wirksam vermutete. In der That, der Gedanke war nicht neu. Im Juli 1655 machte der schwedische Gesandte Schlippenbach dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm eine Andeutung von der Möglichkeit eines protestantischen Kaisertums und dabei schon sprach er es aus, „que la Bohémie devait tousjours demeurer pour un Empereur." Erdmannsdörffer, dem wir diese Mitteilung verdanken (Waldeck, a. a. O. 287 ff.), weist, gedankentief wie stets, zugleich darauf hin, daß sich das Projekt im folgenden Jahrhundert wiederholt hat, damals als Friedrich der Große das schwache bayerische Königtum durch die Eroberung Böhmens fester fundieren wollte. Wer daneben die heutige Stellung Böhmens hält, den wird jene Reminiscenz zu wenig erfreulichen Erwägungen führen.

ersten Feldherrn, das erste Heer der Welt und die ganze unverbrauchte Fülle seiner Machtmittel.

Andererseits hätte das Ableben Leopolds ohne Nachkommenschaft dem Könige Ludwig den unanfechtbarsten Erbrechtsanspruch auf die spanische Monarchie gesichert; unausdenkbar vollends ist es, welches dann die Konsequenzen für Bayern geworden wären. Es mag vielleicht am Platze sein, sich auch hier wieder einmal daran zu erinnern, wie viel in der Gestaltung der Weltverhältnisse, nicht nur der staatlichen sondern in natürlichem Zusammenhang damit auch der kulturellen und wirtschaftlichen, oft von dem Dasein einer einzigen politischen Persönlichkeit abhängt. Und politische Persönlichkeiten waren sie ja beide im eminentesten Sinne, sowohl Karl II. wie Leopold I., freilich nicht durch individuelle Bedeutung, sondern durch die Macht der Umstände, die an ihr Leben geknüpft waren.

Jedes historische Urteil über Menschen, Ereignisse und Erscheinungen nimmt letzten Endes den Erfolg zum Maßstab. Keiner jener beiden vorgesehenen Fälle ist während der zehnjährigen Dauer der Allianz eingetreten und von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist der bayerisch-französische Vertrag toter Buchstabe geblieben.[1]) Was in denselben Wochen die Kurfürstin Adelheid mit richtigem prophetischen Blicke über angebliche Erbunterhandlungen der Kronen Frankreich und Spanien urteilte, trifft auch auf das Schicksal jener beiden Bestimmungen unseres Vertrages zu: „alle diese Verhandlungen werden in Rauch aufgehen.“[2])

Doch damit ist die Bedeutung der Allianz gewiß nicht erschöpft; vielmehr war ihr Charakter ein doppelter, nicht nur auf

---

[1]) Auch wenn man die Wichtigkeit des Vertrages etwas geringer einschätzt, als es durch Döberl geschehen ist, wird man doch die Auffassung Lebons (Rec. des instr. VII Introd. XII) zurückweisen, der, den einzigen Wert in den Abmachungen über die Kaiserkrone erblickend, die beiden Bestimmungen über die Erbfolge zusammen mit den übrigen nur als „la monnaie courante de conventions de cette espèce“ betrachtet.

[2]) Adelheid an Carl Emanuel, 24. Januar 1670: „ie suis moy mesme dans lopinion, que toute les negotiations s'en iront en fumée, veu la bonne santé, què iouit le Roi despagne.“ Vergl. Merkel, 306.

die Möglichkeiten einer ferneren Zukunft gerichtet, sondern, und vielleicht vor allem, auf die Wahrscheinlichkeiten der nächstliegenden. Frankreich wünschte Bayerns Neutralität bei seinem Angriff auf Holland. Hier bedeutete der Vertrag keinen Abschluß, sondern, wie Artikel 4 ausdrücklich hervorhob, nur den ersten bindenden Schritt, die Einleitung zu weiterem Übereinkommen.

In der That sollten in dieser Richtung seine einzigen praktischen Konsequenzen liegen.

Kapitel III.

Ludwigs XIV. Angriff auf die Generalstaaten.

A. Hollands Fall und seine Erhebung.

„Gewalt ist für Spanien die einzige Veranlassung, anderen gerecht zu werden.“[1]) In diesem Worte und in dieser Erkenntnis faßt sich die gesamte antispanische Politik Richelieus zusammen. Und noch Ende 1653 sah Waldeck den Grundgedanken der geplanten reichsfürstlichen Union darin, im Bunde mit Frankreich „dieser fürchterlichen spanischen Macht die letzte Ölung zu geben“. Doch dann änderte sich das Bild. Bereits wenige Jahrzehnte später gilt die gleiche föderative Maxime gegen Frankreich. Der Gedanke des europäischen Widerstands gegen den Hispanier ist überlebt, Ludwig XIV. erscheint mit seiner ausgreifenden Macht gleichsam als Nachfolger Philipps II., als der Feind der kontinentalen Freiheit. Der Schwerpunkt der ganzen europäischen Politik ist damit verlegt.

Im Jahre 1667 bereits sprach es ein französischer Publizist aus, daß ein Volk von dem Charakter des französischen den Krieg um des Krieges willen nötig habe. Ebensowenig wie allzu stürmische Meere seien allzustille der Schiffahrt günstig. Ein gelegentliches Unwetter sei heilsam, um den Seemann wachsam zu erhalten.

---

[1]) „L'Espagne ne fait jamais rien volontairement qu'en sa faveur et la force est le seul motif qui la porte à faire raison à autruy“; Maximes d'État et Fragments politiques du Cardinal de Richelieu, III, XXXVII 753.

Genau so bedürften auch große Staatswesen äußerer Erregungen. Der Kriegslärm bedeute für jene dasselbe, wie der Wind für die Meere.[1])

In der Tat ist damit eine spezifische Eigenschaft gerade des von jeher für militärischen Ruhm besonders empfänglichen französischen Volkes gekennzeichnet, die oft den Nachbarn, öfter noch diesem selbst zum Unheil geworden ist. Keine andere Nation hat in der Neuzeit nur annähernd so viele Eroberungskriege geführt als Frankreich. Wie schon einmal gesagt, lag in jener Eigenschaft eine der Erklärungen für die blendenden Erfolge der ersten Regierungsjahre Ludwigs, der selbst ähnlich empfand.[2]) Was aber bei den Massen Instinkt, bei Colbert kommerzielle Rücksicht, bei dem Könige gekränkter Ehrgeiz, das war bei Lionne politische Berechnung.

Er hatte von Anfang an erkannt, daß in seinem Absehen auf die Niederlande stark beunruhigende Momente für die Sicherheit der Generalstaaten lagen und daß daher von dieser Seite ein Widerstand gegen seine Pläne zu fürchten sei.[3]) Schon im Früh-

[1]) „Les Mers qui sont tousjours calmes et celles qui sont tousjours orageuses, se rencontrent également inutiles à la Navigation. Il faut que le vent y donne du mouvement, sans toutes fois que les vagues puissent engloutir les vaisseaux qu'elles soustiennent, et il faut qu'il y ait des petites tempestes, pour animer la sagesse du Pilote. Il est necessaire tout de même que dans un grand Estat et surtout parmis les nations du temperament des françois il y ait tousjours quelque mediocre agitation, et que le bruiet des armées y produise un effect semblable à celuy, que les vents pourroient faire sur la mer." Paul Hay, Marquis de Chastelet, Traité de la Politique de France; Münch. Bibl. Cod. Gall. 237, fol. 61.

[2]) Roscher, Politik: Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie (1892) 275, weist mit Betonung darauf hin, daß in dem französischen Manifeste, welches dem holländischen Kriege vorherging, als einzige Kriegsursache die „Gloire" angegeben wurde.

[3]) Sehr weitsichtig erfaßt bereits ein im französischen Sinne geschriebenes Mémoire von 1665 das Verhältnis von Frankreich zu Holland. Daselbst wird gesagt: „La France a toujours esté alliée de la Hollande et sans doutte elle luy doibt l'establissement de sa grandeur." Doch seien die Holländer stets wenig dankbar gewesen. „Outre leur mauvaise foy que nous avons epprouvée dans le Traité de Munster ils craignent la grandeur du Roy et se sont estably pour maxime de conserver mesme en faveur de leurs ennemis naturels une bariere entre la france et eux. Cependant Sa Majesté qui considere plus sa gloire

jahr 1666 hatte er deshalb im Haag friedliche Erklärungen abgeben lassen.[1]) Vielleicht hätten diese manchem der regierenden Häupter, vor allem dem Ratspensionär de Witt selbst, genügt, allein dem Volke war längst das Bewußtsein aufgegangen, daß Frankreich der holländischen Freiheit schlimmster Nachbar sei. In der That stand und fiel Hollands Größe mit den Niederlanden, je nachdem es deren Schicksal mutig auf die eigenen Schultern nahm, oder der erobernden Tendenz Frankreichs preisgab.[2]) Selbst als Ludwig noch einmal mit starker Betonung der fadenscheinigen holländischen Freundschaft an der Seite der Generalstaaten in den Krieg gegen England eintrat, erwies sich bei den Hochmögenden die Furcht vor dem alten Bundesgenossen Frankreich wirksamer als vor dem

dans la protection de ses alliez que leur Ingratitude n'a pas laissé de faire en 1662 un traitté de renouvellement d'alliance avec l'Angleterre quoy qu'ils ayent desja eux mesme contrevenu a ce traitté. Tant que Monsieur d'Wit sera le Maistre des affaires le Roy aura beaucoup de pouvoir dans cet Estat. Car quoy qu'il n'ait d'autre veue que celle de son Ambition particuliere, la protection qu'il attend de la France, l'attachera tousjours a ses Interests mais il y a sujet de craindre que si le Roy entreprend un jour la conqueste de la Flandre ce Ministre ne se perde s'il la veut appuyer, ou ne soit contraint de changer de party. Car jamais quoy qu'il dise ses Maistres ne souffiront un voisin aussy puissant que le Roy et le secours qu'ils en obtiendront presentement au lieu de les Engager a concourir a cette entreprise ne servira qu'a les mettre plus en Estat de la traverser, à moins qu'ils soient asseurés d'un traitté si advantageux dans cette conqueste que la veüe de leur agrandissement l'emporte sur cette meffiance, et qu'ils ne croyent que les places qui leur tomberont en partage couvriront si bien leur frontiere qu'ils n'auront rien a craindre des Entreprises des Francois." Relation de l'Estat des Provinces Unies des pays bas en 1665; Bibl. Nat. M. S. France, 17207.

[1]) Lionne an d'Estrades, 30. April 1666. Vgl. Praet, Essais a. a. O. II, Appendice I, 379.

[2]) Diese Erkenntnis kam auch bereits in der Publizistik zum Ausdruck. So heißt es in den „Bedenken über die Triple-Allianz" (1670): England, Holland, Schweden und Spanien hätten an der Erhaltung der Niederlande das gleiche Interesse. „Ob schon es scheinet als arbeiteten die Drey nur umb Spaniens wegen so ist jedennoch wahr, daß sie es nur darumb unterstützen, dieweil sie sonsten mit ihm zugleich niederfallen möchten"; Diar. Eur. XXII, Append. 2.

alten Gegner England. Aus dem Geiste der Selbstverteidigung also ist die Tripelallianz geboren, die, so zahm sie auch auftrat, dennoch den König, der keinen Krieg großen Stiles wünschte, zu einer gewissen Beschränkung seiner Ansprüche vermochte. Ihre Erfolge waren gewiß nichts weniger als durchschlagende, schwerlich hätte man Ludwig mit Gewalt entreißen können, was er nicht freiwillig aufgab, und im Reiche selbst empfand man das Unzulängliche des Bündnisses,[1]) immerhin bedeutet es einen leicht erkennbaren Abschnitt in der Geschichte Frankreichs und in seinem Verhältnis zu den Mächten des Kontinents.[2]) Bisher hatte Frankreich mit Hilfe auswärtiger Allianzen gesiegt, zum erstenmale war es mit der eigenen Waffe bekämpft worden.

Am französischen Hofe scheint sogar eine Zeitlang die Befürchtung lebendig gewesen zu sein, daß die Tripelallianz auch einige Bestimmungen für das Eintreten des spanischen Erbfalls enthalte. Wenigstens äußerte Wilhelm von Fürstenberg diese Überzeugung, als er Anfang 1670 als geheimer Agent Frankreichs in Berlin thätig war, zu dem kaiserlichen Gesandten von Goes.[3]) Das war freilich ein

---

[1]) „Wann der Triplen Alliantz damit genug ist, daß sie Frankreich, im Fall es bedacht, die Eroberung Niederlands fort zu setzen, nur allein drohet, so hat sie eben so viel getan, als nichts, und Frankreich hat noch keine Ursach, von seinem Vorsatze abzustehen!“ Ebenda.

[2]) „Le noyau des coalitions postérieures ourdies contre Louis XIV nennt sie Mignet, I, Introd. LXI.

[3]) Charakteristisch ist dabei die Art, wie er diese — möglicherweise allerdings nur von ihm ad hoc erfundene Befürchtung — zu verwerten suchte, um den Kaiser von dem Beitritt zu der Allianz fernzuhalten. Goes berichtet darüber am 10. Januar 1670 an Leopold: Fürstenberg „vermeinete destwegen, dass E. K. M. derselben nit beitreten könnten; die hätten ihr Recht ex testamento regis (ob zwar andere behaupten wollen, daß hierdurch denen constitutionibus fundamentalibus nit könne derogirt werden) und könnten sie derowegen der Trippelallianz Intention, daß sie nemlich dem assistiren wollten, welchen die Spanier für ihren König u. Herrn erkennen würden nit gut heißen“; Urk. u. Akt. z. Gesch. Fr. Wilh. v. Br. XIV 1, 439. Auf der anderen Seite gab es Stimmen, welche es als die Aufgabe der Trippelallianz bezeichneten, Frankreich Lothringen wieder zu entreißen; vergl. die Flugschrift: Declaraciones para todos los Principes Christianos sobre los negocios de Lorena (s. l. et d.).

Irrtum, allein die Liga, diese „große Intrigue", welche Ludwig zugleich beunruhigte und erbitterte, blieb ihm ein Dorn im Auge, und nährte in ihm den Gedanken einer baldigen Abrechnung mit Holland.[1]) Wenn die Allianz für Frankreich auch gewiß keinerlei direkte Gefahr bedeutete, so konnte sie leicht zu einer solchen werden. So wenig der Aachener Friede für die Politik des Königs einen Endpunkt bedeutete, so wenig bildete die Allianz einen Schlußstein. In ihrem Fortbestehen lag an und für sich auch ohne jede praktische Geltendmachung eine gewisse moralische Kraft, von der weitere, Frankreichs Aggressivpläne beeinträchtigende Wirkungen ausgehen konnten. Zunächst weniger aktiver als passiver Natur, insofern die übrigen Mächte veranlaßt wurden, zu diesem neuen politischen Systeme Stellung zu nehmen.[2]) Hier waren für eine europäische Opposition gegen das ausgreifende Frankreich Ansätze und Chancen gegeben, die zu großen Konsequenzen führen konnten, wenn sie geschickt benutzt wurden. Der Zusammenhang, in den der Limburger Bund mit der Liga trat, mochte als erste Etappe auf diesem Wege begrüßt werden.

Allein es kam umgekehrt; wenige Jahre später sah sich Holland, eben noch das Haupt einer scheinbar sehr entwicklungsfähigen Konföderation, völlig isoliert, seine Alliierten auf seiten des Todfeindes.

Jede historische Idee, soweit sie — um mit Wegelin zu reden — zu den „forces vives" gehört, hat ihre Wurzeln im Interesse und Bedürfnis der Völker. Die in dem Keime ihres Wesens liegende Lebendigkeit und Lebensfähigkeit treibt sie, sich zur Geltung zu bringen. Allein andere Strömungen und Tendenzen der Zeit begegnen ihr. Deren Einwirkung gibt der genetischen Entwicklung

---

[1]) Man lese hierüber die bitteren Worte des Königs in seinem „Mémoire sur la campagne de 1672"; bei Rousset, Hist. de Louvois I (1862) 321 ff. u. 517 ff.

[2]) Vergl. Droysen, III 3, 229 f., Köcher, a. a. O. I. 592 f. Auch der Kaiser dachte im Sommer 1670 ernsthaft an den Eintritt in die Tripleallianz; vergl. Pribram, a. a. O. 509 f., Landwehr von Pragenau, Joh. Phil. von Mainz und die Marienburger Allianz, in: Mitt. d. Inst. f. österr. Gesch. XVI 588.

Mannigfaltigkeit und Reichtum, aber auch ihre Höhen und Tiefen. Wie der Strom, der hier zwischen Felsen und Bergen unsichtbar dahinfließt, um dort geräuschvoll wieder hervorzutreten, wird auch die Idee in ihrem Ablauf gelegentlich durch außer ihr liegende Widerstände dem Auge entzogen, und wie jener trotz aller Krümmungen und Umwege zum Meere gelangt, eilt diese, wenn auch in zeitweise unterbrochener Folge der Begebenheiten, ihrer Vollendung zu.

In ein solches Stadium geringerer Sichtbarkeit tritt die „große Frage" etwa seit 1670. Sie verliert sich hier hinter einer politisch-militärischen Aktion allergrößten Stiles, die von Ludwig zunächst nur als eine Art Episode gedacht und eingeleitet war, sich aber sehr zu Ungunsten Frankreichs durch den Zutritt unvorhergesehener Faktoren zu einer Angelegenheit von europäischem Range entwickeln sollte. Indem Lionne die Abrechnung mit den Generalstaaten vorbereitete, denselben die Bundesgenossenschaft Karls II. Stuart entriß, der die große Politik, wie man mit verständlicher Anspielung auf den Vertrag von Dover meinte, nur als ein „jeu de dames" betrieb, endlich durch die Geschicklichkeit Courtins[1]) auch Schweden gewann, erblicken wir ihn noch einmal auf der Höhe seiner diplomatischen Meisterschaft. Holland war isoliert. „Louis XIV., en quatre années, avait acheté la trahison dans toute l'Europe."[2]) Und doch diente Lionne damit einer verlorenen Sache. Ganz anders als die klügelnde Diplomatie des französischen Hofes berechnete, haben die Dinge ihren Lauf genommen. So zweckmäßig die ergriffenen Mittel waren, so verhängnisvoll sollte sich das Endziel erweisen, dem jene zu dienen hatten.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte der Klerus die großen Staatsleiter Frankreichs herangebildet. Später wandten sich

---

[1]) „Le courtisan le plus retors, l'esprit le plus raffiné, le favori le plus modeste", charakterisiert ihn Henri Forneron; vergl. auch Rousset, Hist. de Louvois I (1862) 465 f. Über den am 14. April 1672 zwischen Frankreich und Schweden abgeschlossenen Vertrag vergl. Mignet, III 365 ff. Der Vertrag abgedruckt bei Du Mont, Corps universel diplomatique, VII 166 ff.

[2]) Michelet, Hist. de France XIII 161.

die Häupter desselben, Bossuet und Bourdaloue, Fénélon, Fléchier und Massillon wieder mehr dem Geiste religiöser und kirchlich-politischer Propaganda zu.

In der Person Lionnes übernahm dann ein weltlicher Staatsmann als geistig Ebenbürtiger die politische Nachfolge der beiden Kardinäle, um ihr Erbe noch reicher auszugestalten. Als er von dem Schauplatz abtrat, folgte ihm der Ruf eines durch das Glück in seltenem Maße begünstigten Diplomaten von höchster Begabung. Dem historischen Beobachter erscheint er um so größer, da er für ein halbes Jahrhundert in Frankreich die Reihe der hervorragenden Politiker abschloß. Es ist gewissermaßen das Verhängnis Frankreichs gewesen, daß ihm die staatsmännische Kraft zuerst ausging. In der Wirtschaftspolitik wirkte noch Colbert, im Felde stritten und siegten Turenne und Condé, vielbewundert von Freund und Feind, am Himmel von Kunst und Wissenschaft strahlten glänzende Namen, — für Lionne fand König Ludwig keinen besseren Nachfolger als sich selbst.

Wir treten nunmehr in die Epoche der großen Fehler.

Indem Ludwig den Eroberungskrieg gegen das ehedem alliierte Holland eröffnete, wich er vollständig aus den Bahnen alttraditioneller Politik. Nicht als ob er, wie Mignet meint, damit auch der spanischen Frage gänzlich den Rücken gekehrt hätte. Hielt er die spanischen Niederlande auch vom Norden her eingeschlossen, so war es ihm um so leichter möglich, „tenir les Espagnols par les oreilles". In Amsterdam hoffte er die Schlüssel von Brüssel zu finden.[1]) Daher erblickte auch Louvois in der Eroberung von Holland den sichersten Weg zur Erwerbung Belgiens.

Das alles muß zugegeben werden, und einzig und allein von diesem Standpunkte aus betrachtet, bot das Projekt genug des verführerischen. Aber befanden sich denn Frankreich, Holland und die spanischen Niederlande allein in der Welt? Waren nicht die letzteren staatsrechtlich ein Teil der spanischen Monarchie wie die

[1]) Vergl. Muller, Onze gouden eeuw, II (1897); De Tijd van Macht, 393: „Daarentegen begreep Lodewijk XIV, dat, wilde hij zijn plannen tegen de Spaansche monarchie volvoeren, hij vóór alles de Republiek machteloos moest maken. Zij was vooreerst de grootste hinderpaal op Zijn weg."

Generalstaaten durch Glauben und Abstammung, obwohl sie zumeist französisch sprachen,[1]) ein Teil der protestantisch-germanischen Welt? Einer der Fortschritte des 16. und 17. Jahrhunderts bestand ja gerade in der Erbreiterung des politischen Horizontes; darin, daß sich die europäische Staatengesellschaft insoweit wenigstens zu einem gewissen Ganzen gefügt hatte, als kein Glied willkürlich vernichtet werden konnte, ohne daß es nicht auch die anderen als Störung empfanden.

Ludwig brauchte nur die Erfahrungen des Devolutionskrieges aufzurufen, um darin entsprechende Warnungen zu finden, und wie viel größer war die Bedrohung für Europa jetzt, wo Frankreich über eine Macht verfügte, die, nach einem Worte De Witts zu Pomponne, in ganz Europa noch nicht ihresgleichen gehabt hatte.[2]) Wohl besaß Holland in Europa durchaus keine Sympathien,[3]) allein mochte man es lieben oder hassen, jedenfalls durfte man es nicht untergehen lassen. Vielleicht würde Ludwig, der sich ja selbst über die geringe Festigkeit der neugeschlossenen Allianzen

[1]) Vergl. Michelet, a. a. O. XIII 163.

[2]) Vergl. Gaillardin, Hist. du Règne de Louis XIV, IV 1.

[3]) „C'étoit une opinion assez générale que nulle autre nation ne faisoit plus de profession d'équité, et n'en tenoit moins de compte dans ses intérêts. A peine y avoit-il un de leurs voisins, à qui ils n'eussent donné de très-justes sujets de plainte." Pelisson, Hist. de L. XIV III (1749) 204. Ähnlich heißt es in einer Relation de l'Estat des Provinces Unies des pays bas en 1665: „Il n'y a pas un des Princes voisins de cet Estat qui n'ait quelque sujet particulier d'en estre mécontante"; Bibl. Nat. M. S. France, 17207. Daß Frankreich bestrebt war, diese Abneigung gegen Holland zu steigern, versteht sich. In den bekannten Considerationes Politicae super praesenti statu Europae (1672) heißt es (S. 17), die königlichen Gesandten an den Höfen verkünden: „Der Holländer Stolz und Hochmut sei nicht mehr zu erdulden; diese Republik, so von Schiffern u. Viehtreibern ihren Ursprung habe, sey so vermessen worden, daß sie sich erkühnen dürffte, Königen u. Völckerschafften Gesetze vorzuschreiben." Hier sei ferner auf eine ältere Flugschrift aus dem Jahre 1668 hingewiesen, welche zu beweisen suchte, daß alle Mächte Ursache hätten, die Generalstaaten zu vernichten. „Autrefois la raison d'Etat vouloit que tout ce quil y a de princes, et de souverains dans la Chrestienté concourrussent efficacement au salut des provinces unies, la puissance de la maison d'Austriche paroissoit redoutable a tous les potentats de l'Europe." Jetzt sei der Fall umgekehrt. Denn heute verletzten die

nicht getäuscht hat,[1]) das richtig erkannt haben, hätte ihm nicht der Hass gegen Holland den Blick getrübt. Wenn er in seinem Mémoire sur la guerre de Hollande meinte, er habe Holland nur außer Stande setzen wollen, ihm Widerstand zu leisten, so ist das mindestens eine objektive Unwahrheit. Den Standpunkt Colberts mag dieses Wort treffen, denn für dessen wirtschaftliches System waren die handelsmächtigen Herren Staaten eine dauernde Gefahr, deren Bekämpfung er bereits durch die Tarife von 1667 eröffnet hatte. Allein dem Könige war die Vernichtung Hollands auch Selbstzweck, ja sie war damals sein vornehmster Zweck, die politische, militärische und wirtschaftliche Schwächung nur das Präludium dazu.

Er glühte vor Verlangen, die kränkende Erinnerung an den Aachener Frieden auszulöschen; selbst die abmahnenden Ratschläge des von ihm sonst hochgeschätzten Turenne, dessen Ehrgeiz sich auf den Wunsch einer „frontière militaire" für Frankreich beschränkte, erwiesen sich machtlos.[2]) Sein Haß, sein verletztes königliches Machtbewußtsein ward hier zur Richtschnur seiner Politik. „Le roi habile devint un roi passionné."[3])

Holländer durch ihre „insatiable avidité" alle anderen Nationen. „Mit beispielloser Anmaßung erheben sie sich nicht nur zu Meistern, sondern zu Tyrannen des Handels." — Raisons d'Estat qui doivent obliger tous les monarques et toutes les Republiques à conspirer unanimement a l'abbaissement et a la Ruine des Hollandois; Münch. Bibl. Cod. Gall. 307, fol. 201 ff.

[1]) Vergl. Rousset, a. a. O. I, 321 ff.

[2]) Vergl. Paquier, Histoire de l'unité politique et territoriale de la France II (1880) 154.

[3]) Mignet, a. a. O. I, LXI. Ähnlich heißt es in der Hist. générale von Lavisse und Rambaud VI 110: „Guerre d'intérêts, mais surtout guerre de principe et guerre de vengeance, telle fut la guerre de Hollande." Immerhin beurteilt Mignet die Politik Ludwigs noch sehr schonend. Weit schärfer ist die Auffassung bei Michelet, XIII 197 ff. Van Praet, Essais sur l'hist. polit. des derniers siècles II (Brux. 1874) 64 ff. hat in dem Angriff auf Holland sogar den vielleicht größten Fehler Ludwigs erblickt. Vergl. auch Carné, La Monarchie française au dix-huitième siècle (Paris 1859) Chap. I, „Le système de Louis XIV dans ses résultats politiques"; ferner Lavallée, a. a. O. III (5. Aufl. 1863) 247 ff.; Lemontey, Oeuvres V (1829) Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV 1 ff.

Der Angriff Ludwigs XIV. auf das in würdelosester Weise Frieden erbittende Holland war ein Krieg der unverhülltesten Aggressive. Auch darin kennzeichnete sich Frankreich als die prädominierende Macht Europas, daß es nach Maßgabe seines persönlichen Beliebens eine neue weltbewegende Frage aufwarf. Der König hielt seine Situation damals für glänzend; „Vous êtes le maître", sagte ihm seine Umgebung[1]) und er glaubte es. Darin zeigte sich eine ebenso verhängnisvolle Überschätzung der eigenen, wie Unterschätzung der fremden Kräfte. Unzweifelhaft hat hierzu die allmähliche Auflösung der unbequemen Tripelallianz das meiste beigetragen. Der Vertrag mit Karl von England war gewiß ein glänzender Erfolg der überlegenen französischen Diplomatie. Allein, wenn die französischen Praktiken bei der Londoner Regierung geneigtes Ohr fanden, so geschah dies, wie schon ein Zeitgenosse bemerken wollte, „nicht so sehr aus Liebe zu den Franzosen, als aus Haß und Verachtung gegen die Holländer".[2]) Nur müssen wir hinzufügen, daß diese Abneigung eben zum großen Teile doch nur bei dem Könige und den Männern seiner Umgebung mächtig war, den Wunsch und Willen der Nation brachte das Kriegsbündnis nicht zum Ausdruck.[3])

Indem Ludwig ohne rechte Klarheit über die allgemeine Situation eine neue politische Heerstraße einschlug, rief er aber auch neue Widerstände hervor. Es ist allezeit weit schwieriger gewesen, Verbündete für einen gemeinsamen Angriff als zur gegenseitigen Verteidigung zu finden. Wohl war es Lionne durch die Feinheit seiner alle Chancen des Möglichen erschöpfenden Diplomatie gelungen, Holland zu isolieren, allein an der Aufgabe, es in

---

[1]) Vergl. van Praet, a. a. O. 71.

[2]) Considerationes politicae super praesenti statu Europae (Frankfurt 1672) 20. Vergl. über diese Flugschrift auch Haller, Die deutsche Publizistik in den Jahren 1668—74 (Heidelberg 1892) 28 f., 37 f., und Beilage VI.

[3]) „Les deux nations s'étoient engagées dans cette guerre sans être mal ensemble, et l'on avoit cru des deux côtés que c'étoit plutôt une querelle entre les ministres des deux Etats qu'entre les peuples"; vergl. Temple, Mémoires in: Collect. des Mém. (Petitot et Monmerqué) LXIV 25.

dieser Isoliertheit zu erhalten, ist Ludwig gescheitert. Der ganze künstliche Bau dieser diplomatischen Schöpfung brach zusammen vor der langsam aufsteigenden Erkenntnis der anderen Mächte, daß mit Hollands Existenz auch die eigene Sicherheit bedroht sei.[1]) Und doch fehlte es nicht an vereinzelten warnenden Zeichen, sowohl im Innern Frankreichs,[2]) wie außerhalb der Grenzen. Seit langem war Lothringen das Ziel der französischen Begehrlichkeit. Jetzt fiel es Ludwig als reife Frucht in den Schoß. Er nahm es, da er es nehmen wollte. Allein als er es mühelos überrannt und seiner Monarchie einverleibt hatte,[3]) blieb man im Reiche nicht teilnahmslos. Die Gewalttat, das „ungeheuerlichste und gefährlichste Attentat in der Christenheit", warf den ersten glimmenden Funken in die Seele des deutschen Volkes. Wer an der deutschen Westgrenze war denn überhaupt noch vor einem gleichen Schicksale sicher? Erhob der Publizist einmal laute Klage über den Verlust des „oft beehrten, ehemals vermehrten, nun verheerten Lothringen," so wies er an anderer Stelle warnend darauf hin, daß Frankreich nunmehr einen „offenen und freien Paß bis zum Rheinstrom" besitze.[4])

---

[1]) Einer der ersten Männer, der mit aller Entschiedenheit darauf hingewiesen hat, war Blaspeil, der brandenburgische Gesandte im Haag. Vergl. Urk. u. Akt. III 190 Anm. 6; All. D. Biogr. II 297; Erdmannsdörffer, Der große Kurfürst, in Gottschalls „Der neue Plutarch" VI 26 und Philippson, Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg II 227.

[2]) Eben war im Mai 1670 in der zu Languedoc gehörenden Landschaft Vivarais westlich der Cevennen infolge des Steuerdruckes wieder einmal ein gefährlicher Aufstand ausgebrochen, der erst mit der Hinrichtung des Führers (29. Oktober) endete; vergl. R. de Vissac, Chronique vivaroise, Anthoine du Rouvre et la révolte de 1670 (Paris 1895).

[3]) Vergl. besonders Mémoires du Marquis de Beauvau pour servir à l'Hist. de Charles IV (Cologne 1688) 339 ff.; d'Haussonville, Hist. de la Réunion de la Lorraine à la France III (Paris 1857) 257 ff.; Rousset, a. a. O. I 294 ff.; Derichsweiler, Geschichte Lothringens II (1901) 385.

[4]) Auf die sehr verschiedenen Auffassungen von Leibniz' berühmten „Bedenken" (Werke, herausg. von Klopp I 1, 193 ff.) bei Guhrauer, Bresslau, Gehrke, Auerbach, Pribram und Landwehr von Pragenau sei wenigstens hingewiesen.

Mochten trotz solcher wohlmeinenden und richtigen Winke im allgemeinen diese publizistischen Erzeugnisse nicht allzuviel von eindringendem politischen Geiste verraten,[1]) so geben sie uns doch die erste leise Kunde davon, daß in der Tiefe des scheinbar auf den Tod verwundeten deutschen Lebens noch Kräfte vorhanden waren, die sich dereinst vielleicht unter glücklicheren Umständen stärker erweisen konnten, als das durch den Friedensschluß von Münster dogmatisierte zersetzende Prinzip der Dezentralisation und eine diese begünstigende schlaue Diplomatie des Auslandes. Zwar herrschte in Wien, wo sofort eine außerordentliche Kommission zusammentrat,[2]) vorerst wenig Lust, die Sache des Reiches zur eigenen zu machen; allein Einen gab es doch unter den kaiserlichen Räten, der, die Nöte der Zeit scharfen Blickes erkennend, klar und eindringlich die Notwendigkeit wie auch die Mittel der Abwehr predigte: Franz von Lisola.

Doch er teilte zunächst das Schicksal aller „Propheten ohne Waffen". Im Auslande hat man fast eher als in Deutschland selbst erkannt, daß in der Wegnahme Lothringens, der Zitadelle, welche

---

[1]) So urteilt wenigstens Haller, Die deutsche Publizistik in den Jahren 1668—1674 (Heidelberg 1892) 20. Vergl. auch Derichsweiler, Geschichte Lothringens II (Wiesbaden 1901) 392 f. Erwähnt sei ferner die seltene Flugschrift „Declaraciones para todos los Principes Christianos sobre los negocios de Lorena (s. l. et d.). Sie ist offenbar eine Übertragung der von Haller 112 erwähnten: „Esclaircissements sur les affaires de Lorraine" aus dem Jahre 1671, welche Lisola zugeschrieben wird; vergl. Weller, Die falschen und fingierten Druckorte II (1862) 24. Eine Stelle (S. 72) verdient besondere Beachtung. Hier wird die Gefährlichkeit Frankreichs für seine Nachbarn mit den Worten expliziert: „Los que son tan desdichados que posseen Estados en vezindad de la Francia, aprenderan con este exemplar, que su salud consiste en cubrirse bien los lados con buenas aleanzas, y no fiarse en adelante ni sobre las Carizias, que la Francia haçe, pues con ambas ha caydo el' Duque de Lorena en el enquentro que le vemos." Hingewiesen sei auch noch auf eine andere Schrift, die sich mehr als juristisches Gutachten präsentiert: „Excerpta ex Actis Senatus in Parnasso de jure Galliae in Lotharingiam" (Regensburg 1670).

[2]) Vergl. Großmann, Die Geschäftsordnung in Sachen der äußeren Politik am Wiener Hofe zu Kaiser Leopolds und Lobkowitz' Zeiten; in: Forsch. z. deutsch. Gesch. XII (Göttingen 1871) 460.

die dahinter liegenden Länder gegen Frankreich deckte,[1]) bereits eine persönliche Gefahr für das Reich selbst lag. Und noch langsamer trat die Rückwirkung ein, als sich die Geheimnisse der französischen Politik bezüglich Hollands zu entschleiern begannen. Während das gesunde Empfinden einzelner Gebildeter, wie es in jenen publizistischen Erzeugnissen, vor allem auch in den Flugschriften Lisolas, des weitschauendsten deutschen Staatsmanns, sich spiegelt, das einige Vorgehen von Kaiser und Reich gegen Frankreich fast als Forderung aufstellte, ließen sich die Reichsstände immer neue Fesseln von Ludwig willig auferlegen. Diese verhängnisvolle Haltung der deutschen Fürstenwelt wird erklärlicher werden, wenn wir im Auge behalten, daß selbst die Holländer, den furchtbaren Ernst der Lage verkennend, unbelehrt durch die lange Reihe ihnen zugefügter Kränkungen, bis zuletzt hofften, den Gegensatz zu Frankreich auf diplomatischem Felde festhalten zu können. Wieder, wie vor dem Devolutionskriege, begann das alte Spiel mit deutscher Gewinnsucht und Kurzsichtigkeit, wieder wurden die Fürstenhöfe von französischen Emissären überschwemmt, die mit reichen Geldspenden bei der Hand waren, schneller noch mit Versprechungen. Einem aufgestörten Ameisenhaufen ist das unruhige und ängstliche Hasten und Treiben an den Höfen trefflich verglichen worden. Einige Reichsstände gaben vor, der Frieden verheißenden Botschaft Ludwigs Glauben zu schenken, andere glaubten ihr wirklich. Jene beabsichtigten nur, durch das bevorstehende blutige Spiel ihr „Schaf ins Trockne zu bringen", diese hielten für das letzte Grollen des alten Sturmes, was bereits die erste Ankündigung eines neuen und stärkeren war.[2])

---

[1]) So äußerte sich gelegentlich De Witt zu Temple: „. . . qu'on pouvoit comparer la Lorraine à la Citadelle d'une Ville qui commande à tout le reste"; Temple an Arlington, 2. September 1670 in: Lettres de M^r le Chev. Guill. Temple II (à la Haye 1700) 301. Vergl. außer anderem auch die „Conférence Infructuense de Windisgratz"; bei Haller, Die deutsche Publizistik, Beilage VII, 109.

[2]) So beginnen z. B. die Discours touchant les pretensions de la France sur les places de Condé etc. en vertu du Traité d'Aix la Chapelle (Haag 1670) mit den Worten: „Comme aprés un violent orage, quoy que les vents soient appaisez, la mer demeure encor quelque temps agitée, et

Niemals waren die Fürstenberger, die Urheber des Kongresses von Bielefeld,[1]) thätiger als in diesen Jahren. So setzte die französische Diplomatie in dem sehr komplizierten Vorspiele des Krieges, während man auf deutscher Seite nicht über das unfruchtbare Marienburger Bündnis[2]) hinauskam, eine stattliche Reihe von Bündnissen mit deutschen Reichsständen durch. An Elementen, mit denen die französische Politik zu ihrem Vorteile rechnen konnte, fehlte es im Reiche umsoweniger, da, wie wir wissen, die gewinnsüchtige und eigennützige Handelsrepublik, die „das Fett von ganz Europa aufgesogen", jedermann mißliebig war. Auch für den Neutralitätsvertrag, den der Kaiser unter dem Einflusse des seit dem Sturze Auerspergs allmächtigen Lobkowitz am 1. November 1671 mit Frankreich abschloß,[3]) lassen sich wohl, abgesehen von der unzweifelhaft wirksamen Jesuitenhetze gegen das glaubensstarke protestantische Holland in den inneren Verhältnissen der österreichischen Hausmacht, sowie den möglichen Gefahren, die von türkischer Seite drohten und den schweren ungarischen Wirren mancherlei Erklärungen und Entschuldigungen finden.[4]) So traf der kombinierte Angriff der ersten Militärmacht Frankreich und der ersten Seemacht England die Generalstaaten völlig isoliert.

---

qu'une grande maladie laisse ordinairement des fâcheux restes, qui menacent le malade d'une dangereuse recheute . . . . . le mesme inconvenient arrive souvent dans le corps Politique, qui aprés avoir esté troublé par la guerre, commence à respirer foiblement les premieres douceurs de la Paix".

[1]) Vergl. über diesen Urk. u. Akt. XIII, Einl. 6 f.; Köcher, a. a. O. II 172 ff.

[2]) Literaturangabe über das Marienburger Bündnis bei Erdmannsdörffer, I 545, Philippson, Der große Kurfürst, II 241.

[3]) Abgedruckt bei Léonard, Recueil des Traitez de Paix, de Treve etc. III (Paris 1693) und im Recueil des Traitez de Paix etc. IV (Amsterdam s. a.) 286 b. Vergl. auch Guhrauer, Kur-Mainz in der Epoche von 1672 I (Hamburg 1839) 135 ff.

[4]) Nach Grémonville habe Lobkowitz bezüglich des Vertrages geäußert, „man müsse das Mittel gebrauchen wie eine Arznei, die der Arzt verschreibe, während alle Freunde davon abraten"; Pribram, Lisola 529. Vergl. auch desselben der Wiener Politik wenig günstige Betrachtungen in: Urk. u. Akt. XIV, I 501 ff.

Was für ein Volk diese Niederländer des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Man nennt die Namen Grotius und Lipsius, Rembrandt und Rubens, Oranien und Oldenbarnevelt — „der größte Staatsmann, der jemals an der Spitze einer Republik gestanden“[1]) —, Ruyter und Tromp, und vor unseren Blicken steigt das Bild einer Entwicklungsperiode auf, wie sie in dieser Größe und Eigenart kaum je einer anderen Nation beschieden wurde. Am bewundernswertesten wird es immer bleiben, wie schnell sich die Holländer kommerziell emporschwangen, wie sie unmittelbar nach der Abschüttlung des spanischen Joches zum Angriff übergingen, den Portugiesen Java und Sumatra entrissen, die Erben des überseeischen Handels der alten spanischen Feinde wurden und im innersten Zusammenhange damit ihr von Natur schlecht bedachtes Land zur höchsten wirtschaftlichen Kultur erhoben.

Mit dem Frieden von Breda beginnt für die Generalstaaten die äußerlich glanzvollste Zeit,[2]) in der die beiden de Witt, „hic armis maximus, ille toga“, fast unumschränkt das Staatswesen leiteten und in der das Wort der pfälzischen Kurfürstin Louise Juliane galt: „Hollands Kaufleute sind Fürsten“. Als „Compendium Orbis“ wurden damals die Generalstaaten bezeichnet. „Holland was in dien tijd het staatkundig en letterkundig middelpunct van Europa“;[3]) es war der Höhepunkt der „Gouden Eeuw“, die Periode, da Holland als die Heimat und Pflanzstätte weitherziger Libertät, als die Erbin

[1]) Vergl. Wenzelburger, Johann von Oldenbarnevelt, der Advokat von Holland; in: Maurenbrechers Histor. Taschenb. III (1884) 123.

[2]) „Met den vrede van Breda beginnt eene periode van glans, die met recht als de schitterndste in het gansche bestaan der Republiek mag worden aangemerkt“; vergl. Blok, a. a. O. V. (1902) 228.

[3]) Vergl. Meijer, G. H. Schuller, Het swart toneel-gordijn en de penning met het veelhoofdig monster; in: Navorscher, L (1900) 57; Muller, Onze gouden eeuw, II (1897) 317—423: De Tijd van Macht. Über den Raatspensionär s. außer den Werken von Lefèvre Pontalis, Emerton, Blok, Molsbergen, noch Lettres of Sir William Temple, 1665—72; Peter, Johann de Witt, in: Hist. Ztschr. XIII (1865) 112—163; v. Sypesteyn, Willem Frederik Prins van Nassau en Johan de Witt (s'Gravenhage 1864), Jorissen, Johan de Witt, in: Hist. bladen. Nieuwe bundel (1891) 131 ff.; Brill, Hoe over Oldenbarnevelts en De Witts staatkunde te ordeelen; in: Betwiste bijzonderheden (1890) 100 ff.

deutschen Geisteslebens bewundert wurde, da ein Pieter de la Court die religiöse und politische Freiheit mit der wirtschaftlichen in Einklang zu bringen suchte,[1]) da das Staatsrecht die Republik dem Absolutismus gegenüberstellte und nach einer Lösung der Zukunftsfrage suchte, ob die weitere historische Entwicklung dieser oder jener Staatsform folgen werde. Allerdings barg diese glänzende Epoche auch schon Ursache und Anfang schwerer Gefahren in sich. Auf der Höhe des spanischen Krieges waren die Niederländer schlechthin Streiter für ihre Freiheit gewesen, später wurden sie Soldaten und Geschäftsmänner zugleich, jetzt dachten und handelten sie nur noch als gewiegte Kaufleute, in deren krämerhaftem Interesse unbedingter Friede lag; „Friede in unseren Tagen und überall, weil unsere Kommerzien überall hingehen."[2])

Vollends ohne die Sicherheit der englischen Unterstützung waren sie nach eigenem Ausdruck entschlossen, „de laisser agir le bon Dieu, et de voir la France à leurs portes sans se remuer".[3])

Diese schwächliche Gesinnung hat den Arm Hollands entwaffnet. Mit welch serviler Selbsterniedrigung es dann — und zuletzt doch vergebens — um den Frieden betteln mußte, den es sich nicht durch die Waffen zu schützen vermochte, das bleibt ein wenig denkwürdiges Beispiel für das Schicksal eines Volkes, das

---

[1]) Vergl. Laspeyres, Geschichte der volkswirtschaftlichen Anschauungen der Niederländer und ihrer Literatur zur Zeit der Republik (Leipzig 1863) 18.

[2]) So lautet ein Ausspruch Borcels; vergl. Treitschke, politische Aufsätze, II 524. Oder wie de la Court es ausdrückte: „De Vreede voor syne Ingesetenen met alle bequamelicke middelen naa te jagen ende den oorlog te vermyden"; Droysen, III 3, 324 Anm. Vergl. ferner Peter, Johann de Witt, in: Hist. Ztschr. XIII.

[3]) Temple an Arlington, 2. September 1700; Lettres II 302. Über die Sorglosigkeit der Holländer vergl. auch das Urteil von Lefèvre Pontalis, a. a. O. II 146. Für die Politik de Witts in seinen letzten Jahren vergl. neben den bekannten Werken von Mignet, Legrelle, Rousset, Block, auch Van Dijk, Bijdrage tot de geschiedenis der nederlandsche diplomatie. Handelingen met Frankrijk en Spanje in de jaren 1668—1672 (Utrecht 1851); zit. bei Lonchay, a. a. O. 251, der auch eine gute Zusammenfassung des Ganzen bietet.

sich seiner kriegerischen Mannheit freiwillig entäußert hat.[1]) Wie ein Hohn auf die ganze Situation erscheint es heute, daß im Jahre 1670, da das Schwert Frankreichs bereits drohend über Holland hing, Créqui „den Donner in Händen" in Lothringen stand und Ludwig von der bevorstehenden „voyage d'agrément" sprach, in Paris und Arnheim zugleich des als Verfasser der „Musae Juveniles" berühmt gewordenen holländischen Dichters Robertus Keuchenius Apotheose Ludwigs, die „Gallia triumphans" in neuer Ausgabe erschien.[2]) Man weiß, wie kläglich und vollständig die erste Geld- und Handelsmacht der Zeit vor Frankreichs Heeren zusammenbrach, wie schlecht sich die „Unüberwindlichkeit der Örter" bewährte, selbst denen unerwartet, welche die militärische Ohnmacht der Generalstaaten zu kennen glaubten.[3]) Der letzte Tag der freien Republik schien angebrochen, Amsterdam selbst verloren. Schon boten die vorsichtigen Juden der Hauptstadt Condé zwei Millionen an, wenn er ihr Quartier verschonte,[4]) und Boileau rief geziert aus: „Grand Roi, cesse de vaincre, ou je cesse d'écrire.[5])

Unvergeßlich sind aber auch die Monate, in denen sich Hollands Volk wieder auf sich selbst besann, und damit zum zweiten Male den großen Wurf um seine Existenz und Freiheit wagte. Gleich dem mit den Wogen kämpfenden Löwen im Wappen von

---

[1]) Neue Aufklärungen über die Tätigkeit Pierre's de Groot als holländischer Gesandter in Paris enthält die Publikation F. J. L. Kraemers: „Lettres de Pierre de Groot amb. des Prov.-Unies à Abraham de Wicquefort résident des ducs de Brunswick (1668—74); in: Werken uitg. door het Histor. Genootschap, III Série, Bd. V (La Haye 1894). Vergl. außerdem Waagenaar, Vaderlandsche Historie, verwattende de Geschiedenissen der vereenigde Nederlanden XIII (1755) 425 ff.; Wicquefort, Hist. des Provinces-Unies IV (1874 neu herausg. von Chais van Buren) 473.

[2]) Vergl. Rob. Keuchenius in Van der Aa, Biographisch Woordenboek X 150 ff.

[3]) Vergl. Temple, Remarques sur l'estat des Provinces Unies des Païs-bas. Faites en l'an 1672 (A la Haye 1674) 334 ff.: Les Causes de leur Decadence en l'An 1672.

[4]) Mém. de Gourville; publ. pour la société de l'hist. de France, par L. Lecestre II (Paris 1894) 57.

[5]) Chotard, Louis XIV — Louvois Vauban et les fortifications du nord de la France (Paris 1890) 83.

Seeland: „Je lutte, mais je surnage". Je tiefer der Fall, um so stolzer die Erhebung. Über der Niederlage der Heere, der Verwüstung des Landes durch Feuer und Wasser, stieg der Name Oranien als ein Pfand der Verheißung zu neuem Glanze empor.

Schon vorher hatte sich im Lande selbst ein langsamer Umschwung zu Ungunsten de Witts vollzogen.[1]) Die ersten Männer des Staates und de Witts langjährige Vertraute, wie Beverningh,[2]) Fagel, van Beuningen, begannen von dem verblendet selbstsicheren Manne abzufallen; auch die Volksstimmung neigte sich mehr und mehr auf die Seite des Prinzen Wilhelm,[3]) des Sohnes Wilhelms II. und Erben der großen oranischen Tradition. Die Versuche Ludwigs XIV. und Karls II., den hoffnungsvollen jungen Fürsten im Jahre 1670 auf ihre Seite zu bringen,[4]) scheiterten im ersten Stadium; mit dem schlichten Worte: „das Vaterland rechnet auf mich", trat jetzt der 21jährige Prinz Wilhelm in dunkler und stürmischer Stunde an das Steuer, grade hundert Jahre, nachdem sein großer Ahnherr den ersten umfassenden Angriff auf das längst als Fremdherrschaft empfundene spanische Dominat eröffnet hatte.

Der Orkan des elementar hervorbrechenden Volksempfindens hatte den rechten Mann zur rechten Stelle getragen, aber er brach auch die bisher höchsten Häupter. Auf dem Buiten Hof im Haag vor dem Gevangenpoort, dem noch heute bestehenden düsteren Wahrzeichen des Ereignisses, geschah die „execrable faict": Die

---

[1]) Vergl. die Pamfletten over de Witt en de regeering, bei Knuttel, Catalogus van de pamfletten-verzameling berustende in de Koninklijke bibliotheek, 2de Deel, I Stuck, 1649—67, 427 ff.

[2]) Über diesen vergl. neuerdings Kalff, Een staatsman uit de gouden eeuw; in: Eigen Haard (1898) 616 ff., 630 ff.

[3]) Über seine Jugendjahre s. van Sypesteyn, Prins Willem III van Oranje; in: Haagsche Stemmen (1888/89) 449—62.

[4]) Lefèvre Pontalis, II 100. Man erinnert sich dabei eines ähnlichen, freilich noch viel weiter gehenden Versuches Philipps IV. vom Jahre 1643, Friedrich Heinrich zum Verrate zu verlocken; vergl. Bussemaker: Den plan von Philips IV om Frederik Hendrik tot het verraden der Republiek om te koopen; in: Hist. Avonden. Bundel uitgegeven door het Hist. Genootschap te Groningen (1896) 135—55.

beiden de Witt hauchten ihr Leben aus unter den Spießen der wilderregten Menge.[1])

Die blutige That fand ihre Sühne in der heldenhaften Art, wie die Niederländer jetzt wieder echte Nachkommen der Geusen, ihre große Aufgabe erfaßten, das Vaterland zu erretten. Krieg wurde für jedermann die ernste Losung; „Oranie boven, de Witten onder" klang der befreiende Ruf wie ein Sturmläuten durch die Staaten, die Nation warf Kleinmut und Zaudern hinter sich und wurde wieder das Volk der mannhaften Beter, wie es die Väter gewesen:[2]) „een geslacht van buiten gewonen aard".[3])

---

[1]) Vergl. Valckenier, Das verwirrte Europa III 403 ff.; Hist. de la vie de Mess. Corneille et Jean de Witt II 505 ff., 516 ff.; Wicquefort, a. a. O. IV 523 ff. Ferner Lefèvre Pontalis II 532 ff.; Brill, Het proces van Cornelis de Witt; in: Betwiste bijzonderheden (1890) 141—55; Muller, Onze gouden eeuw, a. a. O. II 410 ff.; Blok, a. a. O. IV 260—293. Einiges auch in den „Overblyfsels van geheugchenis der bisonderste voorvallen in het leeven van den Heere Coenraet Droste . . ., herausg. von Fruin in: Handelingen der jaarlijksche algemeene Vergadering van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde (Leiden 1879). Über die angebliche Lebensverschwörung gegen Wilhelm aus dem Jahre 1672 siehe van Sypesteyn, De Prins van Oranje in 1672; in: Haagsche Stemmen (1888/89) 527—39.

[2]) Vergl. von Kampen, Geschichte der Niederlande II 236 ff.; W. J. Knoop, Krijs-en geschiedkundige Geschriften, II^{de} Deel: De verdediging van Nederland in 1672 en 1673 (Schiedam 1861), 175—322; Wijnne, Mémoires sur la guerre faite aux Provinces Unies en l'année 1672 par M.^{r} Abrah. de Wicquefort; in: Bijdragen en Mededeelingen van het Hist. Genootschap XI (1888) 70—378; ferner die aus Knoops Nachlaß herausgegebenen Krijgs-en geschiedkundige beschouwingen over Willem den Derde 1672—97, I. Deel (Schiedam 1895); Blok, a. a. O. 297 ff. und Pierre de Ségur, Luxembourg et le Prince d'Orange; in: Revue des deux Mondes V. Pér. VIII (1902) 555 ff.

[3]) Blok, a. a. O. IV 297. Auch auf eine bisher unbeachtet gebliebene Flugschrift aus dem Jahre 1672 sei hier hingewiesen. Selbst wenn dieselbe nicht auf holländischem Boden entstanden sein sollte, gibt sie in ihrer gottesfürchtigen und mannhaften Gesinnung doch die Stimmung des holländischen Volkes richtig wieder. „Und in der Wahrheit — heißt es daselbst S. 28 — wir müssen bekennen, daß wir Gottes Zorn verdienet haben, weil wir seine Gnade verwarloset . . . Wir müssen mit Seufzen gestehen, daß wir durch Übermaß in Essen und Trincken, Pracht und Hoheit der Welt, und alles was

So kamen die anfänglich ebenso blendenden wie leichten Erfolge der französischen Waffen sehr rasch zum Stehen. Man urteilt heute, daß eine völlige Niederwerfung Hollands für Frankreich eher nachteilig als günstig gewesen wäre. In dem seegewaltigen England wäre ihm im Augenblicke des Sieges ein weit gefährlicherer Rival entgegengetreten, als der war, den es vernichtet hatte.[1]) Wie dem auch sei, jedenfalls nahmen zunächst die Dinge sehr unverhoffter Weise ein für Frankreich höchst unerfreuliches Gesicht an; Ludwig wähnte mit seinem Siegeszuge alles beendet und doch war es nur die Einleitung des eigentlichen Kampfes. Denn jetzt, nachdem sich die Eroberungspläne Frankreichs in immer schreckensvollerem Grade enthüllt hatten, begann ein kriegerisches Spiel von ganz anderem Ernste als es der unblutige Devolutionskrieg, dieses „tournoi de parade"[2]) und die Überwindung Hollands gewesen waren.

B. Die vergeblichen Versuche Bayerns den Reichsfrieden zu erhalten.

Wir wenden uns damit, chronologisch etwas zurückgreifend, wieder den deutschen Verhältnissen zu. Englands Flotte an den holländischen Küsten, Frankreichs Heere in den holländischen Festungen, die spanischen Niederlande in hilfloser Ohnmacht, solche erschütternde Ereignisse waren wohl geeignet, auch die deutschen Fürsten aus ihrer Lethargie zu erwecken.

---

die Abundantz und Uberfluß nach sich zeucht . . . Gottes Feindschafft und die Eyffersucht unserer Nachbarn erweckt haben." Und weiter: „Es müssen uns zwey Dinge retten; die Confidentz und Vertrauen auff Gott und die Wachsamkeit: Vigilate Deo confidentes". — Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Vereinigten Niederlanden . . ., Übers. aus dem Niederländischen, 1672.

[1]) Vergl. Mahan, Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte I (übers. Berlin 1896).

[2]) Ausdruck bei Michelet, Hist. de France, XIII 98.

Die rettende Erkenntnis von der Gefahr des französischen Angriffs auf Holland auch für das Reich konnte nicht ausbleiben. Auf dem Wege der That schritt Kurfürst Friedrich Wilhelm voran. Auf Brandenburgs Seite, in dessen politischer Werkstatt damals unermüdlich gearbeitet wurde, war eine neue großartigere Auffassung der Sachlage sowie die erste volle Einsicht in die Gefahr zu finden; sein Fürst hat jedenfalls am tiefsten den Zweck des Kampfes erfaßt. Wie aber de Witt von jeher wenig Wert auf Bündnisse mit deutschen Fürsten gelegt hatte,[1]) so zögerte er sogar jetzt noch, die Hand Brandenburgs zu erfassen. „Sero sapiunt", schrieb der holländische Gesandte in Berlin, Amerongen, voll ernster Mahnung nach Hause.[2]) Der losbrechende Sturm sah aber dann doch die schwarzweißen Fahnen am Niederrhein, er hat auch die beiden Mächte geeint, deren religiöser, nationaler, wirtschaftlicher Gegensatz den erschütternden Kampf fast eines Jahrhunderts gebildet hatte. Spanien[3]) durfte der Vernichtung der Generalstaaten ebensowenig thatenlos zusehen, wie einst diese einer französischen Eroberung der Niederlande. Dieser Gedanke gab dem herzhaften Gouverneur Monterey, einem Manne von der alten heroischen Art der Kastilianer, den Mut des Handelns. Auf eigene Faust rettete er Breda und Herzogenbusch vor der französischen Invasion. Und bald sollte die gemeinsame Furcht vor der „Témérité Gauloise" zwischen beiden Ländern ein festes Band der Einigung werden. In der That, die Notwendigkeit der Existenz Hollands zeigte sich am besten darin, daß, „als zwei Großmächte beabsichtigten, diese Handelsmacht zu vernichten, zwei andere, teils um ihrer selbst und teils um Europa willen, sich gedrungen

[1]) Vergl. van Sypesteyn, Nederland en Brandenburg (s'Gravenhage 1863) 11 ff.

[2]) Vergl. Orlich, Gesch. des preuß. Staates im 17. Jahrh. II (Berlin 1838) 50; ferner Peter, Der Krieg des Großen Kurfürsten gegen Frankreich 1672—75 (Halle 1870) Kap. I, und v. Sypesteyn, Nederland en Brandenburg (s'Gravenhage 1863).

[3]) Über die Verhandlungen des am 14. Mai nach Madrid gesandten holländischen diplomaten van Paets vergl. Krämer, De Nederlandsch-Spaansche diplomatie vóór den Vrede van Nijmegen. Bijdrage tot de staatkundige geschiedenis der Nederlanden in het tijdperk van Willem III (Utrecht 1892), 54 ff.

fühlten, für Holland einzutreten."[1]) Bald folgte auch die Wiener Hofburg, von dem Feuergeiste Lisolas getrieben,[2]) der schon im Frühjahr 1670 gewarnt hatte, so lange zu warten, „bis der Feind uns an die Gurgel kommt".

Dabei trat aber doch die praktische Überlegenheit des einheitlichen Frankreich sehr klar zu Tage. Bei den neuen Alliierten hemmte die Langsamkeit aller diplomatischen Entschließungen auch den strategischen Aufbruch, Ludwig führte die Unterhandlungen vor allem mit Brandenburg fort, allein der Marsch seiner Kriegsvölker wurde dadurch nicht aufgehalten. Und noch weniger der glückliche Feldzug, den Kurköln sowie der kriegerische Bischof Christof Bernhard von Münster, „der Soldat in der Soutane,"[3]) ein Priester, „der nichts

[1]) Vergl. Großmann, Die Amsterdamer Börse vor zweihundert Jahren (Haag 1876) 101. Bekannt ist der Ausspruch Meinders' in seinem Gutachten Anfang des Krieges, man dürfe Holland nicht fallen lassen, denn „mit der Republik leben und sterben die Kommerzien"; Ranke S. W. 25/26, 300 f.

[2]) Vergl. dessen berühmtes Memoriale vom Februar 1672, welches allerdings zunächst seinen Zweck nicht erreichte; Großmannn, Der kaiserliche Gesandte Franz von Lisola im Haag 1672—73; in: Arch. f. österr. Gesch. LI (Wien 1873) 11 ff., P. L. Muller, Nederlands eerste betrekkingen met Oostenrijk: 1658—78; in: Verhandelingen der koninklijke Akademie van wetenschappen; Afdeeling Letterkunde, 5. Deel (1870) 21; v. Zwiedineck-Südenhorst, a. a. O. I 314 f.; Pribram, Lisola 519. Erwähnt sei, daß auch Montecuccoli die Gefahr richtig erkannte. In der Konferenz vom 3. Juni 1672 erklärte er, nach Hollands Untergange würde Deutschland an die Reihe kommen. Daher müsse man Frankreich entgegentreten, „senza minima dilazione"; vergl. Großmann, Raimund Montecuccoli, Ein Beitrag z. österr. Gesch. d. 17. Jahrh., in: Arch. f. österr. Gesch. LVII (1879) 406.

[3]) „Esprit remuant de beaucoup d'ambition, qui semble plutôt né pour porter une épée que pour porter une Crosse"; Lettres de M.r le Chevalier Guill. Temple (La Haye 1700) I 5. Über seine Persönlichkeit vergl. ferner J. Alpen, De vita et rebus gestis Christophori Bernardi (a Galen) episcopi et principis Monasteriensis (Münster 1709); Wiens, Sammlung fragmentarischer Nachrichten über Christoph Bernhard von Galen I (Münster 1834); Depping, Gesch. des Kriegs der Münsterer und Kölner im Bündnis mit Frankreich gegen Holland (Münster 1840); Tücking, Geschichte des Stifts Münster unter Christoph Bernard v. Galen (Münster 1865); van Kinderen, De Nederlandsche Republick en Munster gedurende de Jaren 1666—79 (Leiden 1874); Hüsing, Fürstbischof Chr. B. v. Galen, ein katholischer Reformator

weniger liebte als seinen Stand",[1]) gleichzeitig gegen die Generalstaaten eröffnet hatten. Vielleicht war das ein Glück zu nennen, denn gerade die Schnelligkeit dieser Erfolge machte der letzten Unentschiedenheit ein Ende. Anfang Herbst begann die kaiserlich-brandenburgische Aktion, offiziell zunächst gegen die deutschen Friedensstörer Köln und Münster gerichtet. Ihr Mißerfolg ist bekannt. Der eigene Feldherr, Montecuccoli selbst sprach ihr das vernichtende Urteil: „Die ganze Kampagne hat mit Uneinigkeit begonnen, ist so fortgeführt worden und wird so enden".[2]) Unklar in ihren Zielen, unzulänglich in ihren Mitteln, matt und kraftlos in Plan und Ausführung, gebührt ihr aber doch ein Anteil an der Rettung Hollands. In der Hauptsache freilich hatte sich dieses, wie wir sahen, bereits selbst gerettet, sobald ihm die Erkenntnis aufgegangen war, daß die große nationale Sache auf dem Spiele stand.

Inzwischen war die französische Diplomatie nicht unthätig gewesen. Auf der Basis der bereits abgeschlossenen Neutralitätsbündnisse weiter bauend, suchte der Versailler Hof unter Neubelebung der alten Rheinbundsidee zum Schaden und Ärgernis der kaiserlichen Politik die Gefolgschaft leistende Klientel im Reiche zusammenzufassen, einmal um dem Prinzipalkommissar in Regensburg die Spitze zu bieten, falls dort, wie vorauszusehen, die Frage eines Reichskriegs aufgeworfen wurde, dann aber, und vor allem, um den Kaiser von der strategischen Verbindungslinie mit dem neuen Kriegsschauplatze abzuschneiden.

---

des 17. Jahrhunderts (Münster 1887); W. Ribbek, Die auswärtige Politik Christoph Bernhards von Galen 1665—78, in: Zeitschr. f. vaterl. Geschichte und Altertumskunde LII (Münster 1894) 36—232, sowie den ihn sehr tief stellenden Aufsatz von Pierre de Ségur, Un allié de Louis XIV; in: Rev. des deux Mondes, 15. April 1901. Vergl. ferner die Urteile der Zeitgenossen über den Bischof bei Haller, 40 ff.

[1]) „. . . quy n'ayme rien moins que sa profession"; Relation de l'Estat des Provinces Unies des pays bas en 1665; Bibl. Nat. M. S. France 17207. „Der bischöfliche Soldat oder der soldatische Bischof" nennt ihn eine zeitgenössische Flugschrift: Neuer Friedens-Courier etc., bei Haller, a. a. O. Beil. IX, S. 118.

[2]) Vergl. Großmann, a. a. O. 433, Pribram, a. a. O. 594.

Die Situation ähnelt merkwürdig der des Jahres 1667. Sie erscheint in manchem fast wie eine Erneuerung der damaligen Lage. Die gleichen Motive sehen wir wirksam, wenn auch in veränderter Gestalt. Nur in einem Punkte, freilich einem sehr wichtigen, stand das Spiel Frankreichs schlechter als einst: der Rheinbund, dessen Vertretung damals in Frankfurt tagte, „entièrement à mon dévotion,“[1]) wie Ludwig einst triumphieren konnte, existierte nicht mehr und damit hatte der französische Hof einen Haupttrumpf verloren. Dafür sollte den neutralen Fürsten auch jetzt das Münstersche Friedensinstrument den schützenden Wall bilden, an dem des Kaisers Autorität leicht scheitern konnte. Der noch kräftige und entwicklungsfähige Kern und Inhalt des deutschen Volkstums bestand ja längst nicht mehr in dem gesamten Körper des Reichs, sondern beschränkte sich auf seine einzelnen Glieder. Bei dem Reichstage selbst fehlte damals noch jedes Verständnis für die Bedeutung des Augenblicks und die in reißender Entwicklung begriffene neue westeuropäische Frage.

Während Ludwig sich vor aller Augen rüstete, die politisch und kommerziell eminent wichtigen Gebiete der Maaß- und Rheinmündungen in seine Hand zu bekommen, beschäftigte man sich in Regensburg Ende 1671 und Anfang des Jahres 1672 meist nur mit Fragen von untergeordneter Bedeutung. Beachtenswert für uns erscheinen dabei allerdings doch die durch viele Jahre gehenden Bestrebungen nach Vollendung des „Reichsdefensionswerkes“ sowie nach einer für einen künftigen Reichskrieg — worunter im Augenblick nur der Türkenkrieg gemeint war — bestimmte Neuorganisation der Reichsarmee in ihren obersten Befehlshaberstellen und Behörden. Am 16., 18. und 19. Dezember 1671 fand die Stimmenabgabe für die Wahl eines „Generalreichsfeldmarschalls“ statt. Unter anderen ward für diesen Posten auch Kurfürst Friedrich Wilhelm und Georg Friedrich von Waldeck in Vorschlag gebracht, der Kaiser erklärte sich aber für Friedrich von Baden-Durlach, der schließlich auch ernannt wurde und annahm. Da eine Einigung in der Personalfrage vorläufig nicht erzielt werden konnte, ging man wenigstens

[1]) Vergl. Guhrauer, Kurmainz in der Epoche von 1672, II 325.

zur Ausarbeitung einer Instruktion für den Feldmarschall über, die aber gleichfalls auf tausendfache Schwierigkeiten und Hindernisse stieß.[1]) Gleichzeitig beriet man wegen der Einsetzung eines Kriegsratsdirektoriums sowie von sechs Reichskriegsräten und deren Instruktionen. Über die hochwichtige Frage, ob der General der Infanterie vor dem General der Kavallerie zu rangieren habe, oder umgekehrt,[2]) wurde mit einem Ernste und einer Ausdauer gesprochen und geschrieben, gestritten und abgestimmt, die in ganz lächerlichem Mißverhältnis zu der Bedeutung der Sache selbst standen. Während sich aber mit immer erschreckenderer Klarheit ergab, welche Widerstände der Reichsglieder Verständnislosigkeit und Unlust weit mehr noch als das vorgeschützte Unvermögen trotz aller von den landläufigen patriotischen Formeln triefenden „Reichsbedenken" und „Reichsgutachten" dem vom Kaiser vertretenen unleugbar bedeutenden Gedanken einer allgemeinen Reichsarmierung entgegensetzte, begann bereits von allen Seiten ein eifriges Jagen nach den neugeschaffenen Generalsstellen. So stritt man um das Fell, noch ehe das Wild gestellt war. Die Mitglieder der ersten deutschen Fürstenhäuser Hohenzollern[3]) und Wittelsbach,[4]) Wettin,[5])

[1]) Bereits am 20. Mai 1671 hatte der Reichstag die Aufstellung einer Reichsgeneralität beschlossen; die Konklusa der drei Kurien im Münch. St. A. K. schw. 176/9.

[2]) Der Streit war zuerst prinzipiell; er wurde persönlich, nachdem Maximilian Philipp und Friedrich von Würtemberg für die beiden Posten designiert worden waren. Für den ersteren trat Ferdinand Maria ein. Zuletzt entschied sich der Kaiser für den Vortritt des Generals der Kavallerie, indem er auf den Präzedenzfall während des letzten Türkenkrieges verwies; Berichte Hettingers, 28. Juli und 1. August 1672 (Mainzer Erzkanzler A., 240 Reichstagsakten), Bischof Marquards, 19. Juli 1673 (Wien. St. A., 16 Berichte der Prinz.-Komm.), Dellmucks und Mayrs (Münch. St. A. K. schw. 177/2—177/12, a. versch. O.)

[3]) Der Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Kulmbach bewarb sich um die Stelle eines Generalmajors; am 6. April 1672 wurde er dafür in Vorschlag gebracht; Bericht Hettingers vom 7. April 1672; Mainzer Erzkanzler A., 240 Reichstagsakten 1672.

[4]) Während Maximilian Philipp von Bayern in seinem Ansuchen um eine Generalsstelle von Ferdinand Maria unterstützt wurde, hat er selbst für

[5]) Siehe Seite 258.

Würtemberg[1]) und Zähringen[2]) finden wir unter den Bewerbern und zuletzt im Besitze der obersten Kommandostellen. Wie wir sehen werden, sind schließlich die Befehlshaber eher zur Stelle gewesen als die Truppen, welche sie kommandieren sollten, ja es durfte damals wenigstens noch mehr als zweifelhaft erscheinen, ob letztere überhaupt zusammenkommen würden. Daß sich dabei in den Beratungen über die Besetzung der Kommandostellen neben den unvermeidlichen persönlichen Eifersüchteleien auch die konfessionellen Gegensätze hindernd geltend machten, verstand sich in diesen Zeitläuften fast von selbst. Von weit größerer sachlicher Wichtigkeit war der Streit, von wem der Reichsfeldmarschall seine Befehle zu erhalten haben werde, falls es bei der Reichsverfassung wirklich zur Aktion kommen sollte. Ob von der allgemeinen Reichsversammlung, wie die Mehrzahl der Stände wollte, oder dem Deputiertentage, wie auf Seiten der Kurfürsten gewünscht wurde, wo alles fast ausnahmslos einer Stärkung der kaiserlichen Autorität widerstrebte, oder vielmehr, welcher Gedanke in der Hofburg mit Zähigkeit vertreten wurde, vom Kaiser selbst.[3]) Und in alle diese wortreichen Streitigkeiten und Beratungen mischten sich die klugen Versuche der kaiserlichen Diplomatie die Garantie der „Erbkronen

---

diesen — natürlich nur pro forma — sein Leuchtenbergsches Votum bei der Wahl des Reichsfeldmarschalls abgegeben; Bericht Stadions und Hettingers, 7. Januar 1672; ebenda.

[5]) Als zweiter Generalmajor der Infanterie wurde Herzog Johann Georg von Sachsen-Weimar in Aussicht genommen; Berichte Hettingers vom 7. April, 11. April, 28. Juli etc.; ebenda.

[1]) Herzog Friedrich von Würtemberg, später General der gesamten Infanterie.

[2]) Friedrich von Baden-Durlach, der spätere Reichsfeldmarschall; ihn hatte von Anfang an der Kurfürst von Mainz empfohlen; Schreiben vom 10. Dezember 1670; Wien. St. A. 195 Kriegsakten.

[3]) Bericht des Scherer und Raßler, 6. Jan. 1672; Wien. St. A. St. K. 28 Berichte aus Regensburg. Referat Relationis, Januar 1672, ebenda, Vota über d. Ber. d. öst. Ges. in Reg., I—IV. Reichshofkanzlei an den Hofkriegsrat, 18. Januar, dessen Votum vom 28. Januar, 29. April 1672; ebenda, 195 Kriegsakten 1670—72.

und Erblanden“[1]) bei der Vertretung des Reiches durchzusetzen. Es fehlte ja nicht stets und überall an ursprünglich größeren Gesichtspunkten, aber sie sind bei der kleinlichen Art der Behandlung in dem Meere partikularer Interessen untergegangen. Die Berichte der bayrischen Gesandten Mayr und Dellmuck geben einen hübschen Begriff davon, wie viel Tinte damals in Regensburg, dem schreibseligsten Orte Europas, verbraucht wurde, in welchen vielfach doch abseits des großen Ganzen liegenden Bagatellen sich das politische Reichsleben bewegt, wenn auch gewiß nicht erschöpft hat.[2])

Um so wichtiger war es für Ludwig, mit seinen Neutralitätsplänen an den mächtigeren deutschen Fürstenhöfen durchzudringen. Jedes der westlichen Territorien, welches den kaiserlichen Heerhaufen Durchzug und Quartier verweigerte, leistete schon dadurch der Sache Frankreichs unschätzbare Dienste. Den Durchzug aber erzwingen zu wollen, hieß nichts anderes als den betreffenden Reichsstand gewaltsam in die Arme des Gegners treiben. Dann blieb das Odium des Friedensbrechers auf dem Kaiser haften, dann war es diesem unmöglich, Ludwig als Haupt und Vertreter des geschlossenen Reichskörpers entgegenzutreten.

* * *

[1]) Die „Einnehmung der Kron Böhmen in die Reichsgarantie“ ist eine in der Stoiberer'schen Korrespondenz häufig wiederkehrende Forderung.

[2]) Diesen wenigen Worten über die Haltung des Reichstages in der Frage des Punctus Securitatis publicae liegen die Berichte der beiden bayerischen Gesandten mit ihren zahlreichen Beilagen: Protokollen, „Monita“ und „Conclusa“ zu Grunde. Sie umfassen von Ende 1671 bis Ende 1673 nicht weniger als 13 Faszikel; Münch. St. A. K. schw. 177/1—13. Hier sind zunächst benutzt 177/2, 3 und 4, welche die Monate Januar bis Ende Juni 1672 behandeln, ferner 177/13, „Extrakt aus den von 1669—1673 eingekommenen Regensburger Reichstags Actis, woraus zu ersehen, welchergestalt über die allgemeine Reichsverfassung deliberirt worden.“ Dazu Wien. St. A., 195 Kriegsakten 1670—72; 14—17 Berichte der Prinzipal-Kommission 1671—74; Staatskanzlei, 3 A Weisungen an die Prinzipal-Kommission 1671—77; 27—30 Berichte aus Regensburg (österreich. Gesandtschaft) 1671—74; St. K., 4 und 5 Weisungen nach Regensburg 1668—72, 1673—79; Mainzer Erzkanzler-Archiv, 237—247 Reichstagsakten. Vergl. auch Pachner, Sammlung der Reichsschlüsse I (1740) 573 ff.

Dieses vorausgeschickt, gehen wir zur Betrachtung der Politik des Münchener Hofes über, indem wir versuchen, die mancherlei Wendungen und Wechseln unterworfene, nicht immer sehr durchsichtige Haltung des Kurstaates gegenüber Frankreich und dem Kaiser festzulegen, besonders insofern, als die Möglichkeit vorlag, daß Ferdinand Maria in ergänzender Weiterführung des Bundes vom Jahre 1670 doch noch mit den Waffen für seinen großen Alliierten an der Seine eintreten werde.

Für die Zwecke Ludwigs schien ja durch Machtmittel, Ansehen, Lage kein Staat so geeignet, als Führer aller antiösterreichischen Elemente, als Sturmbock gegen das Ansehen Habsburgs im Reiche zu dienen, wie Kurbayern,[1]) welches, noch von dem militärischen Kredit Maximilians zehrend, unter den großfürstlichen Staatsbildungen des Reiches dicht neben Brandenburg und über allen anderen stand. Auch für Bayern und für Bayern erst recht gilt also das Wort Droysens, der dieses Jahrzehnt als „die Wetterscheide in der großen Frage des Jahrhunderts“ bezeichnet hat.

Die lange und sorgfältig vorbereiteten Ziele König Ludwigs bewegten sich, wie bereits bemerkt, in dieser Epoche in einer der Erbfrage äußerlich wenigstens fast entgegengesetzten Richtung. Es war ein bedeutungsvolles, schwerlich ihm selbst völlig zum Bewußtsein gekommenes Abweichen von dem alten Prinzipe. Die spanische Frage hört vorläufig auf, die Grundströmung im Flusse der historischen Begebenheiten zu sein. Für Ludwig kam daher im Verhältnis zu Bayern der Vertrag von 1670 zunächst wenigstens nur so weit in Betracht, als er zu dem bevorstehenden Kriege mit Holland Stellung nahm.

Anders lagen die Dinge für den Münchener Hof. Hier sah man in der neuen Kriegsgefahr nur eine große, dem Reiche unheildrohende Verwicklung, die am besten zu Frankreichs Nutz und Vorteil, jedenfalls aber möglichst schnell beendet werden mußte. Das Schwergewicht der französisch-bayrischen Vereinbarung erblickte man in den beiden Erbbestimmungen. Sollten dieselben auch nie

[1]) Hist. de la négociation de Monsieur le Duc de Vitry envoyé extraordinaire du Roy de France; I.er partie; Aff. Étr. Bav. X Anlage VIII.

zu den Wirkungen gelangen, welche sie versprachen, so hat man sie bayrischerseits doch nicht aus dem Auge verloren. Damit spannt sich ganz von selbst eine allerdings nur sehr lockere Verbindungsbrücke vom Vertrage des Jahres 1670 herüber zu den Anfängen Max Emanuels. Ohne daß dabei, wie schon hier bemerkt sei, irgend eine tiefere innere Abhängigkeit der Politik des letzteren von jener des Vaters bestanden hätte. Der spätere Anschluß des Sohnes an Frankreich war durchaus nicht etwa die gegebene Konsequenz der Vergangenheit. Irgend welche, aus dem Bündnis von 1670 hervorgehende, ihn bindende Verpflichtungen hat Max Emanuel niemals anerkannt. Gleich seine ersten Regierungsjahre sind ja durch die gewaltigsten Veränderungen charakterisiert, welche auch die ganze spanische Frage auf einen neuen Boden stellten und damals sicherlich nicht leicht von jemand auch nur geahnt werden konnten.

Immerhin hatte sich Ferdinand Maria durch seinen Vertrag bereits in eine einleitende Erörterung seiner Stellung zu der Eventualität eines französisch-holländischen Krieges eingelassen. Er hatte also die Hände in dieser Frage eigentlich schon gar nicht mehr frei. Aber selbst wäre das der Fall gewesen, auch seine subjektive Erwägung führte ihn, den jeder Verwicklung feindlichen, auf den Standpunkt einer den Frieden verbürgenden Neutralität. Im Bedürfnis nach Erhaltung der Ruhe innerhalb der Reichsgrenzen stimmte Bayerns Wunsch mit Ludwigs Plänen durchaus überein. Damit war für den letzteren das Spiel schon halb gewonnen. Die Furcht vor dem Kriege, das war das Gängelband, an dem sich die bayrische Politik jederzeit leiten ließ.

Der Ausgangspunkt und das Zentrum der damit einsetzenden diplomatischen Campagne Ludwigs lag freilich zunächst nicht in München, sondern näher an Frankreichs Grenzen, nämlich am Hofe zu Bonn. Alle Verbindungen liefen in den befleckten Händen des Prinzen Wilhelm zusammen, des langjährigen Organs der französischen Politik im Reiche, des Mannes, der so viele glänzende Gaben besaß, aber keine einzige solide. Von Bonn, der Werkstätte aller Ränke und Intriguen, spannen sich ganz von selbst die Fäden nach München herüber. Nicht sowohl in der Verwandtschaft der

beiden Kurfürsten, als in jener ihrer allmächtigen Minister, in der gemeinsamen Arbeit der drei Fürstenberger, deren weiter Blick das ganze Feld der deutschen Diplomatie umfaßte, lag das natürliche Motiv engsten politischen Zusammengehens, und damit ist bei der bekannten Abhängigkeit Hermanns von Fürstenberg von den Intentionen seines begabteren Bruders[1]) schon gesagt, daß sich Bayern in gewissem Sinne im Schlepptau der kölnischen Politik befand.[2])

Kurköln wiederum hatte sich damals soeben mit Leib und Seele der französischen Politik verschrieben und bildete gleichsam den Kanal, der den französischen Einfluß an die deutschen Höfe leitete. Es war den spanischen Niederlanden von jeher ein mißliebiger Nachbar gewesen, und Maximilian Heinrich ließ es sich nicht nehmen, die in München noch immer genährte Abneigung gegen die unrettbar absterbende Großmacht Spanien zu schüren. So hatte er schon während der zum Aachener Frieden führenden Verhandlungen bei Ferdinand Maria gegen Spanien gehetzt: man scheine „auf spanischer Seite wohl Lust zu haben, den deutschen Frieden wieder über Haufen zu werfen."[3]) Jetzt suchte er die Holländer als die eigentlichen Friedensstörer hinzustellen, da sie den König Ludwig und ihn selbst zur Ergreifung der Waffen zwingen würden. In Regensburg traten sich die bayrische und kaiserliche Diplomatie auch in dieser Frage entgegen. Die Erstere ergriff Partei gegen Holland zu gunsten Kölns, welches doch zum Reiche gehöre, „die Querelen hingegen von einem ganz fremden Staat geführet würden".

---

[1]) Vergl. Huisman, Essai sur le règne du Prince-Évêque de Liége Maximilien-Henri de Bavière (Brux. 1899) 88 f. In Wilhelm erblickte man auch den Urheber zweier antikaiserlichen Schreiben Bayerns an Braunschweig und Hessen; vergl. Schreiben Schwerins, 25. April, bei Orlich, Gesch. d. Preuß. Staates im 17. Jahrh., II (1838) 51.

[2]) Als sich Graf Hermann Ende 1671 sechs Wochen auf seinen Gütern aufhielt, schrieb Adelheid sehr bezeichnend am 4. Dezember an ihren Bruder: „il haurat veu ces freres; insy on haurat quelque particulier esclercisement ou veut aboutir les desings de la france"; Merkel, a. a. O. 307 Anm. 2. Einige Schreiben zwischen Hermann und Wilhelm aus dieser Zeit enthält Aff. Étr. Bav. VII.

[3]) Maxim. Heinrich an Ferdinand Maria, 26. Februar 1668, Münch. St. A. K. schw. 44/8.

der kaiserliche Kommissarius aber vertrat den Standpunkt, es sei nicht allein um Kurköln, „sondern um das ganze Reich und dessen Sicherheit zu thuen".[1]) Für seine eigene Person war Maximilian Heinrich inzwischen Frankreich in mehreren sich gegenseitig ergänzenden und steigernden Allianzen noch näher getreten.[2]) Im Anschluß daran erfolgte die Trugsendung des kölnischen Rats Bockhorst nach München und Wien.[3]) Da Maximilian Heinrich zu fürchten vorgab, er könne gegen die Holländer nicht neutral bleiben, ließ er durch Bockhorst die Sendung eines Hilfskorps erbitten, das schon in früheren Jahren in Aussicht gestellt worden

[1]) Berichte Mayrs und Dellmucks, Protokolle etc. aus April und Mai, Münch. St. A. K. schw. 177/3 und 177/4, Reichstagshandlungen; ferner Wien. St. A., 15 Ber. d. Prinz.-Komm.; St. K., 28 Ber. aus Regensburg.

[2]) Schon am 16. Februar 1669 hatte Ludwig mit Köln ein Bündnis geschlossen, welches eine Erneuerung des Rheinbundes ins Auge faßte. Abgedruckt bei Léonard, Rec. des Traitez de Paix, de Treve etc. III (Paris 1893), und Rec. des Traitez de Paix etc. IV (Amsterdam 1700) 264 f. Der Vertrag findet sich weder bei Ennen noch bei Huisman erwähnt. Am 11. Juli 1671 (nicht 11. Juni, wie irrig bei Ennen I 233, Pribram 520, Döberl, Forschungen, s. u. 27) erfolgte dann der Hildesheimer Neutralitätsvertrag (abgedruckt bei Saint-Prest, Hist. des Traités de Paix, I 470; vergl. ferner Ennen, a. a. O. I 233, Mignet, a. a. O. III 292; Rousset, a. a. O. I 336 ff.), welcher am 2. Januar 1672 zu einem am 19. Januar (Erdmannsdörffer I 555) ergänzten Offensivbündnis erweitert wurde; der Vertrag abgedruckt Zeitschr. für Bayern IV (1816) 198 f. und J. Alpen, De vita et rebus gestis Christophori Bernardi, a. a. O. L. VII § 9 p. 205 ff.; vergl. auch Mignet III 705; Ennen, I 253, Rousset, I 342 ff. Er ist übrigens inhaltlich noch im selben Jahre im holländischen Merkur publiziert worden; vergl. Waagenaar, Vaderlandsche historie, vervattende de geschiedenissen der vereenigde Nederlanden, XIV (1756) 12. Zwei Tage später alliierte sich Münster, welches schon am 26. Juli 1671 einen weitgehenden Defensivvertrag mit Ludwig abgeschlossen (Erdmannsdörffer I 544, Köcher II 193), zunächst mit Köln (Alpen, L. VII, § 10 p. 214 ff., auch Münch. St. A. K. schw. 279/29); am 3. April dann noch in einem besonderen Offensivtraktat mit Ludwig (Alpen, 220 ff.). Vergl. auch die Korrespondenz Kurkölns mit Lisola und Kramprich, November 1671 bis März 1672; Londorp, Acta publica, IX 842—888.

[3]) Vergl. über diese Döberl, Das bayerische Hilfskorps in Kölner Diensten zur Zeit des zweiten Raubkrieges; in: Forsch. z. Gesch. Bayerns, VI (1898) 21 ff.

war. Besser gab er jedoch seine wahre Meinung, zugleich freilich auch seine politische Voreingenommenheit und Kurzsichtigkeit zu erkennen, wenn er meinte, man dürfe die gute Gelegenheit nicht versäumen, „die Holländer ohne Gefahr und Schaden über einen Haufen zu werfen.“[1]) Allein die Mission Bockhorsts, der Anfang Februar mit Ferdinand Maria, Fürstenberg, Schmid und dem Neuburger in Ingolstadt konferierte,[2]) beschränkte sich nicht auf die Bitte einer militärischen Unterstützung gegen Holland, einer diplomatischen am Reichstage, sondern sie sollte auch bereits in zarter Weise auf die Eventualität und Vorteile einer Allianz mit Frankreich hindeuten. Daher hatte der Kölner Gesandte dem Fürstenberger, an den ihn der Eingang seiner Geheiminstruktion besonders verwies, „in summo secreto“ die Bedingungen mitzuteilen, unter denen Frankreich bereit sei, sich mit Köln, Münster „als auch anderen, so damit eintreten wollen,“ zu alliieren.[3]) Dieser Auftrag entbehrt nicht der Bedeutung. Aus ihm resultiert für uns, daß Maximilian Heinrich sich doch gescheut hat, dem bayrischen Vetter die Thatsache des bereits abgeschlossenen Vertrages einzugestehen, diesen vielmehr nur als etwas mögliches, in der Zukunft gelegenes betrachtet wissen wollte. Daher decken sich auch die hier angegebenen Bedingungen nicht mit denen des Vertrages vom 2. Januar. Eher griffen sie auf den Entwurf des Prinzen Wilhelm zur Bildung einer norddeutschen Koalition gegen

---

[1]) An Ferdinand Maria, 31. Jan. 1672; ebenda, 26 f. Auch Hocher bezeichnete es damals als wünschenswert, daß die Holländer ein wenig „zerzaust“ würden, Pribram, Lisola, a. a. O. 547.

[2]) Am 27. Januar teilte Ferdinand Maria dem Neuburger mit, daß er am 4. Februar zur Besprechung in Ingolstadt sein werde; Münch. St. A. K. blau 47/11. Über die dortige Konferenz vergl. Döberl, Forschungen, 22 f. Hatten aber nicht schon unmittelbar vorher beide mit einander konferiert? Wenigstens schreibt Bischof Marquard am 27. Januar an Leopold: „Vorgestern den 25. dieß sind Chur Bayrn und Pfalz Neuburg zu Ingolstadt zusammengewesen“: Wien. St. A., 15 Berichte der Prinz.-Komm. 1672.

[3]) Sekrete Neben Instruktion für S.r Churf. Dhrlt. zu Cölln Stifft Hildesheimb.en Rhat den von Bockhorst, was er in München zu sollicitirn habe; d. d. 16. Jänner 1672; Münch. St. A. 279/29.

Holland vom November 1670 zurück.[1]) Offenbar sollte alles vermieden werden, was in München gegen ein französisches Bündnis bedenklich machen konnte. Es galt, Holland als den gemeinsamen Feind aller zu zeigen.

Bockhorsts Aktion wurde zugleich von dem zweiten Zentrum der französischen Diplomatie, von Regensburg aus unterstützt, wo Gravel laut die gefährlichen Absichten der Holländer verkündete und auch den Münchener Hof davon zu überzeugen suchte.[2]) Wir hören nicht, ob Fürstenberg jene ihm im geheim mitgeteilten Anträge Kölns vor den Kurfürsten gebracht hat. In jedem Falle

[1]) Vergl. Promemoria, Beilage zu Wilhelms Schreiben an Herzog Johann Friedrich, 28. November 1670; Köcher II, Akten III, Nr. 22, S. 486 ff. Beide Schriftstücke enthalten vielfach ähnliche Bestimmungen; vergl. § 1 der Instruktion Bockhorsts und § 6 des Promemoria (die deutschen Bundesgenossen sollen sich erst offen erklären, nachdem Frankreich und England den Krieg begonnen haben); § 9 der Instr. und § 4, 5 des Prom. (die den Holländern abgenommenen Plätze rechts von Maaß und Rhein sollen, soweit sie deutschen Fürsten gehören, diesen zurückgegeben werden, als Brückenköpfe behält Frankreich bis zum Frieden Maastricht, Wesel, Orsoy zurück); § 8 der Instr. und § 3 des Prom. (Ludwig schickt den Fürsten 8000 Mann Verstärkung); § 11 der Instr. und § 2 des Prom. (Werbegelder betreffend); § 12 der Instr. und § 12 des Prom. (Ludwig wird nur gemeinsam mit seinen Alliierten handeln und Frieden schließen). — Diese inhaltliche Übereinstimmung erklärt sich leicht, da Fürstenberg der Schöpfer beider Projekte war. Die Umbildungen, Zusätze und Weglassungen ergeben sich aus den inzwischen veränderten Verhältnissen.

[2]) Am 4. Januar schrieb er an Hermann von Fürstenberg, die Holländer suchten jede Einigung zwischen Maximilian Heinrich und der Stadt Köln (die aber, freilich nur vorübergehend, am 2. Januar in einem bereits am 18. November 1671 aufgesetzten Interimsvertrage, abgedr. Diar. Eur. XXIV App., Rec. des Traitez de paix etc. IV 289a, Londorp IX 785 ff., Alpen II 188 ff. [vergl. Köcher II 205] bereits zu stande gekommen war), zu verhindern, da sie selbst auf letztere Absichten hätten; Münch. St. A. K. schw. 279/29. So suchte er auch den Eindruck jenes berühmten, in seiner Nachgiebigkeit so würdelosen Ergebenheitsschreibens der Generalstaaten an Ludwig XIV abzuschwächen: „quoyque lad.e lettre paroisse fort souple et fort sousmise, l'on s'apperçoit assez que la fin que lesdits Estats sy sont proposez a esté moins de vouloir contenter sa Ma.té que de tascher a persuader le Monde qu'il ne tient pas a Eux de s'accomoder et de rendre par la sad.e Ma.té odieuse dans toutes les Courcs"; Gravel an Fürstenberg, 25. Jan. 1672; ebenda.

aber tritt uns der Landgraf Hermann auch in dieser Phase wieder als die einflußreichste Person des bayrischen Hofes entgegen; er unterhält bis in den Herbst des Jahres 1672, das heißt bis zu dem Momente, da ein besonderer französischer Gesandter in der bayrischen Hauptstadt erschien, eine ununterbrochene Korrespondenz mit Gravel, dem er auch von jenen Konferenzen Bockhorsts mit Ferdinand Maria und dem Neuburger Mitteilung machte; er war hinter und neben seinem Bruder Wilhelm, welcher München unter dem durchsichtigen Vorwande des Besuches seiner Schwester, der Gräfin Löwenstein, im April aufsuchte, der Schöpfer jener Militärkonvention vom 25. April, in welcher Bayern ein Regiment zu Fuß an Kurköln überließ.[1])

Wohl auf seine Veranlassung hatte außerdem der Kurfürst den Herzog von Würtemberg ersucht, mit Kurköln in gutem Einvernehmen zu bleiben und sich nicht in die holländischen Händel zu mischen.[2])

Es mag als ein weiterer Beweis für den maßgebenden Einfluß der Fürstenberger gelten dürfen, daß der vorsichtige Kurfürst auf eine solche immerhin beträchtliche Schwächung seiner Streitmacht einging. Umsomehr, da doch auch die Vorgänge im Osten volle Aufmerksamkeit, sowie Sammlung und Bereithaltung aller vorhandenen Kräfte zu fordern schienen.

Die Türkennot war damals vielleicht die einzige Frage, in der sich das Reich noch nach außen wenigstens idell zusammenfand. So schien nach den allarmierenden Nachrichten aus dem Osten der Augenblick wieder einmal bevorzustehen, in dem der Kaiser der Kräfte Bayerns gegen den alten Glaubensfeind bedürfen würde. Die Tattenbachschen Wirren hatten das nie befriedete Ungarland in neue unruhvolle Bewegung gestürzt, die auch durch Furcht und Strafe nicht

---

[1]) Zum ersten Male abgedruckt bei Döberl, Forsch. z. Gesch. Bayerns, VI 50 ff. Ebenda das französische Garantieversprechen vom 27. Mai 1672. Vergl. auch Zeitschr. für Bayern, IV (1816) 198 f.

[2]) Ferdinand Maria an Herzog Eberhard, 14. April; Sattler, Gesch. des Herzogtums Würtemberg X (1779) N. 56, S. 151.

gebändigt wurde.[1]) Des blutigen Haders war kein Ende. Und hinter alledem stand lauernd der Türke. Während des Jahres 1671 hatte sich die Erwägung des Reichstags wiederholt der Möglichkeit zugewandt, daß die Ungläubigen „directe vel indirecte" das heilige römische Reich bekriegen würden. Es war ein offenes Geheimnis, daß am Wiener Hofe „die Türkengefahr je länger, je mehr besorget werde".[2]) Die französische Diplomatie rechnete daher auch lebhaft mit dieser Chance; auf die Kunde von der Ansammlung beträchtlicher Truppenmassen um Eger im Herbst 1671 meinte Gravel, es möge wahr sein oder nicht, man brauche kein Gewicht darauf zu legen, Leopold würde ja doch gezwungen sein, jene gegen die Türken zu verwenden.

Es kam anders.

Anfang Sommer 1672 glaubte die kaiserliche Regierung durch ihre drakonischen Maßregeln[3]) der ungarischen Schwierigkeiten so weit Herr geworden, um den Türken, die noch gegen die polnischen Reiterheere zu Felde lagen, vorläufig wenigstens die Lust zu benehmen, die alte Heerstraße auf Wien von neuem einzuschlagen. Andererseits hatte sich Leopold auch schon früher keinen Augenblick verhehlt, welche Gefahren dem Reiche von dem französischen Ehrgeize drohten.[4]) So wenig er den Krieg mit dem übermächtigen

---

[1]) Über die Tattenbach'sche Episode und ihre Folgen vergl. Rinck, Leopolds des Großen wunderwürdiges Leben und Taten I (1713) 566 ff.; Wagner, hist. Leopoldi I (1719) 225 f.; Mailath, Gesch. des österr. Kaiserstaates IV (1848) 124 ff.; A. Wolf, a. a. O. 236 ff. u. a. Genaue Quellenangabe bei Krones, Grundriß d. österr. Gesch. (Wien 1881) 586 f. Neuerdings vergl. Lefaivre, Les Magyars pendant la domination Ottomane en Hongrie (1526—1722), II (Paris 1902) 45 ff. Mit großer Ausführlichkeit werden die Verhältnisse des Ostens und Südostens auch in den Berichten Stoiberers berücksichtigt; Münch. St. A. K. schw. 6/16 (Jahr 1670), 6/17 (1671), 6/18 (1672).

[2]) Stoiberer an Ferdinand Maria, 17. März 1672; Münch. St. A. K. schw. 6/18.

[3]) Vergl. Krauske, Der Große Kurfürst und die protestantischen Ungarn; in: Hist. Zeitschr. LVIII (1887) 470 ff.; Lefaivre, a. a. O. II 63 f.

[4]) Pribram, Lisola a. a. O. 515 ff., 548 ff.

Frankreich suchte, der Gedanke daran wurde doch immer wieder durch die Verhältnisse an ihn herangetragen. Als Lothringen gefallen war, wurden zwar in den staatsmännischen Kreisen der Wiener Hofburg Urteile ausgesprochen, daß „die Schuldigkeit des kaiserlichen Amtes" die Rückgewinnung des verlorenen Grenzlandes schlechterdings erfordere, und den Gefühlen Leopolds, dem nach eigenem Ausspruch das Herz weh tat angesichts der Fortschritte der Franzosen,[1]) war diese Auffassung gewiß sympatisch, allein auf der anderen Seite widerstrebte es seinem schwachen Wesen, diesen großen Einsatz ohne mächtige Verbündete zu wagen. Wo aber wären diese in der augenblicklichen Weltkonjunktur zu finden gewesen? England war längst von der Tripelallianz abgefallen und hatte sich blindlings dem einstigen Erbfeind Frankreich verschrieben und trotz des Subsidienbündnisses vom 16. Mai 1668,[2]) trotz der unausgesetzten und eindringlichen Verhandlungen des kaiserlichen Gesandten Hermann Basserode war bei der Geldgier der Schweden, dieser „Condottieri des Nordens" und bei den hohen Angeboten Ludwigs nur schwache Aussicht vorhanden, den Stockholmer Hof in der antifranzösischen Interessensphäre zu erhalten.[3]) Wie wenig aber auf die Hilfskräfte des Reiches zu vertrauen war, bewies jeder Tag von neuem. Rechnet man zu diesen bitteren Erfahrungen die Türkengefahr sowie die finanzielle Notlage der Erblande, so wird man wohl eher geneigt sein, die politischen Gründe gelten zu lassen, welche Leopold am 1. November 1671 zum Vertrage mit Frankreich — „ad evitandum maius malum", wie Hocher einmal meinte — veranlaßt hatten. Schwerlich hat übrigens irgend jemand am Kaiserhofe darin eine Maßregel von Dauer gegen Ludwigs „vasti dissegni" erblickt. Die Meisten mochten wohl dem Standpunkte Schwarzenbergs beipflichten, der bereits in der bedeutsamen Konferenz von Eberstorf am 23. September 1671 das

[1]) Vergl. Wolf, Lobkowitz 383, zit. bei Erdmannsdörffer I 573.

[2]) Mitgeteilt bei Sattler, a. a. O. X, Beil. 35 S. 104 ff. Vergl. auch Carlson, Gesch. Schwedens IV 508 f., Droysen, a. a. O. III 3, 231, Pribram, a. a. O. 448 f.

[3]) Berichte Basserodes aus den Jahren 1671 und 1672, Wien. St. A., 108 und 109 Friedensakten.

Wort gesprochen hatte, „Frankreich werde gleichwohl, man treffe oder habe mit ihm ein Foedus, dasjenige tun, was ihm convenient sein werde".[1])

Freilich war es damals nicht mehr schwer, den Propheten zu spielen. Schon hatte Frankreich die bewehrte Hand erhoben, die dann im folgenden Frühjahr mit vernichtender Gewalt auf Holland niederfiel. Allein die erschütternde Wucht dieser Ereignisse beschleunigte nur jenen langsamen Prozeß der Umbildung, in welchem die deutsche Nation seit 1668 begriffen war; sie erweckte Stimmen nationalen Schwunges und, bei aller Übertreibung und Künstelei der äußeren Form, echter Empfindung, wie sie bis dahin nur selten gehört worden waren. Nicht von den Höhen kam dieser erfrischende Luftzug, sondern aus den Tälern. Die mittleren Lebensschichten wurden zuerst davon erfaßt, hier und da drang er bereits auch in die offiziellen Kreise und in die Kanzleien der Fürsten.

Für die kaiserliche Diplomatie ein sehr wesentliches Ergebnis. Denn damit stieg ihre Hoffnung auf Verwirklichung der längst angestrebten militärischen Zusammenfassung der Stände.[2])

Wenn wir das in den kaiserlichen Weisungen ins Reich sowie in den Akten der Reichstagsverhandlungen ungezählte Male und in den verschiedensten Wendungen sich wiederholende alte Schlagwort von dem „Punctus securitatis publicae", der „Provisional-Defensiv-Reichsverfassung", wie es im Marienburger Bündnis hieß, oder, wie man auch sagte, dem Reichsdefensionswerk, in seiner inneren begrifflichen Bedeutung genauer erfassen, so erkennen wir, wie dasselbe vom Jahre 1670 auf 1672 Richtung und Ziel wenn auch keineswegs vollständig geändert, so doch erheblich verrückt hat. Nach wie vor fühlten sich Kaiser und Reich von den beiden alten Gegnern bedroht: „Der türkische Mond geht in der Nacht

[1]) Protocollum über das Foedus cum Gallo, 23. September. Ähnlich die Voten in den beiden weiteren Konferenzen vom 3. und 19. Oktober; Wien. St. A., IX und X Konferenzprotokolle.

[2]) Bischof Marquard und Schütz, den beiden kaiserlichen Kommissarien in Regensburg, war bereits in ihrer Instruktion vom 1. August 1669 und einer sie ergänzenden „ulterior instructio et informatio" vom 11. August

auf, und der gallische Hahn schläft nicht".[1]) Allein der Grad der Bedrohung war im Laufe dieser zwei Jahre doch ein anderer geworden.

Hatte anfänglich der Plan der Reichsarmierung besonders der Abwehr nach der türkischen Seite gegolten, so wurde der Gedanke im Verlauf der Jahre 1672 und 1673 allmählich mehr zum Träger der gegen Frankreich gerichteten kriegerischen Absichten, so weit solche in der Umgebung Leopolds bestanden haben. Die Türkengefahr wurde zeitweise mehr als populäre Devise gebraucht, als Mittel zu dem heilsamen Zwecke einer stärkeren und einheitlicheren Reichsbewaffnung zur eventuellen Abwehr gegen Frankreich und zur Rettung Hollands.

Der Erfolg war zunächst allerdings sehr bescheiden. Die wahren Absichten der Hofburg verkannten die wenigsten. Die bayrische Politik urteilte im August 1672 hinblickend auf die neuerlichen Truppenanhäufungen um Eger ganz richtig, stände wirklich der Türke bereits an der Schwelle des Reiches, wie man in Wien glauben machen wollte, dann würde der Kaiser „sich durch namhafte Abschickung der eigenen Völker nicht entblößen und die Erblande so großer Gefahr offen stehen lassen".[2]) Also ist Leopold zunächst auf jenes in der Tendenz ebenso klare und durchsichtige wie im Wortlaut allgemein gehaltene Bündnis mit Brandenburg vom 12. Juni beschränkt geblieben. Er hat damit, wenn auch anfangs, so lange sich Lobkowitz behauptete, noch ohne rechten Ernst die alte Feindschaft gegen das Haus Bourbon aufgegriffen. Die Wiener Hofburg war zuletzt kaum minder zähe in dem Bestreben, die Fürsten mit sich fortzureißen und ihrer Politik ein gemeinsames großes Ziel in der Bekämpfung Frankreichs zu setzen, wie Ludwig es war, Unkraut unter den Weizen zu säen und die Reichsstände, indem er ihnen

---

1669 die Betreibung der Reichsbewaffnung besonders ans Herz gelegt worden; Wien. St. A., St. K. Instruktionen 1. Der Gedanke selbst war noch viel älter.

[1]) Ausspruch Johann Gubasóczys; Feßler, Gesch. von Ungarn, bearb. von Klein (Leipzig 1877) IV 363.

[2]) Anbringen des Kleist in der Audienz vom 7. August 1672; Wien. St. A., St. K. 4 B. Bav. 1672—75.

Gunst und Gaben spendete und verhieß, wenigstens in unbedingter Neutralität zu erhalten.

In dieser ganzen Frage fand der Kaiser sich Bayern im Wege, mit dem es ohnedies an mancherlei nachbarlichen Reibungen und Irrungen selten fehlte.[1]) Wohin die eigentlichen Sympathien der bayrischen Regierung gingen, wußte man in Wien seit langem. Der Reichsvizekanzler Kurz hatte einmal unmittelbar vor seinem Tode zu dem kaiserlichen Geheimsekretär Schröder geäußert, dieser werde noch die Zeit erleben, da die beiden hohen Häuser Österreich und Bayern sich in Feindschaft scheiden würden. Jetzt schien sich Schröder die düstere Prophezeiung erfüllen zu sollen.[2])

[1]) Die Verhandlungen darüber führte kaiserlicherseits Hocher, bayerischerseits Schmid. Es handelte sich meist um tiroler und böhmer Grenzfragen, Recht des Holzschlags, der Salznutzbarmachung an einzelnen strittigen Punkten und sonstige „nachbarliche Negotien". Im Herbst 1669 bahnte sich eine Verständigung an. Am 5. September schrieb Schmid an Hocher, der Kurfürst habe gern vernommen, daß dieser „sich in andtwort gegen mir so willfährig erbotten, den von Ihro Churf. Drlt. gethannen vorschlag wegen erneuerung eines Compromißvertrags zwischen beeden hochlöbl. Heusern Ihro Kays. Mt. allerunderthenigist zu hinterbringen"; Münch. St. A. K. schw. 63/26; Hocher, Korrespondenz aus Wien mit Schmid, das Compromissum Bavarico-Austriacum betreffend, 1669—71. Es ward später ein Kompromis-Projekt entworfen. Herbst 1670 ist es zu mehreren Verträgen gekommen: am 1. September zu Wien, am 9., 11., 13. 17. Oktober zu Kufstein; vergl. Bittner, Chronologisches Verzeichnis der österreichischen Staatsverträge, I 1526—1763 (Wien 1903) N. 366—70, S. 69 f.

[2]) „Der Herr Schröder hat mir under anderem erzehlet, daß des Herrn Grafen Kurzens gewesten Reichs Vice Canzlers Exc. zu Ihme kurz vor dero letzteren Kranckheit gesagt habe, Er Herr Schröder werde noch erleben, daß die beeden Hechste Haiser Bayren und Österreich werden von einander gesezet werden. Und alßdan werden sich deren feindte der gelegenheit gebrauchen u. wessen Sie sich sonst niemalß hetten understehen derffen, gegen dieselbe vornemen; Er forchte gar sehr, Er habe nunmehr auch daß letztere Membrum diser graf Kurzischen Prophezey erlebet. Dan man habe disohrts gehoffet, die von dem Kays. Reichshofraths Vice Praesidenten jüngst zu München beschehene Sinceration u. proposition würde angenemer gewesen sein, alß man vermerkhen kan, Er were Ihro Churf. Durchl. undthenigst getreuister Diener u. wan Sie Ihme glauben mechten, so kendte Er mit hechster warheit versichern, daß Ihre Kays. Mayt. u. dero Hoche Ministri den ainzigen Vorsaz haben, die alte guett ia beste Verständnuß u. zusamensezung wider

Ferdinand Marias Regierung ist vielfach durch den Anteil gekennzeichnet, den der Kurfürst aus religiöser Neigung und richtiger politischer Einsicht an der grossen Frage des europäischen Südostens, dem Kampfe Habsburgs gegen den Halbmond, genommen hat. „Er wisse wohl, äußerte er einmal in Erwiderung auf den Hinweis, was Bayern zu fürchten habe, wenn Österreich untergehe, daß die Türkengefahr ihn nach dem Kaiser am meisten touchiere".[1]) Sie war ihm freilich auch noch der brauchbare Vorwand für seine schon im Sommer des Jahres 1671 im Interesse Frankreichs begonnenen Werbungen von Kriegsvolk. Den Wunsch des Kaisers, sich gegen den zu befürchtenden Ansturm der Türken stark zu machen,[2]) konnte er daher mit dem Hinweis auf seine bereits in vollem Gange befindlichen Rüstungen beantworten, indem er zugleich einfließen ließ, er könne schwer begreifen, weshalb der Kaiser, wenn die Gefahr in der Tat so groß sei, so viele Regimenter aus seinen Erblanden „nicht ohne Apprehension benachbarter Reichsstände" um Eger herum zusammenziehe. Leopold beeilte sich, wegen der bayrischen Werbungen „zu des Reiches Versicherung" seinen absonderlichen Dank auszusprechen, und wegen der Konzentrierung kaiserlicher Völker im nordwestlichen Böhmen beruhigende Zusicherungen abzugeben.[3]) War er aber wirklich so überzeugt von den guten Absichten des Münchener Hofes, wie er es hier zu sein vorgab?

---

aufzurichten u. vest zu stehlen. Man werde van hier auß mehrers darzu conferieren, alß man sich noch dermahlen daroben einbilden werde"; Stoiberer an Schmid, 22. Novbr. 1671, Münch. St. A. K. schw. 6/17. Der hier genannte Reichshofratskriegspräsident war Frobenius Maria, Graf v. Fürstenberg. Über seine Sendung s. u. 279 ff.

[1]) Relation des Frobenius Maria von Fürstenberg, 15. Oktober 1671; Wien. St. A., 10 Berichte aus dem Reich.

[2]) Leopold an Ferdinand Maria, 1. August 1671; Münch. St. A. K. schw. 176/10, Anlage IX.

[3]) Ferdinand Maria an Leopold, 19. August, Leopold an Ferdinand Maria, 25. August; Wien. St. A., 150 Reichstagsakten 1669—72. Ferd. Maria an Leopold, 25. August, Wien. St. A., 4 A Bavarica 1656—71; derselbe an denselben, 22. Oktober, Münch. St. A. K. schw. 176/11.

Viel Ursache hatte er dazu jedenfalls nicht. Grade dem kaiserlichen Lieblingsplane der Reichskriegsverfassung stand Bayern seit Monaten als gefährlichster Widersacher entgegen. Die Veranlassung hierfür hatte der bekannte Extendistenstreit geboten.[1]) Oktober 1670 war ein inhaltsvoller Reichsbeschluss gefaßt worden, der nichts geringeres bezweckte, als die Steuerbefugniße der Territorialfürsten über ihre Landstände dahin auszudehnen, daß letztere gehalten seien, nicht nur die Kosten für Festungen und Garnisonen ihres Territoriums aufzubringen, sondern auch alle vom Landesherrn für notwendig erachteten Geldmittel „zur Handhabung und Erfüllung der dem westphälischen Friedensinstrument nicht zuwiderlaufenden Bündnisse". „Der deutsche Reichstag — urteilt Erdmannsdörffer — hat selten Beschlüsse von so radikaler Natur gefaßt, wie dieses Reichsgutachten von 1670." Wie sehr dadurch die autonomen Bestrebungen der Territorialherren gestützt und gefördert worden wären, liegt auf der Hand. Unter dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit für sich selbst in seiner Stellung als Reichsoberhaupt erklärt es sich also leicht, daß der Kaiser durch ein besonderes Kommissionsdekret vom 12. Februar 1671 die erforderliche Zustimmung verweigerte.[2]) Das war ein Griff in das

[1]) Vergl. Pachner, Vollständige Sammlung aller Reichsschlüsse I (1740) 495 ff.; Droysen, III 3, 356 ff.; Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte (Leipzig 1889) 787 ff.; v. Zwiedineck, a. a. O. I 316; Erdmannsdörffer, a. a. O. I 428 ff.; Lohmann, Das Reichsgesetz vom Jahre 1654 und die Steuerpflichtigkeit der Landstände (Bonn 1893) 59 ff.; Köcher, a. a. O. II 262 ff.; Pribram, Lisola 517 f.

[2]) Nicht recht begreiflich ist mir, wie Droysen (III 3, 357) diesen Akt als „Affront" für die Reichsfürsten bezeichnen konnte. Letztere mochten ihn wohl so empfinden, allein der Kaiser machte hiermit doch nur von dem ihm gegen jedes Reichsgutachten verfassungsmäßig zustehenden Rechte des Veto Gebrauch. von Zwiedineck (I 316) sieht in der Resolution eine Folge kurzsichtiger Politik. Darf man aber wirklich verlangen, daß die Wiener Hofburg der einschneidenden Entwicklung der Territorialfürstentümer zu souveränen Staaten ohne alle und jede Animosität, in kühler objektiver Resignation zuschaute, oder ihr gar noch Vorschub leistete? Wo doch jedes Plus der autonomen Stellung der Stände ein Minus in der kaiserlichen Gewalt bedeutete? Nach Treitschke (Politik I 163) ist die Erhaltung der Macht „schlechthin eine unvergleichlich hohe sittliche

Wespennest gewesen. Denn dagegen erhoben sich sofort die Reichsfürsten mit aller Schärfe. Am heftigsten und lautesten die, deren Haltung auch schon vorher dem Kaiserhofe nicht unverdächtig gewesen war: Bayern und Köln, Pfalz-Neuburg und Mecklenburg. Kurbayern nahm von Anfang an die Führung.[1]) Lange noch bevor die kaiserliche Entscheidung gefallen war, Beginn November 1670, hatte der Münchener Hof, wohl in ahnender Voraussicht ihres negativen Inhalts, dem Bischof von Eichstätt bereits gemeinsam mit Köln und Neuburg eine sehr bedrohliche „Reservation cum annexa protestatione eventuali" überreichen

---

Aufgabe für den Staat". Sollte das Wort in beschränktem Grade nicht auch für Habsburg gelten, wenn es die nur noch locker sitzende Kaiserkrone auf seinem Haupte zu befestigen strebte? Dabei mochte es immerhin, indem es sich mit dem Reiche identifizierte, noch glauben, auch im Interesse der Nation selbst zu handeln. Das war ein vielleicht nicht einmal ganz unbegreiflicher Irrtum; aber selbst wenn Österreich erkannte, daß auf der fruchtbaren und selbständigen Fortentwicklung der großen Territorien die verheißungsvolle Zukunft des deutschen Volkes beruhte, hätte das Gebot der Selbsterhaltung erfordert, jener entgegenzutreten. Es ist die historische Sünde des Hauses Habsburg gewesen, durch Schwäche und Energielosigkeit im Innern wie nach außen den Prozeß der Auflösung begünstigt und beschleunigt zu haben; auf der anderen Seite will es v. Zwiedineck nun aber nicht gelten lassen, wenn, wie im vorliegenden Falle, der Versuch gemacht wurde, mit legalen Mitteln die angestrebte Konsolidation der Einzelstaaten zu stören. Das scheint mir nicht ganz konsequent zu sein. v. Z. meint, man habe damit die Reichsstände Frankreich in die Arme getrieben. Kehren wir den Satz getrost um: hauptsächlich nur die Stände, welche, wie Bayern, Köln, Pfalz-Neuburg, Mecklenburg bereits mit einem Fuß im französischen Lager standen, haben die Resolution des Kaisers zur Streitfrage gemacht und den Gedanken an das Bündnis mit fremden Mächten aufgeworfen. — Hingewiesen sei noch auf die Tatsache, daß jenes „Reichsgutachten" vom 29. Oktober streng genommen „auf diesen Namen gar keinen Anspruch hatte"; Lohmann, a. a. O. 67.

[1]) Obwohl es doch von den eigenen Ständen nicht das mindeste mehr zu fürchten hatte. Daher vermutet Lohmann (a. a. O. 62 ff.), der Münchener Hof habe bereits hier im Sinne Kölns und weiterhin Frankreichs gehandelt, welches die Parteigruppierung der Extendisten gern zu einer „neuen rheinischen Allianz" verdichtet hätte. Es wird sich gegen diese Auffassung nichts einwenden lassen. Das Ganze wäre jedenfalls ein echt Fürstenberg'scher Gedanke. Einen aktenmäßigen Beweis habe ich allerdings nicht gefunden.

lassen.[1]) Am 23. Dezember 1670 befahl dann Ferdinand Maria, dessen starkes Souveränitätsgefühl sich im Jahre zuvor durch die Auflösung des letzten bayrischen Landtags bekundet hatte,[2]) seinem Regensburger Gesandten Mayr und Dellmuck, sich von allen weiteren Beratungen in der Armierungsfrage fernzuhalten und auch die politischen Freunde dazu anzustiften.[3]) Nachdem trotzalledem die kaiserliche Resolution vom 12. Februar erschienen war, gingen „die Interessierten" von Worten zur Tat über. Im April kommunizierten Mayr und Dellmuck den übrigen gleichgesinnten fürstlichen Gesandten ein Garantieprojekt, wie dem kaiserlichen Einspruch zu begegnen sei.[4]) Schon war hier der Gedanke einer Allianz „mit Zuziehung fremder compaciscirender Kronen"[5]) aufgeworfen, die sich auch gegen die Helfer widerspenstiger Landstände, also indirekt gegen das Haupt des Reiches selbst richten sollte. So weit ist man dann allerdings infolge des Beitritts Brandenburgs,[6]) welches ernstlich bemüht war, „dieses

[1]) Lohmann 69 u. Beil. I, 81.

[2]) Vergl. (Krenner), Der Landtag im Kurfürstentum Bayern im Jahre 1669 (1802); Rudhart, Gesch. der Landstände in Bayern II (Heidelberg 1816) 277 ff.; Buchner, Der letzte Landtag der altbayerischen Landstände im Jahre 1669, in: Abh. d. hist. Cl. d. bayer. Ak. d. Wiss., VI. Bd., 2. Abt. (1852) 313 ff.

[3]) Mayr und Dellmuck an Ferdinand Maria, 29. Dezember 1670, 8. Januar 1671, der Kurfürst an sie, 13. Januar; Münch. St. A. 176/7 Reichstagsakta.

[4]) Berichte der Prinz.-Kommission, 29. April, 6. und 10. Mai; Wien. St. A., 14 Ber. d. Pr.-Komm. Bereits am 11. März hatten sich die Extendisten in besonderer Eingabe an Eichstätt gegen das kaiserliche Dekret verwahrt; Lohmann, Beil. II, 33 f.

[5]) Wobei natürlich zunächst, vielleicht ausschließlich, an Frankreich gedacht wurde.

[6]) Bayern und Pfalz-Neuburg haben lange darüber mit dem Berliner Hofe verhandelt. Sie waren anfangs übereingekommen, letzterem das Allianzprojekt mit jenem zweideutigen Zusatz „noch zur Zeit nicht zukommen zu lassen, sondern nur in genere zu bedeuten", daß sie entschlossen seien, die kaiserliche Resolution zu bekämpfen; Bericht des Mayr und Dellmuck. 16. März; Münch. St. A. 176/7. Monatelang war es zweifelhaft, ob der Berliner Hof mit den drei Wittelsbachern gemeinsame Sache machen würde. Zeitweise schien man entschlossen, ohne ihn zu handeln; Ber. des Mayr und

große scandalum zu verhüten", in dem Bunde vom 6. Juni nicht gegangen, vielmehr begnügte man sich mit dem Versprechen reciproquer Hilfeleistung gegen die Landstände, aber dafür trafen die Extendisten die kaiserliche Reichspolitik an ihrer empfindlichsten Stelle, indem sie sich deren neuen Versuchen nach Reform der Reichskriegsverfassung versagten.

Im Mai waren die zeitweise unterbrochenen Verhandlungen hierüber vom Kaiser wieder aufgenommen worden.[1]) Aber sofort gab Bayern sein Votum dahin ab, sich in keine Beratung und Abstimmung einzulassen, „bis zuvor der bewußte Extensionsparagraph zu der Interessierten Satisfaction verglichen und festgestellt sei."[2]) Vergebens richtete Leopold am 1. August an Ferdinand Maria ein bewegliches Schreiben, sich den gemeinsamen Bemühungen zum Wohle des Reiches nicht zu versagen,[3]) vielmehr enthielten sich auch die anderen Kontrahenten des Extendistenbundes, dem Beispiele Bayerns folgend, ihres Votums, und bald darauf trat sogar Gottfried von Jena mit Mayr, Dellmuck und Holzemius in Beratungen darüber ein, die Auflösung des Reichstag zu bewirken, „dieweil es nach nunmehr zu Regensburg mehrenteils vergeblich zugebrachten neun Jahren ja nit mehr zu frühe ist, sich der aufgehenden starken Unkosten zu entledigen und noch grösserer Ver-

Dellmuck, 18. Mai; Münch. St. A. 176/9. Um sich Brandenburgs zu versichern, welches nachdrücklich erklärt hatte, es müsse „das foedus in generalibus terminis abgefaßt" sein (vergl. Lohmann, Beil. III S. 84 f., kurbrandenburgische Monita), ließ man zuletzt die obige Bestimmung gänzlich fallen. Zum Eintritt in die abgeschlossene Allianz wurde dann auch das Haus Braunschweig durch den Neuburger aufgefordert, Urk. u. Akt. XIV 1, 491. Am 13. Juli berichteten Mayr und Dellmuck bereits, daß gute Hoffnung für den Beitritt Braunschweigs in den Bund vorhanden sei (Münch. St. A. 176/10). Ferdinand Maria sah mit hoher Erwartung weiteren Nachrichten entgegen (an die Gesandtschaft in Regensburg, 24. Juli, ebenda), allein auf der Konferenz des gesamten welfischen Hauses in Burgsdorf (Anfang August) wurde die Einladung abgelehnt; vergl. Köcher II 264.

[1]) Bericht der bayerischen Gesandtschaft zu Regensburg, 14. Mai; Münch. St. A. 176/9.

[2]) Churbayerisches Votum vom 15. Mai, ebenda.

[3]) Anlage IX.

schimpfung des ganzen Römischen Reichs bei den ausländischen Kronen und Potentaten vorzukommen." Der letzte November sollte als Termin für die Auflösung festgehalten werden, willige man kaiserlicherseits nicht ein, so wollten die Opponenten ihre Gesandten abberufen.[1]) Ferdinand Maria erklärte sich sofort einverstanden und befahl seinen Vertretern, sich für die Abreise am 1. Dezember bereit zu halten.[2]) Da erwuchs dem radikalen Gedanken von anderer Seite unerwarteter Widerstand. Während Bischof Marquard erklärte, daß es „bei einem oder anderem Chur- und Fürsten nit stehe, den per Caesarem einmal ausgeschriebenen Reichstag zu dissolvieren", setzte sich auch der staatskluge Neuburger der Ausführung entgegen, mit der gewiß richtigen Motivierung, daß durch die Abberufung einiger Gesandter der eigentliche Zweck, die Auflösung des gesamten Reichstages, doch nicht erreicht werden würde.[3]) So ließ man die damals übrigens nicht zum ersten Male[4]) gefaßte Idee wieder fallen, und bald darauf wurde durch Brandenburgs Verhalten noch tiefere Bresche in die Einigkeit der Extendisten gelegt. Friedrich Wilhelm, dessen Blick über das Gegenwärtige hinausging, hatte von Anfang an der Frage nicht die gleiche Bedeutung beigelegt, wie die Fürsten des Hauses Wittelsbach. Sich den Kaiser dauernd zu entfremden, konnte um so weniger in seinen Absichten liegen, je drohender sich die Verhältnisse im Westen gestalteten, je näher die Gefahr einer französischen Besitzergreifung der klevischen Festungen rückte und zugleich die Notwendigkeit gemeinsamer Aktion mit Österreich und wenn möglich dem Reiche. So erklärt es sich, wenn der Kurfürst im Oktober 1671 die unfruchtbare Maßregel der Stimmenthaltung aufgab und Jena befahl, fernerhin in der Reichsdefensionsfrage sein Votum wiederum

---

[1]) Bericht der bayerischen Gesandten, 13. August; Münch. St. A. 176/10.

[2]) Ferdinand Maria an die Gesandten, 18. August, ebenda.

[3]) Bericht der bayerischen Gesandten, 10. September; Münch. St. A. 176/11.

[4]) Schon um die Wende des Jahres 1669 auf 1670 war derselbe Gedanke unter denselben Reichsständen verhandelt worden; vergl. Droysen III 3, 355.

abzugeben „und die Feststellung der Reichssicherheit bestmöglichst befördern zu helfen".[1])

Im selben Monat noch hatte Ferdinand Maria in Regensburg — zum wievielsten Male? — zur Diktatur geben lassen, daß die Extendisten in der vom Kaiser neuerdings angeregten Reichskriegsverfassung nicht eher votieren würden, bevor sie die gewünschte Satisfaktion erhalten hätten.[2]) Um so bitterer empfand er jetzt die Schwenkung Brandenburgs, welche in der Tat „der ausdrücklich abgeredten Intention zuwider" war. Zugleich aber erklärte er, seinerseits nach wie vor auf dem alten Standpunkte zu verharren.[3])

Die Folge des grollenden Beiseitestehens so mächtiger Reichsstände wie Bayern, Köln war, daß einmal der Extensionsstreit erst recht keine reinliche Erledigung fand, was in gewissem Sinne nur den Wünschen des Kaisers entsprach, andererseits aber, und das war das schlimmere, die früher bereits einmal offiziell bewilligte Reichsdefension in ein Stadium der Versumpfung trat, aus der es keinen Ausweg mehr gab. Von welcher Seite man auch das Verfahren der Extendisten betrachtet, und welche rechtfertigende Erklärungen man auch in dem besonders deutlich bei Ferdinand Maria hervortretenden Empfinden gekränkten Souveränitätsbewußtseins finden mag, das Ganze bietet jedenfalls einen neuen und recht charakteristischen Beweis für die alte Erfahrung, wie hoch den Fürsten das persönliche, dynastische Interesse über dem des Reiches stand, wie schnell sie bei Konflikten zwischen beiden sich in der Verteidigung gemeinsamer Standesinteressen gegen den Kaiser zusammenfanden, auch da, wo für diesen das formale Recht der freilich in ihrer inneren Geltung längst wurmstichig gewordenen Reichsverfassung sprach.

[1]) Bericht der bayerischen Gesandten, 26. Oktober; Münch. St. A. 176/11.

[2]) Bericht der Prinzipal-Kommission, 25. Oktober, Relatio über denselben, 13. November; Wien. St. A., 4 A Vorträge.

[3]) Ferdinand Maria an die Gesandten, 30. Oktober; Münch. St. A. 176/11. Diese Haltung Brandenburgs war dann wohl auch die Folge der Bestrebungen des Kaisers, Brandenburg vom Bunde abzuziehen. Vergl. Kaiser an Goes, 16. Juni, Urk. u. Akt. XIV 1, 489.

In der abweisenden Haltung des Münchener Hofes gegenüber dem Reichsdefensionswerke lag für die kaiserliche Politik der Sporn zu immer erneuten Versuchen, Bayern doch noch jenem Systeme deutscher Staaten einzureihen, welches sie den Gefahren im Osten und Westen entgegenzusetzen gedachte.

Viermal hat sich im Laufe zweier Jahre die österreichische Politik an dieser Aufgabe versucht. Der erste Anlauf fällt noch unmittelbar vor die kleinmütige Abwendung der Hofburg von ihren eigentlichen grossen Zielen durch den Vertrag vom 1. November 1671. In der ersten Hälfte des Oktobers erschien der kaiserliche Reichshofratsvizepräsident Graf Frobenius Maria von Fürstenberg, dessen „bekannte Dexterität, lange Erfahrenheit und im Römischen Reich habender Credit" sowie seine Verwandtschaft mit dem nach Rang und Stellung vornehmsten Ratgeber Ferdinand Marias einige Garantien für den erfolgreichen Ausgang der Unterhandlung zu bieten versprach, am bayrischen Hofe, angeblich „auf einer Reise durchs Reich in Privatangelegenheiten begriffen".[1]) Hier wandte er sich zunächst an seinen Vetter Hermann.[2]) Im Privatgespräche erörterte er diesem in wohlberechneter Absichtslosigkeit, daß Leopold von allen ihm zugeschriebenen Kriegsgedanken gegen Frankreich weit entfernt sei, allein, wie er mit bedeutungsvoller Betonung hinzufügte, „man sollte des Kaisers Güte nicht mißbrauchen, je langsamer derselbe vorzugehen pflege, um so härter würde er alsdann auch halten, wenn er gegen seine eigene

[1]) So hieß es in seinem Kreditiv vom 27. September; Münch. St. A. K. schw. 63/29.

[2]) Die Instruktion Fürstenbergs vom 5. September; in: Wien. St. A., 4 Instruktionen. Ihr liegt zu Grunde ein Entwurf von der Hand Königseggs; vergl. Punctierter und summarischer ohnmaßgeblicher Entwurff dessen, worüber der Ablegatus ad Bavariae Electorem instruiert werden, Und waß sonsten darbey zu observieren sein möchte"; Wien. St. A. 4 B. Bavarica 1672—79 (irrig datiert: 27. Juni 1672). Daselbst heißt es ad § 7: „So diese Commission dem Grafen von Fürstenberg tanquam transeunti auffgeben wird, stehe ich sehr an, ob derselbe sich alß ein Ablegatus anzugeben, oder nit ehender bey seinem Vettern Graffen Herrmann alßbalden einzukehren, und die Creditia in einer privataudienz selbsten zu übergeben haben."

Inclination zu einem oder anderem Vornehmen genötigt werden sollte".[1])

In der darauf folgenden Audienz bei Ferdinand Maria hat der Unterhändler seine eigentliche Kommission abgelegt, nochmalige Erklärungen wegen der mit so hohem Mißtrauen beobachteten Truppenanhäufungen im Böhmischen gegeben,[2]) endlich und vor allem „die Gefahr des Türken und andere weitaussehende Armatur fremder christlicher Potentaten und Mächten vor Augen gestellt und dahero repräsentiert, wie notwendig es sei, daß der Punctus Securitatis dermahleins ausgemacht und das Römische Reich in Sicherheit gestellt werde".[3]) Um den Kurfürsten hierfür geschmeidiger zu machen, eröffnete Fürstenberg ferner, daß jene kaiserliche Resolution in der Extendistenfrage keineswegs dahin ziele, „den Landständen und Unterthanen zu gestatten, daß sie sich renitent und widersätzlich gegen ihre Landesfürsten erzeigen sollten". Allein in diesem Punkte ließ der Kurfürst nicht mit sich reden. In seiner Erwiderung trat die ganze Erbitterung zu Tage, mit der er sich über den vermeintlichen Eingriff des Kaisers in die territoriale Landeshoheit erfüllt hatte. Er wisse wohl, worauf es dem Kaiser ankomme, „daß nämlich durch veröffters angeregte Resolution die Churfürsten und Stände mit ihren Landständen und Unterthanen in Proceß eingewickelt und dadurch ihnen das schon vorgehabte und in Instrumento pacis confirmierte jus armorum et foederum suspendieret, wo nicht gar unfruchtbar gemacht werde."[4]) Alle Versuche, dem Kurfürsten eine mildere Auffassung beizubringen, blieben vergebens. Zuletzt verstieg sich dieser sogar

[1]) Relation Fürstenbergs, 15. Oktober; Wien. St. A., 10 Berichte aus dem Reich.

[2]) Dieselbe sei ins Werk gesetzt worden, weil Nachricht aus Vorderösterreich eingelaufen sei, „was gestalt nit allein am Saarstrom und auff dem Reichsboden eine grosse Anzahl französischer Völcker campire, sondern sich auch gegen unsere Erblanden von Zeit zu Zeit mehrers nähere, und von denselben einigen Stenden des Reichs getrohet werden wolle, Sie mit gewaldt zu überziehen"; Instruktion Fürstenbergs.

[3]) Relation Fürstenbergs, 15. Oktober.

[4]) Ähnlich äußerte sich später einmal Kurköln gegen Neuburg; Lohmann, a. a. O. Anl. 5b, S. 88.

gegen den Reichshofvizepräsidenten zu dem ganz persönlichen Vorwurf, „daß der Reichshofrat auch viele Ursache daran habe und nicht ungern sehe, wie sie Churfürsten und Fürsten ein wenig vexieren könnten“.[1])

Da versteht man, daß die schriftliche Antwort, welche Ferdinand Maria dem Abgesandten mit auf den Weg gab, in ganz allgemeinen Ausdrücken gehalten war, die jeder ernsten Verbindlichkeit entbehrten.[2]) Allein wenn der Ausgang dieser Sendung längst vorhandene Spannungen zwischen den beiden Höfen nicht beseitigte, so hat er doch die Situation auch nicht wesentlich verschärft. Schon stand ja damals der Kaiser bereits selbst auf dem Sprunge, sich mit Frankreich zu vergleichen, das geringe Entgegenkommen der bayrischen Politik konnte daher verschmerzt werden. Erst als sich die Hofburg bald nachher dem unnatürlichen Bündnis zunächst innerlich wieder abzuwenden begann, stieg auch das Interesse an der ferneren Haltung Bayerns und zwar in demselben Verhältnis, je dringender sich dem Kaiser das Bedürfnis darstellte, Hollands schwer bedrohte Selbständigkeit zu erhalten. Der schon erwähnten Marienburger Provisionalallianz[3]) war kaiserlicherseits die bedeutungsvolle Rolle zugedacht gewesen, Kern und Ausgangspunkt für weitere Bündnisse mit deutschen Fürsten zu werden. Auch hier blieben der Wiener Politik Enttäuschungen nicht erspart. Als eine der schwersten wurde jedenfalls das Scheitern der vielleicht von Kur-

---

[1]) Relation vom 15. Oktober. Von München begab sich Fürstenberg in ähnlichem Auftrage nach Pfalz-Neuburg, wo er gleichfalls nicht mehr als einen halben Erfolg erlangte; vergl. die zwei Originalerklärungen des Pfalzgrafen vom 20. Oktober, Relation Fürstenbergs vom 21. Oktober; ebenda.

[2]) „Ire Churf. Drlt. werden in allem nottfahl, sonderlich aber wider den gemeinen Erbfeindt den Türckhen nach Iren und Ires Churhaus Vorfahren löbl.em exempel, an Irer kräfftigen beihilf zu erhaltung des Röm. Reichs unnd gemeinen Vatterlands fridt und rhuestandts gewißlich nie nichts verwinden lassen“; Originalbescheid vom 11. Oktober (aus der Geheimen Kanzlei, gez. Berchem), Wien. St. A., 4 A Bavarica 1656—71. Im Münch. St. A. findet sich nur das Rekreditiv, gleichfalls dat. vom 11. Oktober; K. schw. 63/29.

[3]) Vergl. oben S. 246.

mainz veranlaßten[1]) Mission Troyers und Wittenbachs empfunden, welche im Februar 1672 Ferdinand Maria zum Eintritt in das Bündnis aufzufordern hatten.[2]) Die Besonderheiten der Verhältnisse am Münchener Hofe brachten es mit sich, daß man auch jetzt jeder bindenden Entscheidung aus dem Wege ging. Ferdinand Maria erwiderte in äußerlich gefälligen, aber, wie in Wien sofort erkannt wurde,[3]) doch durchaus inhaltlosen und zu nichts verpflichtenden Formen. Er versprach, das Projekt mit Fleiß zu überlegen, und „eine willfährige Erklärung so bald immer möglich zu überschreiben." Weil auch Kurköln zum Beitritt geneigt sei — den es dann, ebenso wie Münster, vollzogen hat, allerdings nur um im Schoße der Allianz deren etwaige Aktionen gegen Frankreich desto leichter überwachen und matt setzen zu können — wolle er sich vorher mit diesem sowie Pfalz-Neuburg darüber kommunizieren.

Bedurfte Ferdinand Maria in der Tat noch einer Direktive für sein Handeln, so ist ihm diese von jenen beiden Mitgliedern seines Hauses nicht vorenthalten worden.[4]) Als Ergebnis der Korrespondenz mit ihnen sowie eigener Erwägung ging am 4. April an den Kaiser ein Schreiben ab, welches in nichts über den Bescheid vom Februar hinausgehend das solidarische Bestreben des Hauses Wittelsbach betonte, das Reich „von auswärtigen Händeln" fernzuhalten und am Schlusse dem Kaiser weitere Mitteilungen in Aussicht stellte.[5])

[1]) Wenigstens hatte der mainzische Rat Schönborn unter anderem auch den Auftrag, dem Kaiser vorzustellen, „Bayern auf seine Seite zu bringen" (Januar 1672); vergl. Mentz, a. a. O. I 175.

[2]) Vergl. Pribram, Lisola a. a. O. 543 Anm. 2 u. Döberl, Forsch. z. Gesch. Bayerns, IV 23 f. Dazu die Notiz bei Wicquefort, Hist. des Provinces-Unies, VI 473.

[3]) „Ob es Effekt haben werde, lasse er an seinen Ohrt gestellt", schrieb der Kaiser an die beiden Gesandten, 26. März; Wien. St. A., Weisungen nach München, 1672—80.

[4]) Köln an Bayern, 13. März, Pfalz-Neuburg an Bayern, 17. März; Münch. St. A. K. schw. 6/6.

[5]) „Wie ich nun seithero nit underlassen, zuvolg der Ew. Mt. Abgeordneten gethanen erclärung, mit meines Hauses Anverwandten und Vertrauten, auf disem werck, vertrewlich zu comuniciren, und ihre dabei zu

Allein diese erfolgten nicht, und so unterblieb auch eine Erwiderung von Wien aus, wo man das die Verzögerungspolitik Bayerns erneut zum Ausdruck bringende Schreiben sehr frostig aufgenommen hatte. Später beschwerte sich Ferdinand Maria, daß durch Verschulden der Hofburg die Verbindung zwischen beiden Höfen zerrissen worden sei, während, wohl mit mehr Recht, der Kaiser im Hinweis auf jene Schlußworte des Briefes den gleichen Vorwurf gegen den Kurfürsten erhob.[1])

Die beiden nächsten Versuche von österreichischer Seite, das sterile Verhältnis der beiden benachbarten deutschen Mächte den Absichten des Kaisers einen Schritt näher zu bringen, sind an den Namen Königseggs geknüpft. Sie fallen bereits in eine Zeit, da sich die allgemeinen politischen Verhältnisse sehr erheblich geändert hatten. Es wird also auch erst später darauf zurückzukommen sein.

Wenn Ferdinand Maria vorsichtig jeder Vereinbarung mit Leopold aus dem Wege ging, die ihn möglicherweise in irgend welchen Gegensatz zu seinem großen Verbündeten an der Seine verwickeln konnte, so hat er es andererseits der Türkengefahr gegenüber auch im Laufe des Jahres 1672 an Eifer und Aktivität nicht fehlen lassen. Im März 1672 — es mag das etwa der Zeitpunkt gewesen sein, an welchem sich die beiden in West und Ost

---

gemüet gehende gedancken zu vernemmen, Also kann E. Kay. Mt. ich hinwider wol versicheren, das Sie geneigt und erbiettig seind, mit, und neben mir, nach dem exempl unserer Vorfahren am Hauß, alles das ienige, mit rechtschaffenem eyfer und allen cräfften, räthlich und thätlich, beizutragen, was zu sicherstellung des Röm.en Reichs vor aller antrohenden Gefahr, abhaltung desselben von auswertigen händlen und conservation allerseits Land und Leuth immer dienlich und ersprießlich sein mag. Derentwegen ich im werck begriffen, mit ihnen weitere comunication zu pflegen, auf was weis und condition solches Ewer Kay. Mt. verlangen, mit unsers gesambten Hauses oder deß mehrern theils davon zu thuen, zu allerseits satisfaction in effect zu stellen, und unvergessen bin mich hernegst gegen Ewer Kay. Mt. daryber mit mehrerm in underthänigkeit vernemmen zu lassen." Orig. Wien. St. A. 4 B Bavarica 1672—79.

[1]) Dekret an Kleist, 17. Sept. 1672; Wien. St. A., 4 B Bavarica; Bericht Königseggs vom 8. November, ebenda; St. K. Bayern, Corr. 1.

am Horizont der Wiener Politik aufziehenden Gewitter in ihren beängstigenden Wirkungen auf den Kaiserhof ungefähr paralysierten — von da an beginnt das Interesse an der Entwicklung im Westen zu überwiegen —, war man im Rate Leopolds abermals eifrig an der Arbeit, die Mittel zur Abwehr des Türken zu verstärken.[1]) Am 26. März ergingen kaiserliche Excitatorien an die kreisausschreibenden Fürsten, die baldige Stellung der Quoten zu betreiben.[2]) Ferdinand Maria erwiderte mit der Berufung des Kreistages auf den 20. Juli nach Landshut,[3]) hier wie auf dem

[1]) Wien. St. A. 195 Kriegsakten, Hofkriegsratsprotokoll vom 21. März u. and.

[2]) Nach Sattler, Geschichte des Herzogtums Würtemberg, X (1779) 205 hätte es sich allerdings in dem Mandatum excitatorium an den schwäbischen Kreis um eine Kriegsverfassung gegen Frankreich gehandelt. Das kann nicht richtig sein. Denn in jenem Reskript heißt es ausdrücklich: „Ew. Lbd. würdt zweifelsohne von deroselben zue Regensburg habenden Gesandten gebürendt hinderbracht worden sein, auß was für hochwichtigen Ursachen Wür in nechst vorigen Jahr bewogen worden, gegenwertige Reichsversamblung anderweit zu erinnern, weilen es schon damals das ansehen gewonnen, alß wann der Erbfeind Christlichen Namens der Türckh sich understehen dörffte, seine operationes mit der Zeit nit allein gegen das Königreich Pohlen sondern pari passu und zugleich auch wider Unsere Erb-Königreich und Lande werckhstellig zue machen, müglichst daran zu sein und zue Befördern, damit der Punctus Securitatis publicae dermal einist ohne weitern verzug zur Richtigkheit gebracht werden und sich ein jeder Creyß u. Stand deß Reichs mit seiner Quota zue dem vergleichen, den Universal Quanto dergestalt gefaßt machen möchte, daß mann sich solcher Verfaßung auf allen unversehenen fall gebrauchen konte". Da nun „die Türkhen Gefahr sich nicht allein nicht mindere, sondern von Tag zu Tag je länger je mehr zunehme", so wolle der Kaiser, daß sich „auch ein jeder Creyß und Stand mit der Ihme zukommender Mannschafft gefaßt halten möchte"; Münch. St. A. K. schw. 463/17. Die übrigen mut. mutand. gleichlautenden Schreiben enth. Wien. St. A., 150 Reichstagsakten 1669—72. Über die vom Westen drohende Gefahr findet sich in keinem auch nur eine Andeutung. So enthält auch das kaiserliche Kommissionsdekret vom 23. März/2. April nur eine „wiederholte Vorstellung der androhenden großen Türkengefahr"; vergl. Pachner, Sammlung der Reichsschlüsse I (1740) 563 ff.

[3]) Ferdinand Maria an Leopold, 28. März, Wien. St. A. 195 Kriegsakten; ebenda vom selben Datum das Schreiben des zweiten Direktors, Max Rudolf von Salzburg.

schwäbischen Kreistage zu Ulm,[1]) den er als Herr von Mindelheim und Wiesensteig zu beschicken hatte, traten seine Vertreter für die richtige Aufstellung der einzelnen Kontingente ein.[2]) In Landshut freilich mit geringem Erfolge. Am 17. Juli hören wir, daß es daselbst „widerwärtig hergehe“[3]) und zehn Tage später wird uns berichtet, daß sich der bayrische Kreistag völlig zerschlagen habe, und „man also ohne Kreisabschied von einander gegangen ist“.[4])

Was immer aber Ferdinand Maria in der Türkenfrage tat, zu tun Willens war oder wenigstens Willens zu sein vorgab, es geschah zur eigenen Sicherheit und aus religiösem Eifer, niemals zu Habsburgs Danke. Seit Brandenburgs Abschwenken war die Front der Extendisten lange ungebrochen geblieben. Immer noch stand Bayern

[1]) Am 21. Mai 1672 luden des schwäbischen Kreises ausschreibende Fürsten zu dem auf den 14. Juli festgesetzten Kreistage in Ulm ein. Dahin wurde Johann Baptist Leydel als bayrischer Vertreter geschickt. Seine Originalinstruktion vom 10. Juli schrieb ihm vor, „zu remonstrieren, daß die von Ihrer Khayserl. Mayt. repraesentirte Türckhengefahr nit gedulte, daß mann die quaestionem veterioris universalis et particularis moderationis in Neues disputat und deliberation ziehe“; Münch. St. A. K. schw. 463/17. Ebenda seine weiteren Berichte vom Kreistage vom 15., 17., 20., 24., die uns auch manches über die Schwierigkeiten zwischen den protestantischen und katholischen Ständen berichten, und seine Relation über die zu Ulm abgelaufenen Handlungen vom 31. Juli. Entgegen der Meinung anderer, die durch die alte Matrikel vom Jahre 1521 bestimmte Zahl der zu stellenden Mannschaft herabzusetzen, ließ Ferdinand Maria durch Leydel erklären, daß er sich auch fernerhin an jene gebunden erachte.

[2]) Die Instruktion für die nach Landshut gehenden Räte (dat. 17. Juni) enthielt genaue Vorschriften, wie das Reichskontingent aufzustellen sei, „damit man sich hierauf zu verlassen, auf eraigneten fahl eines Veldtzugs selbe zum Musterplaz beschreiben u. wohin mans zu defension des Röm. Reichs bedürfftig, die abmarchierung verordnen möge“; Münch. St. A. K. schw. 463/18.

[3]) Scherer und Raßler an den Kaiser, 17. Juli; Wien. St. A., St. K., 28 Berichte aus Regensburg (österr. Ges.).

[4]) Dieselben, 27. Juli, ebenda. Bericht Hettingers an den Kurfürsten, 28. Juli, Mainzer Erzkanzler-Archiv, 240 Reichstagsakten.

an der Spitze.[1]) Als im Frühjahr 1672 über den Modus verhandelt wurde, wie und aus welchen Mitteln die Kosten für die Reichs-Generalität zu beschaffen seien und eine besondere Umlage dafür geplant wurde, erklärten Bayern und seine Anhänger über die durch die Reichsmatrikel vorgeschriebene Leistung nicht hinauszugehen. „Man hat auf keine Weise mit ihnen zurecht kommen können", schrieben Scherer und Raßler im Anschluß an die hartnäckigen und doch ergebnislosen Beratungen vom 10. und 11. Juni erbittert nach Hause.[2]) Seit der Mitte des Jahres 1672 beginnt dann allerdings die Extendistenfrage, vor allem auch infolge der wachsenden Uneinigkeit ihrer Anhänger, hinter den großen europäischen Begebenheiten zu verschwinden,[3]) und damit war hier der Sieg des Kaisers entschieden, aber der Widerstand Bayerns gegen die Wiener Politik blieb in allen Reichsangelegenheiten der gleiche.

Es war bei solcher Lage der Dinge gewiß verständlich, wenn in Wien das Mißtrauen zu immer bedrohlicherer Höhe wuchs. Die allgemeine Abneigung wandte sich ganz mit Recht vor allem gegen die Kamarilla der Fürstenberger Brüder, der Egonisten, über welche, wie Stoiberer zu berichten wußte, Reden fielen, „so frei und hart, daß es ein Greuel anzuhören."[4]) Daß zwischen den neuen Rüstungen Bayerns[5]) und seinen politischen Beziehungen zu Frankreich ein innerer Zusammenhang obwaltete, lag doch für jedermann, der sehen wollte,

[1]) Berichte der bayer. Ges. (Münch. St. A. 177/2 und 3), Berichte der Prinz.-Komm. (Wien. St. A. 15), der österr. Ges. (ebenda St. K. 28), Relationen darüber besonders vom 14. Februar und 6. März (ebenda, Vota I—IV).

[2]) Bericht vom 12. Juli, Wien. St. A. St. K., 28 Berichte aus Regensburg; Hettinger an den Kurfürsten, 28. Juli, Mainzer Erzkanzler A., 240 Reichstagsakten. In denselben Tagen schickte Bayern ein Kollegialschreiben herum; Urk. u. Akt. XIV 1, 558.

[3]) Lohmann, a. a. O. 78 ff.

[4]) Stoiberer an Schmid, 31. Juli 1672; Münch. St. A. K. schw. 6/18. Anlage X.

[5]) Die Werbungen beschränkten sich damals schon nicht mehr auf die Kurlande; am 10. Februar 1672 bereits berichtet Raßler über die Tätigkeit bayerischer Werber in Regensburg und Umgebung; Wien. St. A., St. K., 28 Berichte aus Regensburg. Über die Rüstungen vergl. die ausführlichen Mitteilungen bei Staudinger, a. a. O. I 212 ff.

klar auf der Hand. Man glaubte zu wissen, wessen man sich von dem Kurstaate zu versehen habe. Das Verhältnis der beiden Höfe von Bayern und Österreich litt naturgemäß unter dem Anschluß der ersteren Macht an Frankreich, wenngleich man in der Hofburg darüber zunächst nicht viel mehr als freilich sehr weitgehende Vermutungen hatte. Der Brandenburger behauptete sogar Herrn von Goes, dem kaiserlichen Gesandten, gegenüber, daß Bayern bereits entschlossen sei, „den König in Frankreich zum römischen König zu machen.[1])

Man traute Ferdinand Maria außerdem umfassende Eroberungspläne auf Augsburg, Regensburg, sogar Tirol zu. Stoiberer mußte sich scharf dagegen verwahren.[2]) Allein er konnte sich doch nicht verhehlen, daß er keine gute Figur am Hofe spielte. Er hätte von den Plänen und Absichten der kaiserlichen Politik überhaupt nichts erfahren, würden ihm nicht gute Freunde unter den Ministern das eine oder andere hinterbracht haben. Denn keineswegs hatte

[1]) Bericht Goes', 27. Mai, Urk. u. Akt. XIV 1, 538.

[2]) Am 18. April schrieb Schmid an Stoiberer: „Derselbe [Stoiberer] kann nit glauben, wie ybl Ir. Ch. Dhl. mein gnedigster Herr aufgenommen, das man zu Wienn keinen scheu trage, offentlich sowol in der Statt als zu Hoff auß zu spargirn, als wann höchstged. S. Ch. Dhl. mitlst der französischen Waffen sich der Statt Augspurg u. Regenspurg zu bemaichtigen, auch einen zuespruch an das Tyrol zusuechen, u. sich der Tyrolischen Land auf gleiche weis maister zu machen gedächten, ia welches das maiste u. empfindlichste ist, zu disem end sogar sich der Zrinischen rebellion theilhafftig gemacht hetten u. was dergleichen närrsches fabelwerk mehr ist. Noch weher hat Ir. Ch. Dhl. gethan, in deme Sie durch ein anders schreiben advertirt worden, daß solche widerliche spargimenti am Kays. Hof nit ohne apprehension seien, in deme man so gar eine vornemme generals Persohn in Tyrol alle guete anstalt zumachen abgeordnet, u. eben darumben die Scherniz als ein Gränz ohrt an Bayrn, wie man dann darmit im werck ist, mehrers zu bevestigen und zu bewahren anbevolchen." Ferdinand Maria ließ durch Schmid dem Gesandten befehlen, auf den Urheber dieses „Fabelwerks" zu fahnden, damit man dagegen remonstieren könne, „wie es ein solch ungewaschnes u. lügenhafftes maul verdient;" Münch. St. A. K. schw. 6/18. Bezeichnend ist, daß der brandenburgische Gesandte von Crockow schon am 19./29. April gerüchtweise aus Paris meldete, Landgraf Hermann habe in München eine Allianz mit Frankreich geschlossen; Urk. u. Akt. XIII 81.

Bayern in Wien nur Gegner.[1]) Vielmehr suchten gerade einige der einflußreichsten Männer eine Brücke der Verständigung nach München zu schlagen, oder wenigstens Öl auf die Wogen zu gießen. So der Obersthofkanzler Hocher, mehr noch der Reichsvizekanzler Königsegg,[2]) ferner der erst kürzlich gefürstete Reichshofratspräsident Schwarzenberg sowie Graf Wolfgang von Öttingen, nach Stoiberers Urteil „gewiß ein recht getreu und devotister Diener von Ihr Churf. Durchl. und dero Churhauß", endlich „der ehrliche Herr Schröder", als kaiserlicher Geheimsekretär eine gewichtige Persönlichkeit, und wie es scheint, wenigstens zeitweise der angesehene Markgraf Hermann von Baden.

Gewiß nicht ohne Berechnung sprachen die Minister über den Vizekanzler Schmid zu Stoiberer in lobenden Ausdrücken, nannten ihn „einen aufrechten und guten Mann", die einzige Säule, auf der noch die Eintracht der beiden Häuser beruhe. Man ahnte wie gesagt, in der Kaiserburg, ohne freilich genaueres zu wissen, daß bereits zwischen Bayern und Frankreich irgend ein Abkommen getroffen worden. Selbst über den Inhalt desselben schwirrten in der deutschen Diplomatenwelt Gerüchte umher, die der Wahrheit

[1]) Über die Stimmungen in Wien vergl. Anlage XI. Schreiben Stoiberers an Schmid, 7. April.

[2]) Über diesen schreibt Stoiberer an Schmid, 7. April (P. S. Münch. St. A. K. schw. 6/18): „Sonsten hat sich der Reichsvice Canzler Graf v. Königseckh, welcher gewißlich gegen Ewer Churf. Durchl. devotissimus ist, und dessen nur genugsambe bezeigung geben zu können, die gelegenheit zu haben, mehrmahl verlanget, gegen mir erbotten, wo er gesichert sein kende, daß E. Ch. D. es nur zu dero wissenschaft u. nachricht behalten, sonst aber niemand die scripta zu sehen bekhommen lassen, noch das es von ihme grafen herkhomme, melden wolten, So wolte er von Zeit zu Zeit mir guete secreta anverthrauen, er müesste aber von E. Ch. D. es schrifftlich sehen, das er dessen desto mehr vergewissert sein khönde. E. Ch. D. solten nur daß gnedigste Vertrauen zu Ihme stehlen, er wolte deroselben agent sein und was Sie nur verlangten bey Ihr Kays. Maytt. verrichten. Dieselbe würden unfehlbar hindergangen und durch ganz ungleiche Bericht ybel informiert." Es scheint mir nicht ganz unmöglich, daß Königsegg für seine Haltung vom bayerischen Hofe einige Remunerationen erhielt. Hier und da findet sich in seiner Korrespondenz mit München ein Wort des Dankes eingestreut für die vom Kurfürsten „empfangenen großen Gnaden".

sehr nahe kamen.[1]) Das Geheimnis war aufgekommen, während der Münchener Hof noch immer den Schlüssel dazu in Händen zu halten glaubte. Selbst die geheimsten Träume des Hauses Wittelsbach scheinen nicht unbekannt gewesen zu sein. So ließ man Stoiberer hören, daß der Kaiser Ferdinand Maria zur römischen Krone verhelfen wolle, ferner, falls er, Leopold, ohne Erben bleibe, den Kurprinzen adoptieren würde.[2])

In dieses unklare, vielfach getrübte, an inneren Widersprüchen und mehr oder weniger offenen Gegensätzen überreiche Verhältnis der beiden deutschen Mächte trat Mitte des Jahres 1672 als verdüsternde Wolke eine neue Frage. Wie außerordentlich viel der französischen Politik an dem Anschluß oder wenigstens der Neutralität Brandenburgs gelegen war, hatten die Sendungen der Grafen de Crécy, St. Géran und Vauguyon erwiesen. Noch ehe Ludwig die Operationen gegen Holland begann, erschöpfte er sich dem Berliner Hofe gegenüber in Versicherungen, falls er genötigt sein sollte, die dem Brandenburger gehörigen, aber von holländischen Truppen besetzt gehaltenen clevischen Festungen zu okkupieren, sie dem Kurfürsten nach dem Frieden zu restituieren, vorausgesetzt, daß Friedrich Wilhelm neutral bleibe.[3]) Allein der kriegseifrige Brandenburger, dessen stolze Mannheit und politische Energie uns in dieser Phase glänzender als je zuvor entgegentritt, schloß, wie wir sahen, am 6. Mai 1672 seinen berühmten Vertrag mit Holland, und war, als im folgenden Monat das Befürchtete eintraf,[4]) und Condé sich zum Meister von Cleve machte[5]), indem

[1]) Vergl. die Relation Crockows aus Paris vom 23. April 1672; Urk. u. Aktenst. XIII 76 f.

[2]) Stoiberer an Schmid, 31. Juli; Anlage X.

[3]) Vergl. Recueil des instr., a. a. O. VII 37; Köcher, a. a. O. II 210. Auch in dem Vertrage mit Köln vom 2. Januar 1672 war die Rückgabe der brandenburgischen Örter nach dem Frieden zugestanden; Alpen, a. a. O. VII § 9, 207 f.

[4]) Über die Wirkung der Nachricht auf den Berliner Hof vergleiche Orlich II 54 ff. und Amerongen an den Griffier 12. Juni; Urk. u. Akt. III, 265 ff.

[5]) Über die Wegnahme der Festungen vergl. Orlich II 54 f. und Ennen, Frankreich etc. I 260 ff.

er die Holländer mit leichter Mühe verjagte, sofort entschlossen, mit dem Aufgebote seiner ganzen beträchtlichen Macht in den Krieg einzutreten.

Jene Ereignisse haben nicht nur den Abschluß des Vertrages vom 12. Juni mit dem Kaiser[1]) beschleunigt, sondern dieser „Defensivallianz" zugleich in der Wiedereroberung jener Festungen ein bestimmtes Ziel gewiesen. Für Friedrich Wilhelm galt es gewiß zunächst seinen bedrohten Besitz zu retten, allein das kam in der weiteren Folge auch dem ganzen Reiche zu gute. Nicht so sehr also in der Gesinnung wie in der Tat ist das nationale Moment der brandenburgischen Politik während dieser Phase zu suchen.

Wie oft hatte Ludwig an den einzelnen Höfen wie am Reichstage erklärt, die alten Verträge halten und des Reiches Frieden nicht stören zu wollen. Daß die Überrennung der brandenburgischen Örter am Niederrhein diesen Versprechungen direkt zuwiderlief, mußte auch von denen zugegeben werden, welche, wie Johann Philipp von Mainz, darin noch keinen casus belli für den Brandenburger selbst erblicken wollten.[2])

In diesem Augenblicke, da die ganze Situation mit Notwendigkeit zu kriegerischer Lösung zu drängen schien, tauchte im Kreise der deutschen Fürsten ein neuer Gedanke auf, der eine friedliche Schlichtung ins Auge faßte. Noch im selben Monat Juni, der die Franzosen zu Meistern des Niederrheins machte, schlug der wie stets projektereiche Kurfürst von Mainz in der richtigen Voraussicht, daß auf die Dauer auch das Reich in diese Händel hineingezogen werden würde, dem kaiserlichen Gesandten Meyernberg vor, der Kaiser selbst solle die Vermittlung zwischen Ludwig und Friedrich Wilhelm übernehmen und damit im Keime jene Verwicklungen ersticken, die wie ein junges Feuer nur auf neue Nahrung zu warten schienen, um sich noch weiter auszubreiten.

---

[1]) Publikationsorte bei Bittner, Chronologisches Verzeichnis der österr. Staatsverträge I (Wien 1903) N. 368.

[2]) Vergl. Guhrauer, Kur-Mainz in der Epoche von 1672, II (Hamburg 1839) 7 ff., Mentz, a. a. O. I 179 ff.

Als das Projekt in Wien kurzer Hand abgewiesen wurde,[1]) entschloß sich Johann Philipp, der noch immer, wie einst in größeren Tagen, an dem schulgerechten System einer balanzierenden Neutralitätspolitik zwischen den beiden ersten Häusern des Kontinents festhielt, selbst als Vertreter der Vermittlungsidee aufzutreten, der er nunmehr die Form einer Reichsmediation zu geben gedachte.[2]) Der Begriff der Reichsmediation war übrigens nicht die eigene Erfindung Johann Philipps, sondern gehörte offenbar bereits älteren Zeiten an. Noch im vergangenen Jahre war mit ihm, allerdings erfolglos, operiert worden.[3]) Wann dieser Gedanke nach München übertragen wurde, ob er nicht dort vielleicht ganz selbständig entstanden ist, oder, was sich als das wahrscheinlichste anbietet, durch die französische Politik etwa gleichzeitig an beide Höfe gebracht wurde,[4]) läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Jedenfalls haben beide Kurfürsten durch ihre Gesandten Hettinger, Mayr und Dellmuck in Regensburg die Reichsmediation gemeinsam vorgeschlagen.[5]) Während hier der Gedanke langsam Raum gewann

[1]) Pribram, Lisola a. a. O. 564; Urk. u. Akt. XIV 1, 556; Bericht der österr. Gesandten in Regensburg, Scherer und Raßler, 6. Juli; Wien. St. A. St. K., 28 Berichte aus Regensburg, 1672.

[2]) Der Marquis D'Angeau kann nicht, wie Guhrauer II 5 vermutet, die mainzische Vermittlung veranlaßt haben, da er erst am 20. September Paris verließ, damals aber das Mediationsprojekt bereits überall in Diskussion stand.

[3]) Bischof Philipp Valentin von Bamberg hatte Ende 1670 eine Reichsmediation angerufen zur Beilegung seiner Streitigkeiten mit dem Kaiser über gewisse Güter in den österreichischen Erblanden; Bericht der bayerischen Gesandten in Regensburg, 29. Dezember 1670; Münch. St. A. K. schw. 176/7, 11. Mai 1671, ebenda, 176/9. Ferd. Maria versprach am 26. Mai dem Bischof bei der Durchführung des Gedankens zu sekundieren (ebenda und Dankschreiben des Bischofs vom 3. Juni). Allein Leopold erklärte, daß er sich auf eine Reichsmediation „keineswegs verstehen könne noch wolle" (an Ferdinand Maria, 6. Juni, ebenda). Hierauf zog auch der Kurfürst trotz erneuter Bitte des Bambergers (dat. 31. Juli) die Zusage seiner Unterstützung zurück (Schreiben vom 11. August, ebenda, 176/10).

[4]) Vergl. Urk. u. Akt. XIV 1, 584; Schreiben Schwerins vom 5. August bei Orlich II 59.

[5]) Leopold an Königsegg, 9. November; Wien. St. A., Weisungen nach München, 1672—80.

und eifrig aber ergebnislos über seine Verwirklichung beraten und gestritten wurde,[1]) tat Bayern noch einen Schritt weiter.

Schwerlich aus eigener Initiative[2]) versuchte Ferdinand Maria durch die Sendung des Geheimen Rats Ewald von Kleist den Kaiser von aktivem Eingreifen in die immer weitere Kreise ziehenden Wirren im nordwestlichen Deutschland abzuhalten und dem Projekte der Reichsmediation in der Hofburg Eingang zu verschaffen.[3]) Er selbst wie viele andere deutsche Fürsten, vor allem

---

[1]) Berichte: Hettinger an Mainz, Erzkanzler-Archiv, 240 u. 241 Reichstagsakten; Dellmuck und Mayr an Bayern, Münch. St. A. 177/5 u. f.; Bischof Marquard und Schütz an den Kaiser, Wien. St. A. 15, 16 Berichte der Prinz.-Komm.; Scherer und Raßler an den Kaiser, ebenda, St. K., 28 und 29 Berichte aus Regensburg (österr. Ges.).

[2]) „Gewiß im Einverständnisse, vielleicht sogar im Auftrage Ludwig XIV."; Pribram, Lisola a. a. O. 572. Eine aktenmäßige Bestätigung habe ich dafür allerdings nicht finden können. Doch zweifle ich nicht an der Richtigkeit. Wer anzunehmen geneigt ist, daß der erste Anstoß zu der Reichsmediation von Frankreich ausging, wird auch in der Entsendung Kleists die Einwirkung Ludwigs erblicken müssen. Um so mehr, als die bayerische Mission in ihren Zielen doch nur eine Wiederholung der resultatlos gebliebenen Sendung des kurmainzischen Rats von Schönborn (Anfang 1672 gewesen ist. Diese aber war sicherlich von Frankreich veranlaßt. Vergl. Goes an Schwerin, 28. Februar, Urk. u. Akt., XIII 192; Mentz, a. a. O. I 175. Bezeichnend für den inneren Zusammenhang der Ereignisse ist es ferner, daß am 25. Juli, dem Datum der Instruktion für Kleist, der jüngere Gravel dem Mainzer vortrug, daß sein König die brandenburgischen Festungen nach dem Frieden zurückgeben, jeden Eingriff des Kaisers aber als Kriegsfall betrachten werde, und daß es daher im Interesse der Reichsfürsten liege, dies zu verhindern; „Summarischer Inhalt dessen, was der König in Frankreich durch den Abbé de Gravell Iro Churf. Durchl. zu Mainz den 25ten Juli vortragen lassen; Münch. St. A. K. schw. 63/30. Vergl. dazu Goes an den Kaiser, 19. August, Urk. u. Akt., XIV 1, 584.

[3]) Instruktion vom 25. Juli 1672, Münch. St. A. K. schw. 63/30; v. Kleists Negociation in Wien. Eine Ergänzung hierzu bildet ein geheimes Memorial vom selben Datum; ebenda. Einiges über die Sendung Kleists bereits bei Orlich II 59, Pribram, Lisola 572. Vergl. auch die kurzen Bemerkungen in den Relationen Heidens und Neumanns an Friedr. Wilhelm; beide vom 4./14. August; Urk. u. Akt. XIII 268 f., ferner ebenda, XIV 1, 584.

Kurmainz, sahen auf das bis zu seinem definitiven Abschluß sorgfältig geheim gehaltene kaiserlich-brandenburgische Bündnis mit scheelen Augen. Kaum hatte Bischof Marquard dem Reichstage zu allgemeiner Überraschung die Tatsache der Allianz mitgeteilt, als er von den um ihren Frieden besorgten oder franzosenfreundlichen Ständen über die letzten Absichten der Hofburg mehrfach und lebhaft interpelliert wurde. Denn wer konnte wissen, ob mit jenen Angaben, welche der kaiserliche Gesandte zu machen für gut befunden, der Inhalt des Vertrages auch wirklich erschöpft war? Zur Beruhigung der erregten Gemüter gab die Prinzipalkommission die Erklärung ab, daß der Kaiser jene Allianz nicht als Oberhaupt des Reiches, sondern als Landesherr geschlossen habe.[1]) Wer aber richtig erwog, daß ja die Casa d'Austria seit Alters diese ihre beiden staatsrechtlichen Titel und Eigenschaften je nach augenblicklichem Nutz und Frommen auszuspielen liebte, gab sich damit nicht zufrieden. Deshalb erteilte Ferdinand Maria seinem Abgesandten den weiteren Auftrag, die Hofburg auf jene Regensburger Erklärung mit allem Nachdruck hinzuweisen, damit nicht doch zuletzt das Reich für die österreichischen Händel die Zeche bezahle.[2])

Wie warm sich auch der Münchener Hof der Reichsinteressen annahm, so wie er sie eben auffaßte, für die gewiß nicht unberechtigten Beschwerden Brandenburgs hatte er, der heimliche Alliierte Frankreichs, bei dem es auch an Mißtrauen und Eifersucht gegen den aufstrebenden jungen Staat im Norden nicht fehlte, kein rechtes Verständnis. Daß französische Heere die clevischen Festungen bemeisterten und ihre Streifkolonnen das flache Land erbarmungslos brandschatzen, glaubte man durch die Absichten der Louvois'schen Kriegsleitung hinreichend entschuldigt, die Holländer aus allen

[1]) Berichte Marquards und Schütz', Sommer 1672; Wien. St. A.; 15 Berichte der Prinz.-Kommission.

[2]) „. . . weil man schon von einem ganzen seculo her wahrgenommen, was aus solchem underschidt den man zwischen dem Kayser als Kayser und Erzherzog zu Österreich machen wollen, dem Röm. Reich für große ungelegenheiten entstanden seien." Geheimes Memorial vom 25. Juli; Münch. St. A. K. schw. 63/30.

ihren rheinischen Positionen zu werfen. „Aller Völker Recht ist, daß einer seinen Feind verfolgt, wo er denselben findet", diese kaltsinnige Motivierung sollte Kleist neben anderem den kaiserlichen Räten entgegenhalten, welche das Recht Brandenburgs verteidigten, zu den Waffen zu greifen.[1])

Ende Juli brach der bayrische Gesandte von München auf, am 3. August kam er in der Kaiserstadt an, am 5. suchte er den damals noch für allmächtig geltenden ersten Minister Lobkowitz auf, der ihn zu überzeugen suchte, daß der Kaiser so wenig wie er selbst den Frieden mit Frankreich gefährden wollte. Einzig und allein der Kölner Kurfürst sei der Friedensstörer, er, Lobkowitz, habe daheran diesen wie an den Bischof von Straßburg „gut deutsch" geschrieben.[2]) Zwei Tage später wurde Kleist in Audienz von Leopold empfangen,[3]) dem er ein die Wünsche seines Kurfürsten ausdrückendes Promemoria überreichte.[4])

Selbst wenn die bayerische Politik mit dieser Intervention in Wien wirklich nur, wie mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, einer Anregung von französischer Seite gefolgt ist, wenn also auch diese Aktion vorzugsweise den Stempel des Fürstenbergischen Geistes trägt, so war doch Ferdinand Maria für seine Person sicherlich fest davon durchdrungen, daß durch friedliche Vermittlung zwischen den beiden Parteien Brandenburg und Frankreich auch der Sache des Reiches am besten gedient sei. Er stand auch hierbei durchaus auf dem Boden des Westfälischen Friedens, über den er Zeit seines Lebens nicht hinausgekommen ist. Dem gleichen Zwecke hatte zu dienen, wenn er den Kaiser von neuem warnen ließ, seine Staaten militärisch zu entblößen, und damit dem Türken, dem

---

[1]) Reskript Ferdinand Marias an Kleist, 12. August, ebenda.

[2]) Relation Kleists, 8. August, ebenda.

[3]) Friedrich von der Heiden an Friedrich Wilhelm 28. Iuli / 7. August; Urk. u. Akt. XIII 268.

[4]) Anbringen des von Churbayern hierher abgeschickten von Kleist, übergeben Ihrer K. M. in der Audienz, den 7. August; Wien. St. A., 4 B Bavarica.

untreuen Erzfeind, die Aussicht auf einen erfolgreichen Angriff der habsburgischen Länder nahe zu legen.[1])

Zur Erledigung der Kleist'schen Sendung hatte Leopold eine besondere Konferenz ernannt, welche die heterogensten politischen Elemente am Kaiserhofe, Lobkowitz und Hocher, Montecuccoli, Lamberg und Schwarzenberg[2]) in sich vereinigte. Sie trat am folgenden Tage nach der Audienz zur Beantwortung des bayrischen Anbringens im Hause des Obristhofmeisters zusammen. Die Möglichkeit der Zurückhaltung oder gar Aufgabe des in dem Brandenburger Bündnis vorgesehenen Kriegszuges an den Rhein ist hier offenbar gar nicht erst zur Debatte gekommen. Dafür sollte Kleist nochmals eindringlich vorgestellt werden, daß jener Allianz keinerlei aggressive Tendenzen innewohnten, der Kaiser habe zu Partikularbündnissen greifen müssen, da — ein versteckter Vorwurf gegen Bayern, das Haupt des Extendistenbundes — seine Bemühungen auf dem Reichstage zur Bildung einer nach außen achtunggebietenden Reichsdefension unfruchtbar geblieben seien.[3]) In einem Punkte aber konnte man dem Münchner Hofe ohne Schädigung der eigenen Interessen entgegenkommen. Kleist hatte in seinen Besprechungen mit Lobkowitz mit besonderer Dringlichkeit die den Wiener Ministern schon aus früheren Jahren wohlbekannten Besorgnisse Ferdinand Marias vor Durchzügen fremder Truppen ausgesprochen und die Bitte geäußert, daß, falls der Marsch der Kaiserlichen nicht aufzuhalten sei, den bayrischen Kurlanden wenigstens die Schrecken des Durchzuges, so weit möglich, erspart

[1]) „ . . . wie dann auch nit zu zweiflen, daß der untrewe Erbfeindt der Türckh, wan er das feur in dem Reich aufzugehen vermerckhen solte, sich diser gelegenheit bedienen und seine ohne daß an Iro Mayt. Greuz stehente grosse Macht in deroselben Erblandt ergissen wurde"; Instruktion Kleist's. Auch dieses Argument war nicht neu. In seinem Mémoire vom 27. Sept. 1667 hatte es bereits Prignani geltend gemacht; vergl. Preuss, Festgabe a. a. O. 347.

[2]) Auch die Namen der Sekretäre Abele und Dorsch finden sich — der letztere allerdings nicht immer — unter den im Wiener St. A. befindlichen Konferenzprotokollen.

[3]) Konferenzvotum vom 8. August, aufgesetzt am 10., relatum Augustissimo am 11., Kleist mitgeteilt am 16.; Wien. St. A., 4 A Vorträge.

bleiben möchten. Diesem billigen Wunsche war leicht zu willfahren. Also einigte sich die Konferenz vom 8. August dahin, es sollte Kleist zur Kenntnis gebracht werden, daß den kaiserlichen Heerhaufen die strengste Marschdisziplin anbefohlen werden würde,[1]) um die verderblichen Folgen abzuwenden, welche die wilde Praxis damaliger Kriegszüge über die betroffenen Landschaften zu verhängen pflegte. Hiermit glaubte man das Maß von Zugeständnissen gefunden zu haben, welches in glücklichster Weise einerseits Bayerns Befürchtungen zerstreuen, andererseits den Fortgang der Expedition ins Reich nicht berühren würde.

Noch bevor Kleist von diesem Votum Kenntnis erhalten hatte, trat er am 12. August mit Lobkowitz und Hocher zur ersten offiziellen Besprechung zusammen, den beiden Männern also, von denen er nach ihrer ganzen politischen Vergangenheit und Haltung das weiteste Entgegenkommen erwarten durfte: Hocher war der Günstling und damals wenigstens noch der Anhänger des Obristhofmeisters, dieser selbst stand im Solde Frankreichs. Das wußte Ferdinand Maria so gut und besser, als es alle Welt wußte. Ausdrücklich hatte er daher in der Überzeugung, daß Lobkowitz den Beschluß der Expedition ins Reich „so gar gern nit sehen werde", Kleist befohlen, sich gegen jenen „etwas vertraulichers und umständlichers vernehmen zu lassen".[2]) Allein in einem anderen Punkte und gerade dem wichtigsten ging man in München fehl. Aus den kaiserlichen Erklärungen las man hier den drohenden Entschluß der Offensive gegen Frankreich heraus. So furchtbarer Ernst aber war es dem Wiener Kabinett durchaus nicht. Wenn Lisola, dem gut reichsdeutsche Gesinnung gewiß nicht fremd war, aus weiter Ferne zum Offensivkrieg drängte, so sahen sich jetzt die Dinge von der Donau aus ganz anders und viel bedenklicher an. Durfte der Kaiser alle seine Kräfte im Westen engagieren,

[1]) Ebenda. In der Tat erging wenige Tage später ein kaiserliches Rundschreiben an die Stände, worin um gutwilligen Paß und Durchzug gebeten und gute Mannszucht versprochen wurde, Leopold am 11. August; mut. mutand. ins Reich; Münch. St. A. K. schw. 63/30.

[2]) Geheimes Memorial vom 25. Juli; ebenda.

während die Finanzen in so kläglichem Zustande waren, daß man immer „eine Lücke zu und die andere aufmachen" mußte,[1]) und jeder Tag vor den Toren der Erblande neue Feinde und Gefahren entstehen lassen konnte? Die Hoffnung, Ungarn endlich und für immer am Boden zu haben, erwies sich grade jetzt als schwere Täuschung. Man hatte es geglaubt, weil man es gewünscht hatte. Mitte August erhob die „perfidissima rebellione"[2]) von neuem ihr Haupt. Nicht viel später und unter Emmerich Tökölys Fahnen standen Tausende von Aufständischen, die alle kaiserlichen Erlasse als null und nichtig erklärten und mit heimlicher Unterstützung der Türken den gefährlichsten aller Kriege, einen erbitterten Guerillakampf, eröffneten.[3])

Unter solchen Umständen mußte dem Kaiser der Krieg gegen Frankreich als kaum durchführbares Wagnis erscheinen,[4]) und hierin bestärkte ihn das gewichtige Wort seines ersten Ratgebers. Der sah die ganze Expedition nur als einen Seitensprung an, welcher ihm seine persönlichen und sehr ergiebigen Beziehungen zum Versailler Hofe nicht trüben sollte. Wie Ferdinand Maria wollte im Grunde auch Leopold den Frieden, aber einen Frieden, der Holland rettete, Köln und Münster zum Stillsitzen zwang und Brandenburg seine verloren gegangenen Plätze restituierte. Um das zu erreichen, hielt er die militärische Demonstration an den Rhein für durchaus geboten. Hier war die Stelle, wo sich die Auffassung der beiden Höfe trennte, und damit war der Mission Kleists eigentlich schon ihr Urteil gesprochen.

Das hat die Besprechung vom 12. August geoffenbart. Der Gesandte proponierte hier eine gütliche Intervention von Kaiser und Reich und deshalb Zurückhaltung der bereits auf Kriegsfuß gebrachten kaiserlichen Regimenter, Hocher dagegen erklärte, der Zug an den

---

[1]) Vergl. Wolf, Die Hofkammer unter Leopold I.; in: S. B. der k. k. Akad. d. Wiss. XI (Wien 1854), bes. 473 ff.

[2]) Ausdruck des venetianischen Gesandten Marino Giorgi.

[3]) Vergl. Lefaivre, a. a. O. II 65 ff.

[4]) Vergl. Pribram, a. a. O. 573 ff., der die kaiserliche Politik gerechter beurteilt als v. Zwiedineck.

Rhein sei notwendig, um die Ruhestörer Köln und Münster zur Ordnung zu bringen und Brandenburg zu dem Seinigen zu verhelfen. Deshalb sei es des Kaisers „herzlicher Wunsch und höchstes Verlangen", daß auch Kurbayern der so vielfach angegriffenen Brandenburger Allianz beitrete. Zum Beweise, daß Leopold einer Erfolg versprechenden Vermittelung an und für sich nicht abgeneigt sei, ließ er wenigstens seine Bereitwilligkeit aussprechen, anzuhören, ob Ferdinand Maria zu dem Mediationswerk „etwas heilsames und nützliches beitragen" wolle.[1])

Ein wenig befriedigendes Resultat. Und während Kleist den Verlauf der Besprechung nach Hause überschrieb, um von dort weitere Direktiven zu empfangen, wurde seine Verhandlung bereits durch die Tatsachen beantwortet. Alle kriegerischen Vorbereitungen nahmen ruhig ihren weiteren Verlauf, die bereits in Bewegung befindlichen kaiserlichen Truppen setzten ihren Marsch nach dem nordwestlichen Böhmen fort, am Morgen des 14. August brach auch der zum Generalissimus ernannte Montecuccoli, die erste militärische Autorität des Reiches, nach Eger, dem Sammelplatze des Heeres, auf.[2])

Wie hätte angesichts dieser Ereignisse die ungebetene bayerische Vermittlung Erfolg haben können!

Obwohl ihm damit die letzte Hoffnung schwinden mußte, hat Kleist auf dem verlorenen Posten ausgeharrt und seine undankbare Aufgabe bis zum Ende unverdrossen und gewissenhaft durchgeführt.

Wo immer damals französische, kölnische und bayerische Diplomaten zusammentrafen, verstand es sich fast von selbst, daß sie gemeinsames Spiel machten. So hatte auch Kleist unmittelbar nach seiner Ankunft die engere Fühlung mit Grémonville und dem

---

[1]) Kleists Protokoll über die Konferenz vom 12. August, seine Relation vom 13. August; Münch. St. A. 63/30. Ferner die „Unterthänigste Erinnerungen", welche Kleist am 12. August mündlich machte und am 1. September dem Hofkanzler schriftlich für den Kaiser überreichte; Wien. St. A., 4 B Bavarica.

[2]) Bericht Kleists vom 14. August; Münch. St. A. K. schw. 63/30.

kölnischen Gesandten Mayersheim gesucht und gefunden.[1]) Wie Grémonville mit allen Künsten der Überredung und Drohung im Sinne des Friedens auf den Wiener Hof einwirkte,[2]) dem er am 13. August sogar eine Liga gegen die Türken offerierte,[3]) und was der eitlen Versprechungen mehr waren, so drang er auch wiederholt in Kleist, eine „gründliche und positive Erklärung" zu verlangen. Auf der anderen Seite bemühte sich Lobkowitz auch jetzt noch Bayern jeden Argwohn zu benehmen, als wolle der Kaiser den Krieg; grade um den Frieden zu wahren oder wieder herzustellen, sei es nötig, „die Hand nicht länger im Sacke zu halten."[4]) Kleist ließ sich noch einmal für diese Auffassung gewinnen, jedenfalls glaubte er soviel zu erkennen, daß die Erledigung der „gravamina particularia" des Brandenburgers für die kaiserliche Diplomatie im Grunde doch erst in zweiter Linie stand.[5])

Mehr als eine Woche verging, während welcher Zeit in Wien Tag für Tag scharf disputiert wurde, ehe die Antwort des Kurfürsten[6]) auf den Bericht über die erste offizielle Besprechung einlief. Nach den letzten Schreiben Stoiberers war Ferdinand Maria bereits anzunehmen geneigt gewesen, daß der Wiener Hof vielleicht doch noch auf die Expedition verzichten werde.[7]) Diese Hoffnung hatte der Bericht vom 13. August zerstört. So fiel auch die Antwort

[1]) So übergab ihm Grémonville auch eine Kopie des Schreibens vom 7. August, in welchem Ludwig Leopold nochmals versicherte, nichts gegen die Ruhe des Reiches unternehmen zu wollen. Das Schreiben bildet Beilage zu Kleists Bericht vom 25. September; Münch. St. A. K. schw. 63/30.

[2]) Vergl. Pribram, a. a. O. 572 ff.

[3]) Relatio cum voto, was dem Grémonville auf seine jüngste Proposition den 13. August zu antworten sein möchte, 22. August 1672; Wien. St. A. Vota u. Konf.-Prot. VIII—X.

[4]) Kleists Relation vom 25. August; Münch. St. A. 63/30.

[5]) Relationen Kleists vom 18., 21. 25. August; ebenda.

[6]) Das Originalreskript liegt nicht vor. Sein Inhalt ergibt sich uns aus einer vom 18. August datierten Minute (die aber unzweifelhaft noch spätere Veränderungen erfahren hat), zwei ziemlich übereinstimmende Postskripta vom 18. und 19. August, sowie den unten vermerkten Nachrichten über die Konferenz vom 26. August. Das Datum des kurfürstlichen Briefes muß nach Kleists Relation vom 25. August der 19. gewesen sein.

[7]) Ferdinand Maria an Kleist, 5. Sept., ebenda.

ganz anders aus, als Kleist erwartet haben mochte. Dieser hatte am Schlusse der Konferenz nochmals darauf angetragen, daß, wenn der Marsch der Kriegsvölker geschehe, wenigstens Bayern davon unberührt bleiben sollte. Der Kurfürst bezeigte seine Unzufriedenheit darüber; nicht das sei der Zweck der Mission gewesen, sondern den Aufbruch der Truppen überhaupt zu verhindern.[1]) Die Durchsetzung dieser Absicht sollte sich also Kleist in der nächsten Beratung angelegen sein lassen, denn das Eingreifen in die Ereignisse am Niederrhein könne für „keine bloße Defension" gehalten werden.

Die Hoffnung auf Erfolg hatte allerdings auch der Münchner Hof schon verloren.[2]) Den in der Beurteilung der Lage zu Tage getretenen Optimismus des Gesandten teilte er durchaus nicht. Vielmehr sollte Kleist den Wiener Räten mitteilen, es sei seinem Herrn wohl bekannt, daß der Kaiser Kurköln feindlich zu überziehen gedenke, daß er beträchtliche Subsidien von Spanien empfange und nach eben eingelaufenen Nachrichten aus dem Haag[3]) ein Bündnis mit den Generalstaaten abgeschlossen habe.

Am 26. August brachte Kleist das Schreiben in einer zweiten Besprechung Lobkowitz und Hocher zur Kenntnis.[4]) Dem Befehle gemäß stellte er nochmals die sehr nachdrückliche Bitte,[5]) der Kaiser wolle den Marsch seiner Truppen zurückhalten und in Regensburg eine Reichsmediation zwischen Frankreich und Brandenburg proponieren. Denn wie es in dem kurfürstlichen Briefe hieß, es sei „unfreundlich, daß man gleich mit Thätlichkeit verfahren und

---

[1]) „So hat es doch das ansehen, als wann deine abschickhung allein dahin gemaint gewesen, unsere Landt von dern Durchzügen zu versichern."

[2]) P. S. vom 19. August, ebenda.

[3]) Schreiben aus dem Haag (ohne Unterschrift) vom 11. August; ebenda.

[4]) Kleists Protokoll der Konferenz, Münch. St. A. 63/30; Relatio Kleists vom 28. August, ebenda; Relatio Conferentiae und Votum vom 30. August; relatum Aug.mo 1. Sept.; Wien. St. A., 4 A Vorträge.

[5]) „Der bayerische Envoyé hat bishero und erallen contradicenten zum hefftigsten wider die schickhung der Kays. Völcker gerödet und laboriret", heißt es in einem kaiserfreundlichen Wiener Schreiben von unbekannter Hand, dat. 28. August. Stoiberer sandte es als Beilage seines Schreibens vom 11. September nach München; Münch. St. A. 63/30.

dem König abdringen wolle, was man den Holländern fast per Saeculum in Händen gelassen habe." Allein auch stärkere Gründe hätten nicht mehr vermocht, das rollende Rad aufzuhalten. „Man pflege mit dem Wasser dahin zu eilen, wo es brenne," war die nächste Erwiderung.[1]) Allen seinen langatmigen „mündlichen und schriftlichen Propositionen" sowie noch einer dritten und letzten Konferenz vom 6. September zum Trotze erlangte Kleist doch nicht mehr, als den in verschiedenen Variationen wiederkehrenden Bescheid, „daß Ihre Maj. keinen Krieg verlangen und ohne die höchste Not die Verfassung nicht resolviert hätten". Den Vorwurf, Leopold sei bereits mit Holland eine Allianz eingegangen, konnten des Kaisers Minister damals noch als unrichtig zurückweisen.[2]) In einzelnen Wendungen kam aber auch der ganze Stolz des Wiener Hofes zum Vorschein. So in der Erwiderung auf die Andeutung Bayerns daß Leopold spanische Subsidien erhalte, „Ob Ihre Kais. Maj. von der Krone Spanien einige Geldsubsidia oder nicht empfangen, darum habe sich niemand zu formalisieren noch Ihre Kais. Maj. derentwegen Red und Antwort zu geben."[3]) Seitdem einmal so schroffe Worte gefallen waren, wurde in der Sache selbst nicht mehr viel geredet.[4]) Schon am 6. und dann abermals am 9. Sep-

[1]) Kaiserliche Antwort über die mit H. v. Kleist den 26. August gehaltene Konferenz; Wien. St. A., 4 B Bavarica.

[2]) Allerdings hatte Lisola am 25. Juli einen Vertrag mit den Staaten abgeschlossen, allein der Kaiser hat deswegen seinen Vertreter im Haag auf das schärfste getadelt und den Vertrag erst weit später nach erheblichen, die Tendenz der Allianz mildernden Abänderungen gutgeheißen; vergl. Pribram, a. a. O. 568 ff., 582 ff., Publikationsorte des Vertrages bei Bittner, Chronologisches Verzeichnis etc., a. a. O.

[3]) Kurzer Begriff dessen, so dem Chur bayer. Herrn Abges. bey weiterer Conferentz den 6 Sept. vorgetragen worden, Wien. St. A., 4 B Bavarica; Bericht Kleists vom 9. September, Münch. St. A. 63/30; desselben Protokoll der Konferenz, ebenda (die Protokolle der drei Konferenzen vom 12., 26. August und 6. September hat Kleist jedesmal abschriftlich Hocher ausgehändigt, sie befinden sich daher auch Wien. St. A., 4 B Bavarica); Relatio Conferentiae, consult. 7. Sept., aufges. 8. Sept., relat. 10. Sept.; Wien. St. A., 4 A Vorträge.

[4]) Kleists letzte Relationen vom 10., 15., 22. und 25. September enthalten nichts neues mehr.

tember hatte Ferdinand Maria seinem Abgesandten befohlen, sich für die Heimreise zu rüsten und am Hofe zu verabschieden. Vom 17. September ist die definitive kaiserliche Antwort an Kleist datiert,[1]) welche noch einmal, oft wörtlich, alle schon vorher gemachten Ausführungen zusammenfaßt; Brandenburg müsse wieder zu dem Seinigen gelangen, weshalb die gewünschte „Sistierung der Waffen nicht prakticierlich" sei, eine Reichsmediation aber verspreche bei der bekannten Schwerfälligkeit des Reichstags auch in der Erledigung unbedeutender Angelegenheiten keinerlei Erfolg.[2]) Der Bescheid endete mit dem Ausdruck der Hoffnung, Ferdinand Maria werde, wenn der Brandenburger seine Beschwerde über Frankreich vor den Reichstag bringe, durch seine Gesandten dahin antragen lassen, daß Friedrich Wilhelm „wiederum zu dem Seinigen mit nächstem wirklich gelangen könne."

Am Nachmittag des 18. September erhielt Kleist auf Ansuchen seine Abschiedsaudienz beim Kaiser, der hierbei die Hoffnung aussprach, daß der Kurfürst nunmehr „genugsam ersehen werde, wie Sie [S. Kais. Maj.] in allem auf die Sicherheit und Beruhigung des Reiches Ihr vornehmstes Absehen hätten, wie Sie dann auch ferner darin zu verharren gemeinet".[3])

---

[1]) Dekret an den Churbayrischen Residenten den von Kleist auf sein mündliches und schriftliches Anbringen; s. Anlage XII.

[2]) Daß diese Besorgnis nicht vom Wiener Hofe geheuchelt, sondern ebenso echt war wie richtig, zeigte sich während des Aufenthaltes Königseggs in München. Am 31. Oktober wies dieser Fürstenberg auf die Unfruchtbarkeit einer Reichsmediation hin (Bericht K.'s vom 8. Novbr.; Wien. St. A., St. K. Bayern, Korresp. 1); in seinem Reskript vom 9. Nov. (ebenda R. K. Weisungen nach München 1672—80) lehnte sie Leopold aus demselben Grunde ab. Allerdings gab es für die Wiener Politik noch ein zweites Motiv hierfür. Wir werden dasselbe an anderer Stelle kennen lernen.

[3]) Bericht Kleists, 22. Septbr.; ebenda. Vom selben Datum ist auch das Rekreditiv des Kaisers, welches Kleist zugleich mit der definitiven schriftlichen Antwort der kaiserlichen Minister (s. Anlage) am 25. September nach München schickte. Das Theatrum Europ. XI, 58a weiß noch von einer Unterhandlung des „zu Wien subsistierenden bayerischen Rates, Herrn v. Clenstein," zu berieten. Weder über die Tatsache noch über die Persönlichkeit ist mir sonst etwas bekannt geworden.

Aus einem anderen Munde hätte diese Äußerung bei der bekannten, so oft und dringlich ausgesprochenen Gesinnung des Kurfürsten Ferdinand Maria wie Hohn klingen können. Bei Kaiser Leopold ist diese Annahme sicherlich ausgeschlossen; er sprach hier doch die höhere Auffassung einzelner kaiserlicher Minister aus, daß die Sicherheit und Ruhe des Reiches besser als durch Stillsitzen dadurch gewahrt werde, daß man den ungebehrdigen französischen Bundesgenossen im Reiche den Zaum anlege, und am besten dadurch, daß Holland gerettet werde. Wenn Bayern geltend machte, der Marsch an den Rhein gegen Köln und Münster verstoße gegen das alte Friedensinstrument und störe den Frieden, so bezahlten die Wiener mit gleicher Münze, indem sie betonten, eben zur Herstellung des gestörten Friedens müsse der Kaiser marschieren lassen.

Immerhin hatte die Sendung Kleists die Situation geklärt. Der diplomatische Austausch war in diesen Tagen in Wien besonders lebhaft. Unter den fremden Gesandten an der Hofburg herrschte eine deutlich erkennbare Stimmung gespannter Erwartung im Hinblick auf das Vorgehen des Kaisers. So konnte Kleist sich und damit auch Ferdinand Maria über mancherlei orientieren, was dem Münchener Hofe vielleicht entgangen wäre.

Allein darum war ihm der Erfolg doch versagt geblieben; in dem eigentlich Wesentlichen und Wichtigen hatte man sich nicht verständigt. Der Versuch Bayerns, das halb gezückte kaiserliche Schwert in der Scheide zurückzuhalten, war gescheitert.

Aber ebenso täuschte sich der Fürst, welcher jetzt kraftvolles Handeln von der Hofburg erwartete und gemäß seines Vertrages erwarten durfte. Friedrich Wilhelm ist oft während seines wechselvollen und ereignisreichen Lebens selbständige und gewiß nicht immer die gradesten politischen Wege gegangen, abseits vom Kaiser und von den Ständen, diesmal fühlte er sich einig mit dem Oberhaupte des Reiches. Er mag es als einen großen Augenblick empfunden haben, da er an der Spitze seiner jungen Kriegsmacht nach dem Rheinstrom aufbrach, um dort in der Waffenbrüderschaft mit den Kaiserlichen entscheidend aufzutreten, oder wenigstens dem bedrängten oranischen Vetter Luft zu machen. Es kam nicht

ganz so. Die Schuld lag allerdings nur zum geringsten Teile an dem Brandenburger, wenn die Wirkungen zuletzt doch weit hinter den Absichten zurückblieben. Denn die Aspekten änderten sich fast im selben Augenblicke, in welchem sich die Vereinigung der verbündeten Heere vollzog. Ludwig XIV. hatte ihnen in Turenne keinen verächtlichen Gegner in den Weg gestellt. Schlimmer aber war, daß Habsburg aus den uns bekannten Gründen nur mit halbem Herzen und mit halben Mitteln in die neugeschaffene Situation eintrat. Montecuccoli ist uns als zaudernder, behutsam rechnender Heerführer hinlänglich bekannt, er war es nie mehr, als in der jetzt beginnenden trostlosen Herbstkampagne, der er in zweifelnder und lauer Tatlosigkeit mehr als Politiker denn als Feldherr, mehr ein Hemmschuh für die brandenburgischen Pläne als deren Förderer beigewohnt hat. Allerdings folgte er damit nur ungern den gemessenen Vorschriften des Kaiserhofes, „jede Ruptur zu meiden", und „nichts ohne bleiernen Fuß zu tun". Denn in Wien war die Kampfeslust sofort verflogen, als es Ernst zu werden drohte; aus allen weiteren Maßnahmen und Befehlen sprach die ängstliche Vorsicht, den Bogen nur nicht zu straff zu spannen und Frankreich zu offener Kriegserklärung zu drängen. Dadurch, daß man „gleichsam Krieg und Frieden zu vereinigen"[1]) suchte, ergab sich ein durchaus gekünsteltes und widerspruchsvolles Verhältnis, welches selbst in jenem Zeitalter politischer Unklarheiten vielleicht einzig dasteht, jedenfalls aber das Scheitern aller weitergehenden Aktionspläne Friedrich Wilhelms unvermeidlich machte.

Wir stehen hiermit wieder an dem Punkte, von welchem wir am Eingang des Kapitels ausgegangen waren. Die unerfreulichen Einzelheiten des hoffnungslosen Feldzuges, der von Woche zu Woche an Energie und Schwungkraft verlor, haben wir nicht weiter zu verfolgen. Das praktische Ergebnis der Expedition — und darin fand sie ihre beste Berechtigung — war die Abziehung Turennes von Holland gewesen, um so ungünstiger aber drohten

[1]) Ranke, S. W. XXV/XXVI, 305.

sich zunächst die mittelbaren Wirkungen der seltsamen Heerfahrt auf die deutsche Fürstenwelt zu gestalten.

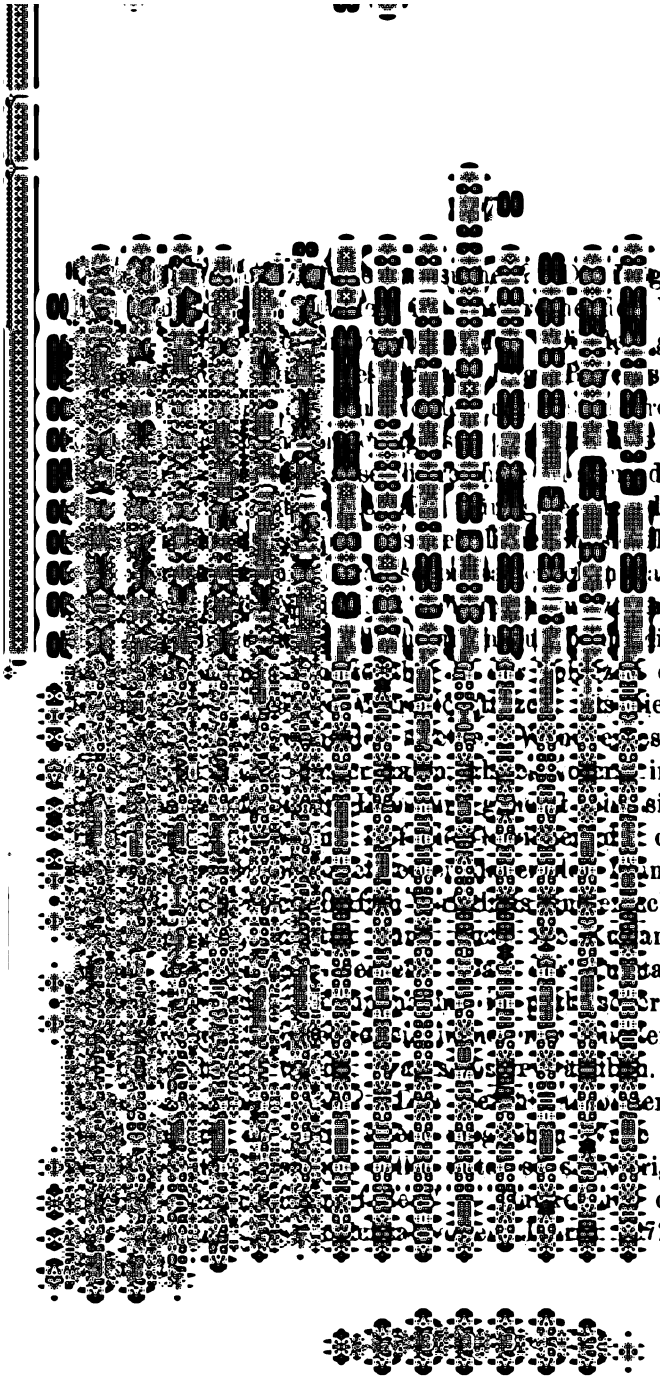
Wenigen unter den damaligen Fürsten des Reiches ging für den moralischen Wert der Tat Friedrich Wilhelms, die als lebendiges Zeugnis noch unverlorener deutscher Tüchtigkeit bereits in spätere und bessere Zeiten hinüberweist, das richtige Verständnis auf. Bescheiden mochte auch die Zahl derer sein, welche die Heilsamkeit der Tendenz, Holland zu erretten, für das Reich ganz zu ermessen verstanden. Die Mehrzahl empfand wohl doch mit innerem Mißvergnügen das selbständige Vorgehen des Kaisers und seines brandenburger Allierten als eine den Satzungen von Münster und Osnabrück durchaus widersprechende Friedensstörung bedenklichster Art, die das Reich traf oder wenigstens treffen konnte. Die Kleinen und Ängstlichen aber fühlten sich in der Armut und Enge ihres politischen Horizontes sofort wieder von der nie ganz erloschenen Furcht vor der alten „Servitus Aulae Caesareae" beunruhigt.

Bei diesen Elementen, die auf die Losung von Paris nur zu warten schienen, hatte Ludwig XIV. freies Feld vor sich, sobald ihm die Stunde gekommen schien, sie zu festerem Zusammenschluß aufzurufen.

Eine bedeutende Politik kann sich wohl ihr bestimmtes Programm mit unverrückbaren Zielen setzen, allein innerhalb dieser Grenzen wird sie sich ihre Bewegungsfreiheit zu sichern wissen, um ihren Zwecken auf verschiedenen Wegen, je nach der weiteren Entwickelung der stets veränderlichen äußeren Umstände zuzustreben. Dieser Maxime ist auch Ludwig in seinem Verhalten zu den Fürsten des Reiches gefolgt. Seine Intentionen gingen dahin, Kaiser und Reich aus dem Spiele zu halten, wenigstens so lange, bis er mit Holland zu Ende gekommen war. Zunächst galt es daher für ihn, unter kluger Ausnutzung vorhandener Mißstimmungen die alten Beziehungen im Reiche zu stärken und zu befestigen, neue anzuknüpfen und das bewährte System der Allianzen zu einer „dritten Partei" im Reiche zu verdichten, welche durch ihr bloßes Vorhandensein die Neutralität des Kaisers verbürgen konnte. Gedachte aber Leopold trotzdem im kommenden Jahre den Feldzug an den Rhein mit größerem Ernste zu wiederholen, dann wollte

der mächtige Zauberer an der Seine Armeen aus der deutschen Erde stampfen, die an der Pforte des Reiches den kaiserlichen Völkern gewaltsam den Weg verlegen sollten.

Es waren Jahre blutigen Ernstes, denen die zerrissene deutsche Nation entgegenging. Unklare neue Befürchtungen und Sorgen traten zu den alten. Über dem „Volke der Mitte Europas" lag es wie eine drohende Wolke, die selbst der Besonnenen Urteil verwirrte über das, was gut oder böse war. Wer den Blick auf den Grund des deutschen Lebens senkte, sah wohl noch manche guten Geister am Werke, die sich in die Tiefen des unmächtigen Bürgertums gerettet hatten. Aber wie viele Geschlechter sollten kommen und gehen, ehe deren Zeit erfüllet ward! Und gesetzt, daß der Kaiser wirklich das Kriegsspiel gegen Frankreich von neuem wagte und die opferfreudigsten und weitblickendsten unter des Reiches Fürsten, dem außerordentlichen Beispiele des mannhaften und entschieden handelnden Brandenburgers folgend, siegreich bestehen sollten gegenüber der verhüllten Drohung wie der arglistigen Lockung Frankreichs und dem versuchenden Scheine seines Goldes, an dessen Besitze wie am Schatze der alten Sage das Unheil hing, — auf wessen Seite würde dann Bayern zu finden sein? Tatsächlich war es durch das Geheimnis der Allianz von 1670 bereits innerlich vom Hause Habsburg gelöst und in den verhängnisvollen Bannkreis der französischen Politik gezogen worden. Würde es das folgenschwere Wort aussprechen, welches man seit jenem vorbereitenden Vertrage in Paris sehnlichst erhoffte und unter dem Schatten des Lilienbanners seine im Feuer des dreißigjährigen Krieges gehärteten Waffen mit denen Frankreichs vereinigen? Oder — so sehr alle Zeichen dagegen sprachen — noch auf halber Bahn umkehren, getreu dem letzten Mahnwort Maximilians I., zum Kaiser treten und wenigstens sein reichspflichtmäßiges Kontingent in dessen kriegerische Gefolgschaft stellen? Oder würde es endlich, was dem friedseligen, jedem resoluten Wagnis abgewandten Geiste des Kurfürsten und der von äußerer Beeinflussung wahrlich nicht freien Neigung seiner Ratgeber am meisten zu entsprechen schien, im versteckten Einverständnis mit dem französischen Partner die mißliebige Rolle des neutralen



glichkeiten von Ver-
Verhältnis zu ein-
gegen kriegerische
s und der Offenheit
reite Angriffsflächen
der Zertrümmerung
der zweite war wohl
dritte aber, inmitten
lmacht Frankreichs
chbar übelwollende
n, mochte zwar für
is Ferdinand Marias
den Münchener Hof
ie waren, welche er
s mit der Neutralität
in seinen Absichten
sie gelten zu lassen?
offenen Feindschaft
nkenbedrohung vor-
chieden kriegerische
ande erst recht zur
taat als ausschlag-
r Abschätzung aller
erritoriales Interesse
n. Aber wo würde
er Sicherheit schien
bieten zu können.
rigen Umständen die
drohend erhob sich
72 vor Bayern die

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Einleitung	1*—126*
Kapitel I. **Frankreichs Stellung zu den europäischen Mächten im 17. Jahrhundert**	1*—63*
Der innere Aufschwung Frankreichs	1*—24*
Frankreichs Bedrohung durch die spanische Weltmonarchie	1*
Das Erstarken der französischen Monarchie unter Heinrich IV. und Richelieu	3*
Die eigenartige Stellung des französischen Königtums	6*
Staatsrechtliche Anschauungen	9*
Bestrebungen der französischen Könige zur Erlangung der Kaiserkrone	12*
Übereinstimmung des Volkes mit der Monarchie	16*
Die Schwäche der benachbarten Nationen als weitere Ursache für Frankreichs Größe im 17. Jahrhundert	24*
Frankreichs Nachbarn	24*—40*
Der Niedergang Spaniens	24*
Die Zersplitterung Italiens	25*
Heinrichs IV. und Richelieus politische Haltung gegenüber Italien	31*
Frankreich, der natürliche Rival Italiens	33*
Die politische Ohnmacht des deutschen Reiches	34*
Nationale Erinnerungen und Hoffnungen	35*
Frankreichs Könige als Schützer reichsfürstlicher Libertät	37*
Gegensätzlichkeit der historischen Entwickelung Frankreichs und Deutschlands	39*
Die französische Politik der Allianzen	40*
Der Kampf um die Rheingrenze	45*—63*
Frankreichs Versuche der Erwerbung Lothringens	45*
Dessen gefährliche Situation	49*
Der Kampf um Lothringen ein Teil des Kampfes um die Rheingrenze	50*

Seite

Ursprung und Entwickelung der Rheinfrage 51*
Sie umfaßt im weiteren Sinne auch Flandern und die niederländischen Gebiete 53*
Der Untergang Burgunds als Anfang des 200jährigen Krieges zwischen Habsburg und Bourbon 55*
Richelieus Formulierung des alten Gedankens von Frankreichs natürlicher Begrenzung 56*
Ludwig XIV. erweitert den Kampf um die spanischen Niederlande zum Kampfe um die französische Weltherrschaft 59*
Schicksale Belgiens bis zur Gegenwart 60*

Kapitel II. **Die welthistorische Bedeutung des Zeitalters der spanischen Erbfolgefrage** ..... 64*—126*

Der Niedergang Frankreichs als Folge der Politik Ludwigs XIV. ..... 64*—76*
Alle Fragen der französischen Politik vereinigt in der spanischen Erbfolgefrage 64*
Mazarin ihr Schöpfer 65*
Erhebung der europäischen Gleichgewichtsidee. Deren Geschichte 66*
Verkennung ihrer Stärke von seiten Ludwigs XIV. 68*
Andere Fehler seiner Politik 69*
Verderbliche Konsequenzen für Frankreich 73*

Weitere politische Folgen des Zeitalters der spanischen Erbfolgefrage ..... 76*—95*
Der Untergang der spanischen Weltmonarchie 76*
Sieg der Idee des europäischen Gleichgewichts 76*
Veränderte europäische Stellung Österreichs 78*
Gleichzeitige Umwandlungen des nordöstlichen Staatensystems: Schwächung Schwedens, Eintritt Rußlands in die Reihe der Großmächte, Aufkommen Preußens 79*
Die europäische Pentarchie 83*
Die Kabinettspolitik des 17. und 18. Jahrhunderts 85*
Ihre Begünstigung einer sehr mechanischen Auffassung in der Politik 90*
Napoleon als deren rücksichtslosester Repräsentant. Sein Scheitern an der organischen Weltanschauung des 19. Jahrhunderts ... 90*
Vorteile der kontinentalen Kämpfe für England 91*
England von jeher der konsequente Vertreter der Gleichgewichtsdoktrin 92*

Die universellen und wirtschaftlichen Folgen des Zeitalters der spanischen Erbfolgefrage ..... 95*—110*

Seite

Der Sukzessionskrieg im Sinne der Seemächte ein Handelskrieg 95*
Englands natürliche Bestimmung als See- und Handelsmacht.. 96*
Daraus von Cromwell gefolgerte Notwendigkeit der Schwächung Hollands 97*
Der Verlust der maritimen Hegemonie Hollands als Ursache des Verlustes seiner Handelsherrschaft 98*
Englands Fortschritte auf dem Wege kolonialer Ausdehnung.. 99*
Relativ geringe Kolonisationserfolge der Spanier, Holländer, Franzosen 101*
Von England geht der Kampf gegen das Merkantilsystem aus 104*
Aufblühen des transozeanischen Handels 105*
Englands Seesiege über Frankreich 108*
Wirtschaftlicher Rücktritt des romanischen Elementes vor dem germanischen 109*
Die kulturellen Folgen des Zeitalters der spanischen Erbfolgefrage 110*—126*
a. Die Reformation als sittliche Befreierin des Individuums 111*
Der individualistische Gedanke in Holland und England 112*
Die Einführung Englands in die europäische Politik durch Wilhelm III. und der dadurch erleichterte Einfluß der englischen Geistesentwickelung auf den Kontinent 112*
b. Rückgang des eifernden religiösen Geistes 114*
Die Reunionsbestrebungen 114*
Frankreich als erster Vertreter politisch-religiöser Toleranz 116*
Rückschritt Ludwigs XIV. durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes 119*
Überwindung der religiösen Gegensätze durch die politische Notwendigkeit des Kampfes gegen Frankreichs Universalmonarchie 120*
c. Anfänge der Presse 121*
Wachsen der öffentlichen Meinung im Zeitalter Ludwigs XIV.. 123*
Schlußbemerkung 125*

Erstes Buch.

Die Ursprünge der spanischen Erbfolgefrage und ihr erstes Herantreten an Bayern.

Kapitel I. **Die Kaiserwahl Leopolds I.** 85—169
A. Die Sendung Vautortes und der Tod Kaiser Ferdinands III. 85—110
Bayern als Säule des Katholizismus im 16. und 17. Jahrhundert 86
Wittelsbach und die Kaiserwürde 87

Seite

Maximilians Haltung im 30jährigen Kriege ... 88
Die Sendung Vautortes ... 93
Ihre Bedeutung für die spanische Erbfrage ... 94
Der Ursprung der „Großen Frage" ... 95
Mazarins Absicht, Habsburg das Kaisertum zu entreißen ... 98
Er will es Bayern zuwenden ... 99
Stimmung am Münchener Hofe ... 100
Tod Ferdinands III. ... 102
An zweiter Stelle steht die Kandidatur von Pfalz-Neuburg ... 105
Sehr im Hintergrunde die Ludwigs XIV. selbst ... 106

B. Bayerns Stellung zum Kaiserprojekte ... 110—149
Kurfürstin Adelheid ... 110
Ihr Gegensatz zur Kurfürstin-Mutter und dem Grafen Kurz ... 114
Halbe Erklärung des Kurfürsten Frankreich gegenüber ... 115
Instruktion Gramonts ... 117
Negatives Ergebnis der Unterhandlung Gramonts ... 121
Persönliche Stellung Ferdinand Marias zu dem Kaiserprojekte ... 122
Die Stimmung der einzelnen Kurfürsten ... 129
Sie läßt erkennen, daß eine bayerische Kandidatur anfangs nicht völlig aussichtslos gewesen wäre ... 140
Die notwendige Folge der Ablehnung war die Entfremdung zwischen dem Münchener und Pariser Hofe ... 147

C. Kaiserwahl und Erbfolgefrage in ihrer wechselseitigen Beeinflussung ... 150—169
Sorge der Kurfürsten vor Erneuerung des Reiches Karls V. ... 151
Gemeinsamkeit der Interessen des Madrider und Wiener Hofes ... 152
Gegensätze zwischen beiden ... 155
Nicht unverdächtige Haltung des Erzherzogs Leopold Wilhelm ... 158
La Fuentes und Peñerandas Tätigkeit in Wien ... 158
Vereinfachung der Situation durch die Geburt des Infanten ... 162
Europäischer Charakter der Wahlfrage ... 163
Brandenburgs bedeutsame Stellung. Der Gegensatz seiner Entwickelung zu Österreich und Bayern ... 164
Wirkungen der Kaiserwahl ... 166

Kapitel II. **Bayerns Stellung zu Frankreich im Dezennium des ersten Teilungsvertrages** ... 170—232

A. Die ersten diplomatischen Berührungen der beiden Höfe ... 170—209
Der Pyrenäische Frieden schließt die spanische Ära ab, er eröffnet durch den Heiratsvertrag das Zeitalter der spanischen Erbfolgefrage ... 171

	Seite
Tod des Infanten, Geburt des Dauphin	173
Frankreichs Absichten auf die spanischen Niederlande	175
Hollands Stellung dazu	177
Frankreich sucht Verbündete	181
Vereinzelte Mißstimmungen am Münchener Hofe gegen Österreich	182
Lionnes Schreiben an Adelheid, 8. Dezember 1662	189
Adelheids weitere Korrespondenz mit ihm	192
Erste Annäherung der beiden Höfe	193
Vermählung Leopolds mit Marg. Theresia	202
Lionne sucht Spanien zu isolieren	203
Bayern soll in Regensburg den Neutralitätsgedanken vertreten	204
Memoire Prignanis, 27. September 1667	208
Der Aachener Friede	209
B. Der erste Teilungsvertrag und die Verknüpfung der spanischen und österreichischen Erbfrage in der französich-bayerischen Allianz	210—232
Todesfälle im Hause Habsburg	210
Gefahr des Erlöschens des österreichischen Hauses Habsburg	212
Bayerns hierauf gerichtete Wünsche	213
Frankreich ergreift den Gedanken einer Teilung Spaniens	214
Der erste Teilungsvertrag	214
Die Fürstenberger als Mittler zwischen München und Paris	217
Die Ereignisse in Spanien	220
Der Abschluß der französisch-bayerischen Allianz	226
Beurteilung derselben	227
Kapitel III. Ludwigs XIV. Angriff auf die Generalstaaten	232—307
A. Hollands Fall und seine Erhebung	233—252
Ursachen des Angriffs auf Holland	233
Ludwigs spätere Aussage darüber	241
Überfall Lothringens	243
Auffassung dieses Ereignisses im Reiche	244
Isolierung der Generalstaaten	246
Hollands Friedseligkeit	247
Sein Erliegen	249
Erhebung des Prinzen Wilhelm	250
Stillstand der französischen Waffenerfolge	252
B. Die ersten Versuche Bayerns den Reichsfrieden zu erhalten	252—307
Brandenburgs Auftreten zu Gunsten Hollands	253
Die Auffassung in Regensburg	256
Rangstreitigkeiten daselbst	257

	Seite
Stellung des Münchener Hofes	260
Bayerns Politik im Schlepptau von Kurköln	261
Die Türkengefahr im Jahre 1671	266
Des Kaisers Haltung gegenüber Frankreich	267
Der „Punctus securitatis publicae"	269
Bayerns Widerstreben	271
Der Extendistenstreit	273
Bayern an der Spitze der Opposition	274
Brandenburgs Ausscheiden aus dieser	277
Graf Frobenius Maria von Fürstenberg in München	279
Halber Erfolg seiner Sendung	281
Die kaiserlichen Excitatorien vom 26. März 1672	284
Die Kreistage zu Landshut und Ulm	284
Mißtrauen in Wien gegen Bayern	286
Die Männer vermittelnder Richtung am Kaiserhofe	288
Die Besetzung der clevischen Festungen im Sommer 1672	289
Der Gedanke der Reichsmediation	290
Bayern macht sich zu seinem Vertreter	291
Interpellation in Regensburg wegen der kaiserlich-brandenburgischen Allianz	293
Sendung Kleists nach Wien	294
Verhandlungen daselbst mit der Konferenz Juli und August 1672	295
Abschlägiger Bescheid im September	301
Ausgang der Mission Kleists	302
Die kaiserlich-brandenburgische Expedition an den Rhein	304
Stimmungen unter den deutschen Reichsfürsten	305
Ausblick	306

Nachträge und Verbesserungen.

71* Anm. 3. 2. Zeile von unten lies: antérieures statt autérieures.
102 Anm. 1: lies Ferdinands statt Leopolds.
102 Anm. 4: lies 1673 statt 1773.
109 Anm. 1: lies oben statt eben.
110 Anm. 3 Zeile 5 von unten lies: S. 12 Anm. 3 statt S. 13.
111 Anm. Zeile 10 von oben lies: 800—1714 statt 275—343.
123 Anm. Der Hinweis auf die bei Keyßler abgedruckten ausgemerzten Stellen Prioratos findet sich außer bei Krones noch bei Wegele, Gesch. d. deutschen Historiographie 525, Anm. 3.
131 Zeile 1 von oben lies: des Mainzers statt des Mainzer.
136 Anm. 2 lies: Gramont statt Grammont (ebenso 148 Anm. 1).
202 Anm. 1: vergl. noch besonders Privatbriefe Kaiser Leopolds I. an den Grafen F. E. Pötting 1662—73. Herausg. von Pribram und Landwehr von Pragenau. I. Teil: Nov. 1662 bis Dez. 1668. II. Teil: Jan. 1669 bis Dez. 1673; in: Fontes rerum Austriacarum, II. Abteil. Bd. 56, 57 (Wien 1903).
226 Anm. 3: wäre hinzuzufügen, daß der Vertrag neuerdings vollständig abgedruckt ist bei Döberl, Bayern und Frankreich etc. Bd. II (1903).
230 Anm. Zeile 6 von oben lies: Seite 17 statt S. 12.
252 Überschrift lies: die ersten Versuche, statt die vergeblichen Versuche.

Ausführliches Namen- und Sachregister im 2. Halbband.

Wilhelm III. von England

und

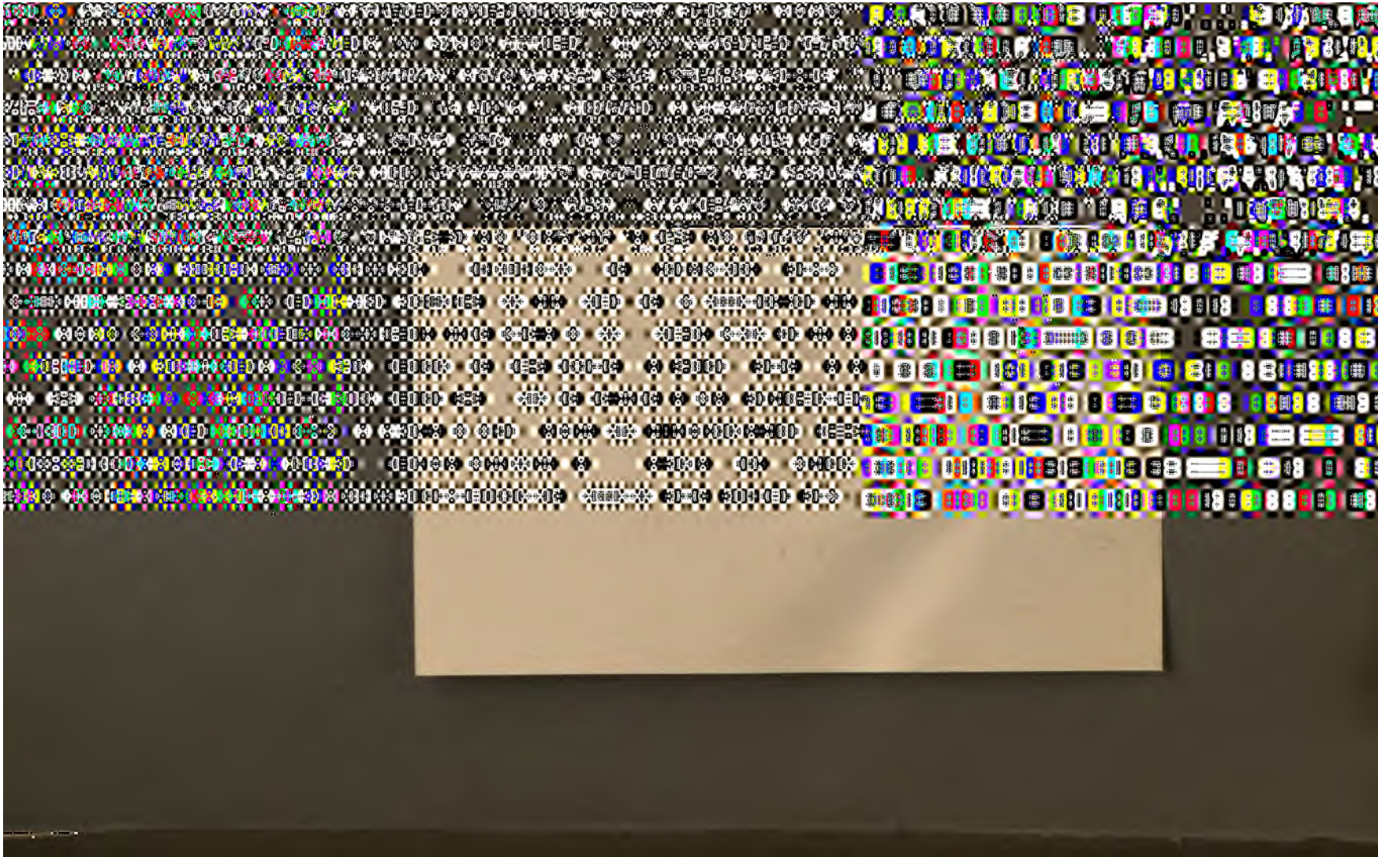
das Haus Wittelsbach

im Zeitalter der spanischen Erbfolgefrage

von

Dr. Georg Friedrich Preuss
Privatdozent an der königl. Universität München.

Erster Halbband.

Breslau
Trewendt & Granier's Buchh. (Alfred Preuss)
1904

☞ **Der zweite Halbband befindet sich im Druck und erscheint in einigen Monaten.**